This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

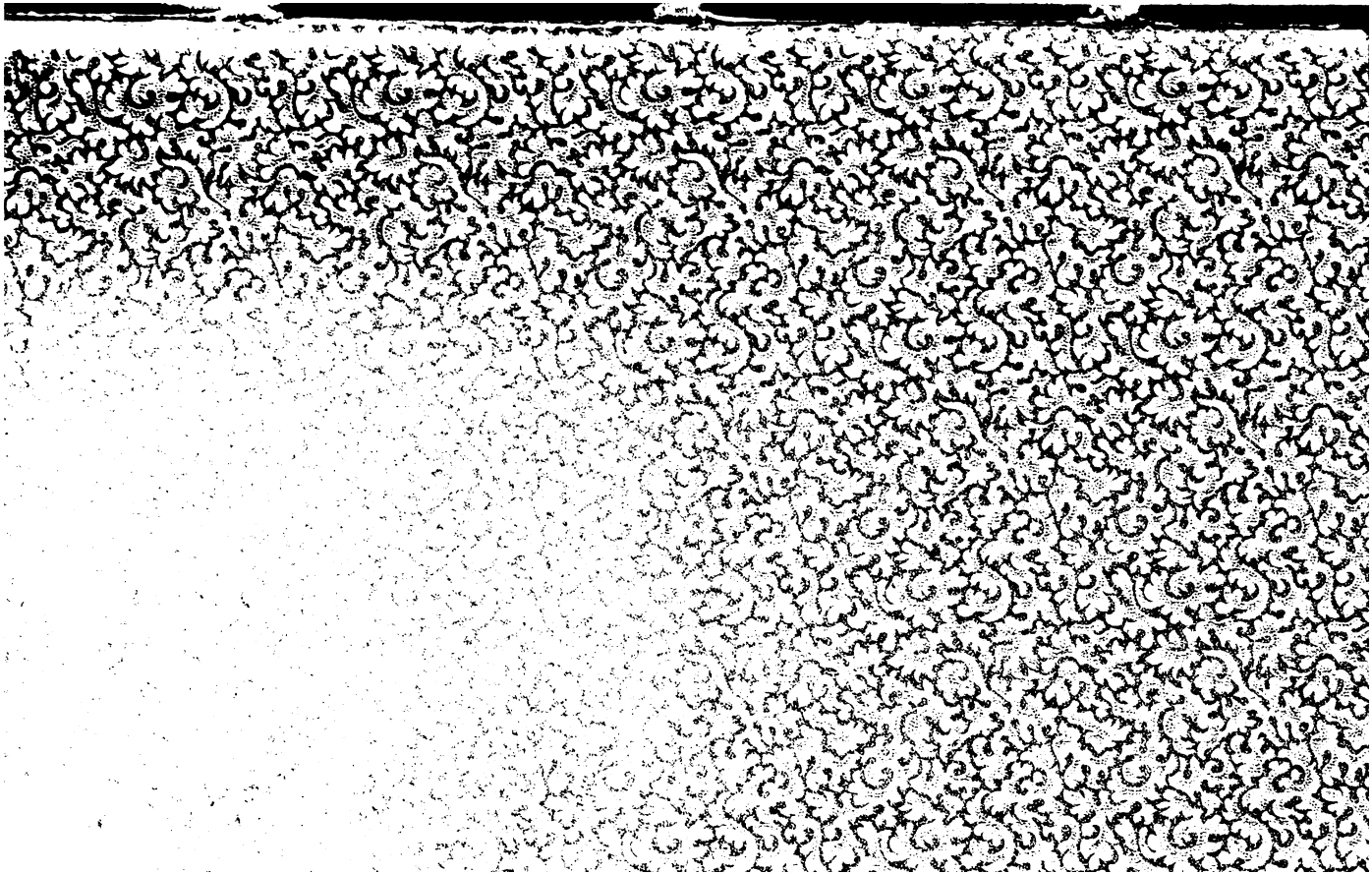
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 926,818

The
German-American
Goethe Library
University of Michigan.



838
G6
G4
1885
v.2

Gespräche mit Goethe.

Zweiter Theil.

27718

Johann Wolfg. v. Goethe

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen

von

Heinrich Düntzer.

In drei Theilen.

Nebst neuem Register.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1885.

1828.

Sonntag den 15. Juni 1828.

Wir hatten nicht lange am Tiſche geſeſſen, als Herr Seidel mit den Tirolern ſich melden ließ. Die Sänger wurden ins Gartenzimmer geſtellt, ſodaß ſie durch die offenen Thüren gut zu ſehen und ihr Geſang aus dieſer Ferne gut zu hören war. Herr Seidel ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. Die Lieder und das Gejodel der heitern Tiroler behagte uns jungen Leuten; Fräulein Ulrike und mir gefiel beſonders der „Strauß“ und „Du, du liegſt mir im Herzen“, wovon wir uns den Text ausbaten. Goethe ſelbſt erſchien keineswegs ſo entzückt als wir andern. „Wie Kirſchen und Beeren behagen“, ſagte er, „muß man Kinder und Sperlinge fragen.“ Zwiſchen den Liedern ſpielten die Tiroler allerlei nationale Tänze auf einer Art von liegenden Zithern, von einer hellen Querflöte begleitet.

Der junge Goethe wird hinausgerufen und kommt bald wieder zurück. Er geht zu den Tirolern und entläßt ſie. Er ſetzt ſich wieder zu uns an den Tiſch. Wir ſprechen von „Oberon“, und daß ſo viele Menſchen von allen Ecken herbeigeſtrömt, um dieſe Oper zu ſehen, ſodaß ſchon mittags keine Billets mehr zu haben geweſen. Der junge Goethe hebt die Tafel auf. „Lieber Vater“, ſagt er, „wenn wir aufſtehen wollten! Die Herren und Damen wünſchen vielleicht etwas früher ins Theater zu gehen.“ Goethen erſcheint dieſe Eile wunderlich, da es noch kaum vier Uhr iſt, doch fügt er ſich und ſteht auf, und wir verbreiten uns in den Zimmern. Herr Seidel tritt zu mir und einigen andern und ſagt leiſe und mit betrübtem Geſicht: „Euere Freude auf das Theater iſt vergeblich, es iſt keine Vorſtellung, der Groß-

herzog ist todt! Auf der Reise von Berlin hierher ist er gestorben." Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter uns. Goethe kommt herein, wir thun als ob nichts passirt wäre und sprechen von gleichgültigen Dingen. Goethe tritt mit mir ans Fenster und spricht über die Tiroler und das Theater. „Sie gehen heut in meine Loge", sagte er, „Sie haben Zeit bis sechs Uhr; lassen Sie die andern und bleiben Sie bei mir, wir schwätzen noch ein wenig." Der junge Goethe sucht die Gesellschaft fortzutreiben, um seinem Vater die Eröffnung zu machen, ehe der Kanzler, der ihm vorhin die Botschaft gebracht, zurückkommt. Goethe kann das wunderliche Eilen und Drängen seines Sohnes nicht begreifen und wird darüber verdrießlich. „Wollt ihr denn nicht erst euern Kaffee trinken", sagt er, „es ist ja kaum vier Uhr!" Indeß gingen die übrigen, und auch ich nahm meinen Hut. „Nun, wollen Sie auch gehen?" sagte Goethe, indem er mich verwundert ansah. — „Ja", sagte der junge Goethe, „Eckermann hat auch vor dem Theater noch etwas zu thun." — „Ja", sagte ich, „ich habe noch etwas vor." — „So geht denn", sagte Goethe, indem er bedenklich den Kopf schüttelte, „aber ich begreife euch nicht."

Wir gingen mit Fräulein Ulrike in die obern Zimmer; der junge Goethe aber blieb unten, um seinem Vater die unselige Eröffnung zu machen.

Ich sah Goethe darauf spät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn seufzen und laut vor sich hin reden. Er schien zu fühlen, daß in sein Dasein eine unersetzliche Lücke gerissen worden. Allen Trost lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wissen. „Ich hatte gedacht", sagte er, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will."

Die Großherzogin-Mutter traf die Todesnachricht in ihrem Sommeraufenthalte zu Wilhelmsthal, den jungen Hof in Rußland. Goethe ging bald nach Dornburg, um sich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehen und sich in einer neuen Umgebung durch eine frische Thätigkeit wiederherzustellen. Durch bedeutende ihn nahe berührende literarische Anregungen von seiten der Franzosen ward er von neuem in die Pflanzenlehre getrieben, bei welchen Studien ihm dieser ländliche Aufenthalt, wo ihm bei jedem Schritt ins Freie die üppigste Vegetation rankender Weinreben und sprossender Blumen umgab, sehr zu statten kam.

Ich besuchte ihn dort einigemal in Begleitung seiner Schwiegertochter und Enkel. Er schien sehr glücklich zu sein und konnte nicht unterlassen, seinen Zustand und die herrliche Lage des Schlosses und der Gärten wiederholt zu preisen. Und in der That, man hatte aus den Fenstern von solcher Höhe hinab einen reizenden Anblick. Unten das mannichfaltig belebte Thal mit der durch Wiesen sich hinschlängelnden Saale. Gegenüber nach Osten waldige Hügel, über welche der Blick ins Weite schweifte, sodaß man fühlte, es sei dieser Stand am Tage der Beobachtung vorbeiziehender und sich im Weiten verlierender Regenschauer, sowie bei Nacht der Betrachtung des östlichen Sternenheers und der aufgehenden Sonne besonders günstig.

„Ich verlebe hier", sagte Goethe, „so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröthe zu erquicken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freien und halte geistige Zwiesprache mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken sagen und wovon ich euch wunderliche Dinge mittheilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben."

Donnerstag den 11. September 1828.

Heute zwei Uhr, bei dem herrlichſten Wetter, kam Goethe von Dornburg zurück. Er war rüſtig und ganz braun von der Sonne. Wir ſetzten uns bald zu Tiſch, und zwar in dem Zimmer, das unmittelbar an den Garten ſtößt und deſſen Thüren offen ſtanden. Er erzählte von mancherlei gehabten Beſuchen und erhaltenen Geſchenken und ſchien ſich überall in zwiſchengeſtreuten leichten Scherzen zu gefallen. Blickte man aber tiefer, ſo konnte man eine gewiſſe Befangenheit nicht verkennen, wie ſie derjenige empfindet, der in einen alten Zuſtand zurückkehrt, der durch mancherlei Verhältniſſe, Rückſichten und Anforderungen bedingt iſt.

Wir waren noch bei den erſten Gerichten, als eine Sendung der Großherzogin-Mutter kam, die ihre Freude über Goethe's Zurückkunft zu erkennen gab, mit der Meldung, daß ſie nächſten Dienstag das Vergnügen haben werde, ihn zu beſuchen.

Seit dem Tode des Großherzogs hatte Goethe niemand von der fürſtlichen Familie geſehen. Er hatte zwar mit der Großherzogin-Mutter in fortwährendem Briefwechſel geſtanden, ſodaß ſie ſich über den erlittenen Verluſt gewiß hinlänglich ausgeſprochen hatten. Allein jetzt ſtand das perſönliche Wiederſehen bevor, das ohne einige ſchmerzliche Regungen von beiden Seiten nicht wol abgehen konnte, und das demnach im voraus mit einiger Apprehenſion mochte empfunden werden. So auch hatte Goethe den jungen Hof noch nicht geſehen und als neuer Landesherrſchaft gehuldigt. Dieſes alles ſtand ihm bevor, und wenn es ihn auch als großen Weltmann keineswegs geniren konnte, ſo genirte es ihn doch als Talent, das immer in ſeinen angeborenen Richtungen und in ſeiner Thätigkeit leben möchte.

Zudem drohten Beſuche aus allen Gegenden. Das Zuſammenkommen berühmter Naturforſcher in Berlin hatte viele bedeutende Männer in Bewegung geſetzt, die, in ihren Wegen Weimar durchkreuzend, ſich theils hatten melden laſſen und deren Ankunft zu erwarten war. Wochenlange Störungen, die den innern Sinn hinnahmen und aus der gewohnten Bahn lenkten, und was ſonſt für Unannehmlichkeiten mit

übrigens ſo werthen Beſuchen in Verbindung ſtehen mochten, dieſes alles mußte von Goethe geſpenſtiſch vorausempfunden werden, ſowie er wieder den Fuß auf die Schwelle ſetzte und die Räume ſeiner Zimmer durchſchritt.

Was aber alles dieſes Bevorſtehende noch läſtiger machte, war ein Umſtand, den ich nicht übergehen darf. Die fünfte Lieferung ſeiner Werke, welche auch die „Wanderjahre" enthalten ſoll, muß auf Weihnachten zum Druck abgeliefert werden. Dieſen früher in einem Bande erſchienenen Roman hat Goethe gänzlich umzuarbeiten angefangen und das Alte mit ſo viel Neuem verſchmolzen, daß es als ein Werk in drei Bänden in der neuen Ausgabe hervorgehen ſoll. Hieran iſt nun zwar bereits viel gethan, aber noch ſehr viel zu thun. Das Manuſcript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt ſein wollen. Hier fehlt etwas in der Expoſition; hier iſt ein geſchickter Uebergang zu finden, damit dem Leſer weniger fühlbar werde, daß es ein collectives Werk ſei; hier ſind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt: und ſo iſt an allen drei Bänden noch ſehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmuthig zu machen.

Goethe theilte mir vergangenes Frühjahr das Manuſcript zur Durchſicht mit; wir verhandelten damals ſehr viel über dieſen wichtigen Gegenſtand mündlich und ſchriftlich; ich rieth ihm, den ganzen Sommer der Vollendung dieſes Werkes zu widmen und alle andern Arbeiten ſo lange zur Seite zu laſſen; er war gleichfalls von dieſer Nothwendigkeit überzeugt und hatte den feſten Entſchluß, ſo zu thun. Dann aber ſtarb der Großherzog; in Goethe's ganze Exiſtenz war dadurch eine ungeheuere Lücke geriſſen, an eine ſo viele Heiterkeit und ruhigen Sinn verlangende Compoſition war nicht mehr zu denken, und er hatte nur zu ſehen, wie er ſich perſönlich oben halten und wiederherſtellen wollte.

Jetzt aber, da er mit Herbſtesanfang von Dornburg zurückkehrend die Zimmer ſeiner weimariſchen Wohnung wieder betrat, mußte ihm auch der Gedanke an die Vollendung ſeiner „Wanderjahre", wozu ihm nur noch die kurze Friſt weniger Monate vergönnt war, lebendig vor die Seele treten,

und zwar im Conflict mit den mannichfaltigen Störungen, die ihm bevorstanden und einem reinen ruhigen Walten und Wirken seines Talents im Wege waren.

Faßt man nun alles Dargelegte zusammen, so wird man mich verstehen, wenn ich sage, daß in Goethe trotz seiner leichten heitern Scherze bei Tische eine tiefer liegende Befangenheit nicht sei zu verkennen gewesen.

Warum ich aber diese Verhältnisse berühre, hat noch einen andern Grund. Es steht mit einer Aeußerung Goethe's in Verbindung, die mir sehr merkwürdig erschien, die seinen Zustand und sein eigenthümliches Wesen aussprach, und wovon ich nun reden will.

Professor Abeken zu Osnabrück hatte mir in den Tagen vor dem 28. August einen Einschluß zugesendet, mit dem Ersuchen, ihn Goethe zu seinem Geburtstage zu schicklicher Stunde zu überreichen. Es sei ein Andenken in Bezug auf Schiller, das gewiß Freude verursachen werde.

Als nun Goethe heute bei Tische von den mannichfaltigen Geschenken erzählte, die ihm zu seinem Geburtstage nach Dornburg gesendet worden, fragte ich ihn, was das Packet von Abeken enthalten.

„Es war eine merkwürdige Sendung", sagte Goethe, „die mir viele Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, bei der Schiller den Thee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, seine Aeußerungen niederzuschreiben. Sie hat alles sehr hübsch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und das liest sich nun nach so langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zustand versetzt wird, der mit tausend andern bedeutenden vorübergegangen ist, in diesem Fall aber glücklicherweise in seiner Lebendigkeit auf dem Papiere gefesselt worden.

„Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein! Wir andern

dagegen fühlen uns immer bedingt; die Perſonen, die Gegenſtände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Theelöffel genirt uns, wenn er von Gold iſt, da er von Silber ſein ſollte: und ſo, durch tauſend Rückſichten paralyſirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unſerer Natur ſein möchte, frei auszulaſſen. Wir ſind die Sklaven der Gegenſtände und erſcheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns dieſe zuſammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben."

Goethe ſchwieg, das Geſpräch miſchte ſich anders; ich aber bedachte dieſe merkwürdigen, auch mein eigenes Innere berührenden und ausſprechenden Worte in meinem Herzen.

Mittwoch den 1. October 1828.

Herr Hönninghauſen aus Krefeld, Chef eines großen Handelshauſes, zugleich Liebhaber der Naturwiſſenſchaften, beſonders der Mineralogie, ein durch große Reiſen und Studien vielſeitig unterrichteter Mann, war heute bei Goethe zu Tiſche. Er kam von der Verſammlung der Naturforſcher aus Berlin zurück, und es ward über dahin ſchlagende Dinge, beſonders über mineralogiſche Gegenſtände manches geſprochen.

Auch von den Vulkaniſten war die Rede und von der Art und Weiſe, wie die Menſchen über die Natur zu Anſichten und Hypotheſen kommen; bei welcher Gelegenheit denn großer Naturforſcher und auch des Ariſtoteles gedacht wurde, über welchen ſich Goethe alſo ausſprach.

„Ariſtoteles", ſagte er, „hat die Natur beſſer geſehen als irgendein Neuerer, aber er war zu raſch mit ſeinen Meinungen. Man muß mit der Natur langſam und läßlich verfahren, wenn man ihr etwas abgewinnen will.

„Wenn ich bei Erforſchung naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände zu einer Meinung gekommen war, ſo verlangte ich nicht, daß die Natur mir ſogleich recht geben ſollte; vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Verſuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn ſie ſich ſo gefällig erweiſen

wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. That sie es nicht, so brachte sie mich wol auf ein anderes Aperçu, welchem ich nachging und welches zu bewahrheiten sie sich vielleicht williger fand."

Freitag den 3. October 1828.

Ich sprach diesen Mittag bei Tische mit Goethe über Fouqué's „Sängerkrieg auf der Wartburg", den ich auf seinen Wunsch gelesen. Wir kamen darin überein, daß dieser Dichter sich zeitlebens mit altdeutschen Studien beschäftigt, und daß am Ende keine Cultur für ihn daraus hervorgegangen.

„Es ist in der altdeutschen düstern Zeit", sagte Goethe, „ebenso wenig für uns zu holen, als wir aus den serbischen Liedern und ähnlichen barbarischen Volkspoesien gewonnen haben. Man liest es und interessirt sich wol eine Zeit lang dafür, aber blos um es abzuthun und sodann hinter sich liegen zu lassen. Der Mensch wird überhaupt genug durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüstert, als daß er nöthig hätte, dieses noch durch die Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit zu thun. Er bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es thut ihm noth, daß er sich zu solchen Kunst- und Literaturepochen wende, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, sodaß es ihnen selber wohl war und sie die Seligkeit ihrer Cultur wieder auf andere auszugießen im Stande sind.

„Wollen Sie aber von Fouqué eine gute Meinung bekommen, so lesen Sie seine «Undine», die wirklich allerliebst ist. Freilich war es ein guter Stoff, und man kann nicht einmal sagen, daß der Dichter alles daraus gemacht hätte, was darinnen lag; aber doch, die «Undine» ist gut und wird Ihnen gefallen."

„Es geht mir ungünstig mit der neuesten deutschen Literatur", sagte ich. „Zu den Gedichten von Egon Ebert kam ich aus Voltaire, dessen erste Bekanntschaft ich gemacht, und zwar durch die kleinen Gedichte an Personen, die gewiß zu dem Besten gehören, was er je geschrieben. Nun mit Fouqué geht

es mir nicht beſſer. Vertieft in Walter Scott's «Fair Maid of Perth», gleichfalls das erſte, was ich von dieſem großen Schriftſteller leſe, bin ich veranlaßt, dieſes an die Seite zu legen und mich in den «Sängerkrieg auf der Wartburg» zu begeben."

„Gegen ſo große Ausländer", ſagte Goethe, „können freilich die neuern Deutſchen keine Probe halten; aber es iſt gut, daß Sie ſich nach und nach mit allem In- und Ausländiſchen bekannt machen, um zu ſehen, wo denn eigentlich eine höhere Weltbildung, wie ſie der Dichter bedarf, zu holen iſt."

Frau von Goethe trat herein und ſetzte ſich zu uns an den Tiſch.

„Aber nicht wahr", fuhr Goethe heiter fort, „Walter Scott's «Fair Maid of Perth» iſt gut? Das iſt gemacht! Das iſt eine Hand! Im Ganzen die ſichere Anlage, und im Einzelnen kein Strich, der nicht zum Ziele führte. Und welch ein Detail, ſowol im Dialog als in der beſchreibenden Darſtellung, die beide gleich vortrefflich ſind! Seine Scenen und Situationen gleichen Gemälden von Teniers; im Ganzen der Anordnung zeigen ſie die Höhe der Kunſt, die einzelnen Figuren haben eine ſprechende Wahrheit, und die Ausführung erſtreckt ſich mit künſtleriſcher Liebe bis aufs Kleinſte, ſodaß uns kein Strich geſchenkt wird. Bis wie weit haben Sie jetzt geleſen?"

„Ich bin bis zu der Stelle gekommen", ſagte ich, „wo Henry Smith das ſchöne Zithermädchen durch Straßen und Umwege nach Hauſe führt, und wo ihm zu ſeinem Aerger der Mützenmacher Proudfute und der Apotheker Dwining begegnen."

„Ja", ſagte Goethe, „die Stelle iſt gut. Daß der widerſtrebende ehrliche Waffenſchmied ſo weit gebracht wird, neben dem verdächtigen Mädchen zuletzt ſelbſt das Hündchen mit aufzuhocken, iſt einer der größten Züge, die irgend in Romanen anzutreffen ſind. Es zeugt von einer Kenntniß der menſchlichen Natur, der die tiefſten Geheimniſſe offenbar liegen."

„Als einen höchſt glücklichen Griff", ſagte ich, „muß ich auch bewundern, daß Walter Scott den Vater der Heldin einen Handſchuhmacher ſein läßt, der durch den Handel mit Fellen

und Häuten mit den Hochländern seit lange in Verkehr gestanden und noch steht."

„Ja", sagte Goethe, „das ist ein Zug der höchsten Art. Es entspringen daraus für das ganze Buch die günstigsten Verhältnisse und Zustände, die dadurch alle zugleich eine reale Basis erhalten, sodaß sie die überzeugendste Wahrheit mit sich führen. Ueberall finden Sie bei Walter Scott die große Sicherheit und Gründlichkeit in der Zeichnung, die aus seiner umfassenden Kenntniß der realen Welt hervorgeht, wozu er durch lebenslängliche Studien und Beobachtungen und ein tägliches Durchsprechen der wichtigsten Verhältnisse gelangt ist. Und nun sein großes Talent und sein umfassendes Wesen! Sie erinnern sich des englischen Kritikers, der die Poeten mit menschlichen Sängerstimmen vergleicht, wo einigen nur wenig gute Töne zu Gebote ständen, während andere den höchsten Umfang von Tiefe und Höhe in vollkommener Gewalt hätten. Dieser letztern Art ist Walter Scott. In dem «Fair Maid of Perth» werden Sie nicht eine einzige schwache Stelle finden, wo es Ihnen fühlbar würde, es habe seine Kenntniß und sein Talent nicht ausgereicht. Er ist seinem Stoff nach allen Richtungen hin gewachsen. Der König, der königliche Bruder, der Kronprinz, das Haupt der Geistlichkeit, der Adel, der Magistrat, die Bürger und Handwerker, die Hochländer, sie sind alle mit gleich sicherer Hand gezeichnet und mit gleicher Wahrheit getroffen."

„Die Engländer", sagte Frau von Goethe, „lieben besonders den Charakter des Henry Smith, und Walter Scott scheint ihn auch zum Helden des Buchs gemacht zu haben. Mein Favorit ist er nicht; mir könnte der Prinz gefallen."

„Der Prinz", sagte ich, „bleibt bei aller Wildheit immer noch liebenswürdig genug, und er ist vollkommen so gut gezeichnet wie irgendein anderer."

„Wie er zu Pferde sitzend", sagte Goethe, „das hübsche Zithermädchen auf seinen Fuß treten läßt, um sie zu einem Kuß zu sich heranzuheben, ist ein Zug von der verwegensten englischen Art. Aber ihr Frauen habt unrecht, wenn ihr immer Partei macht; ihr leset gewöhnlich ein Buch, um darin Nahrung für euer Herz zu finden, einen Helden, den

ihr lieben könntet! So soll man aber eigentlich nicht lesen, und es kommt gar nicht darauf an, daß euch dieser oder jener Charakter gefalle, sondern daß euch das Buch gefalle."

„Wir Frauen sind nun einmal so, lieber Vater", sagte Frau von Goethe, indem sie über den Tisch neigend ihm die Hand drückte. — „Man muß euch schon in euerer Liebenswürdigkeit gewähren lassen", erwiderte Goethe.

Das neueste Stück des „Globe" lag neben ihm, das er zur Hand nahm. Ich sprach derweile mit Frau von Goethe über junge Engländer, deren Bekanntschaft ich im Theater gemacht.

„Was aber die Herren vom «Globe» für Menschen sind", begann Goethe wieder mit einigem Feuer, „wie die mit jedem Tage größer, bedeutender werden und alle wie von Einem Sinne durchdrungen sind, davon hat man kaum einen Begriff. In Deutschland wäre ein solches Blatt rein unmöglich. Wir sind lauter Particuliers, an Uebereinstimmung ist nicht zu denken; jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen."

Dienstag den 7. October 1828.

Heute bei Tische war die heiterste Gesellschaft. Außer den weimarischen Freunden waren auch einige von Berlin zurückkehrende Naturforscher zugegen, unter denen Herr von Martius aus München, der an Goethe's Seite saß, mir bekannt war. Ueber die mannichfaltigsten Dinge wurde hin und her gescherzt und gesprochen. Goethe war von besonders guter Laune und überaus mittheilend. Das Theater kam zur Sprache, die letzte Oper, „Moses" von Rossini, ward viel beredet. Man tadelte das Sujet, man lobte und tadelte die Musik; Goethe äußerte sich folgendermaßen.

„Ich begreife euch nicht, ihr guten Kinder", sagte er, „wie ihr Sujet und Musik trennen und jedes für sich genießen könnt. Ihr sagt, das Sujet tauge nicht, aber ihr

hättet es ignorirt und euch an der trefflichen Muſik erfreut. Ich bewundere wirklich die Einrichtung euerer Natur, und wie euere Ohren im Stande ſind, anmuthigen Tönen zu lauſchen, während der gewaltigſte Sinn, das Auge, von den abſurdeſten Gegenſtänden geplagt wird.

„Und daß euer «Moſes» doch wirklich gar zu abſurd iſt, werdet ihr nicht leugnen. Sowie der Vorhang aufgeht, ſtehen die Leute da und beten! Dies iſt ſehr unpaſſend. Wenn du beten willſt, ſteht geſchrieben, ſo gehe in dein Kämmerlein und ſchleuß die Thür hinter dir zu. Aber auf dem Theater ſoll man nicht beten.

„Ich hätte euch einen ganz andern «Moſes» machen wollen und das Stück ganz anders anfangen laſſen. Ich hätte euch zuerſt gezeigt, wie die Kinder Iſrael bei ſchwerem Frondienſt von der Tyrannei der ägyptiſchen Vögte zu leiden haben, damit es nachher deſto anſchaulicher würde, welche Verdienſte ſich Moſes um ſein Volk erworben, das er aus ſo ſchändlichem Druck zu befreien gewußt."

Goethe fuhr fort mit großer Heiterkeit die ganze Oper Schritt vor Schritt durch alle Scenen und Acte aufzubauen, immer geiſtreich und voller Leben, im hiſtoriſchen Sinne des Sujets und zum freudigen Erſtaunen der ganzen Geſellſchaft, die den unaufhaltſamen Fluß ſeiner Gedanken und den heitern Reichthum ſeiner Erfindungen zu bewundern hatte. Es ging alles zu raſch vorüber, um es aufzufaſſen, doch iſt mir der Tanz der Aegypter im Gedächtniß geblieben, den Goethe nach der überſtandenen Finſterniß als Freude über das wiedergegebene Licht eintreten ließ.

Das Geſpräch lenkte ſich von Moſes zurück auf die Sündflut, und ſo nahm es bald, durch den geiſtreichen Naturforſcher angeregt, eine naturhiſtoriſche Wendung.

„Man will", ſagte Herr von Martius, „auf dem Ararat ein Stück von der Arche Noah's verſteinert gefunden haben, und es ſollte mich wundern, wenn man nicht auch die verſteinerten Schädel der erſten Menſchen finden ſollte."

Dieſe Aeußerung gab zu ähnlichen Anlaß, und ſo kam die Unterhaltung auf die verſchiedenen Menſchenraſſen, wie ſie als Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße die Länder der

Erde bewohnen; ſodaß man mit der Frage ſchloß, ob denn wirklich anzunehmen, daß alle Menſchen von dem einzigen Paare Adam und Eva abſtammen.

Herr von Martius war für die Sage der Heiligen Schrift, die er als Naturforſcher durch den Satz zu beſtätigen ſuchte, daß die Natur in ihren Productionen höchſt ökonomiſch zu Werke gehe.

„Dieſer Meinung", ſagte Goethe, „muß ich widerſprechen. Ich behaupte vielmehr, daß die Natur ſich immer reichlich, ja verſchwenderiſch erweiſe, und daß es weit mehr in ihrem Sinne ſei, anzunehmen, ſie habe ſtatt eines einzigen armſeligen Paares die Menſchen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen laſſen.

„Als nämlich die Erde bis zu einem gewiſſen Punkt der Reife gediehen war, die Waſſer ſich verlaufen hatten und das Trockene genugſam grünte, trat die Epoche der Menſchwerdung ein, und es entſtanden die Menſchen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuließ, und vielleicht auf den Höhen zuerſt. Anzunehmen, daß dieſes geſchehen, halte ich für vernünftig; allein darüber nachzuſinnen, wie es geſchehen, halte ich für ein unnützes Geſchäft, das wir denen überlaſſen wollen, die ſich gern mit unauflösbaren Problemen beſchäftigen und die nichts Beſſeres zu thun haben."

„Wenn ich auch", ſagte Herr von Martius mit einiger Schalkheit, „mich als Naturforſcher von der Anſicht Eurer Excellenz gern überzeugen ließe, ſo fühle ich mich doch als guter Chriſt in einiger Verlegenheit, zu einer Meinung überzutreten, die mit den Ausſagen der Bibel nicht wohl zu vereinigen ſein möchte."

„Die Heilige Schrift", erwiderte Goethe, „redet allerdings nur von Einem Menſchenpaare, das Gott am ſechsten Tage erſchaffen. Allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, das uns die Bibel überliefert, hatten es zunächſt mit ihrem auserwählten Volke zu thun, und ſo wollen wir auch dieſem die Ehre ſeiner Abſtammung von Adam keineswegs ſtreitig machen. Wir andern aber ſowie auch die Neger und Lappländer, und ſchlanke Menſchen, die ſchöner ſind als wir alle, hatten gewiß auch andere Ur-

väter; wie denn die werthe Geſellſchaft gewiß zugeben wird, daß wir uns von den echten Abkömmlingen Adam's auf eine gar mannichfaltige Weiſe unterſcheiden, und daß ſie, beſonders was das Geld betrifft, es uns allen zuvorthun."

Wir lachten. Das Geſpräch miſchte ſich allgemein; Goethe, durch Herrn von Martius zu Widerſprüchen angeregt, ſagte noch manches bedeutende Wort, das, den Schein des Scherzes tragend, dennoch aus dem Grunde eines tiefern Hinterhalts hervorging.

Nach aufgehobener Tafel ließ ſich der preußiſche Miniſter Herr von Jordan melden, und wir zogen uns in das angrenzende Zimmer.

Mittwoch den 8. October 1828.

Tieck mit Gemahlin und Töchtern und Gräfin Finckenſtein, von ſeiner Rheinreiſe zurückkommend, wurde heute bei Goethe zu Tiſch erwartet. Ich traf in den Vorzimmern mit ihnen zuſammen. Tieck ſah ſehr wohl aus, die Rheinbäder ſchienen eine gute Wirkung auf ihn gehabt zu haben. Ich erzählte ihm, daß ich in der Zwiſchenzeit den erſten Roman von Walter Scott geleſen, und welche Freude ich über dieſes außerordentliche Talent empfunden. „Ich zweifle", ſagte Tieck, „daß dieſer neueſte Roman, den ich noch nicht kenne, das Beſte ſei, was Walter Scott geſchrieben; allein dieſer Schriftſteller iſt ſo bedeutend, daß das Erſte, was man von ihm lieſt, immer in Erſtaunen ſetzt, man mag zu ihm gelangen von welcher Seite man wolle."

Profeſſor Göttling trat herein, von ſeiner italieniſchen Reiſe ganz friſch zurückgekehrt. Ich hatte große Freude, ihn wiederzuſehen, und zog ihn an ein Fenſter, daß er mir erzählen möchte. „Nach Rom", ſagte er, „nach Rom müſſen Sie, um etwas zu werden! Das iſt eine Stadt! das iſt ein Leben! das iſt eine Welt! Alles, was in unſerer Natur Kleines iſt, kann in Deutſchland nicht herausgebracht werden; aber ſobald wir in Rom eintreten, geht eine Umwandlung mit uns vor, und wir fühlen uns groß wie die Umgebung." — „Warum ſind Sie nicht länger dort geblieben?" fragte ich.

„Geld und Urlaub", entgegnete er, „waren zu Ende. Aber es ward mir wunderlich zu Muthe, als ich, das ſchöne Italien im Rücken, den Fuß wieder über die Alpen ſetzte."

Goethe kam und begrüßte die Anweſenden. Er ſprach verſchiedenes mit Tieck und den Seinigen und bot ſodann der Gräfin den Arm, um ſie zu Tiſche zu führen. Wir andern folgten und machten, indem wir uns ſetzten, bunte Reihe. Die Unterhaltung war lebhaft und ungenirt; von dem jedoch, was geſprochen worden, weiß ich mich wenig zu erinnern.

Nach aufgehobener Tafel ließen ſich die Prinzen von Oldenburg melden. Wir gingen alle hinauf in die Zimmer der Frau von Goethe, wo Fräulein Agnes Tieck ſich zum Flügel ſetzte und das ſchöne Lied: „Im Felde ſchleich' ich ſtill, und wild" u. ſ. w., mit einer trefflichen Altſtimme ſo im Geiſte der Situation vortrug, daß es einen Eindruck ganz eigener unvergeßlicher Art machte.

Donnerstag den 9. October 1828.

Dieſen Mittag bei Tiſche war ich mit Goethe und Frau von Goethe allein. Und wie ein Geſpräch früherer Tage wol wieder aufgenommen und fortgeführt wird, ſo geſchah es auch heute. Der „Moſes" von Roſſini kam abermals zur Sprache, und wir erinnerten uns gern Goethe's heiterer Erfindung von vorgeſtern.

„Was ich in Scherz und guter Laune über den «Moſes» geäußert haben mag", ſagte Goethe, „weiß ich nicht mehr; denn ſo etwas geſchieht ganz unbewußt. Aber ſo viel iſt gewiß, daß ich eine Oper nur dann mit Freuden genießen kann, wenn das Sujet ebenſo vollkommen iſt wie die Muſik, ſodaß beide miteinander gleichen Schritt gehen. Fragt ihr mich, welche Oper ich gut finde, ſo nenne ich euch den «Waſſerträger»; denn hier iſt das Sujet ſo vollkommen, daß man es ohne Muſik als ein bloßes Stück geben könnte und man es mit Freuden ſehen würde. Dieſe Wichtigkeit einer guten Unterlage begreifen entweder die Componiſten nicht, oder es fehlt ihnen durchaus an ſachverſtändigen Poeten, die

ihnen mit Bearbeitung guter Gegenstände zur Seite träten. Wäre der «Freischütz» kein so gutes Sujet, so hätte die Musik zu thun gehabt, der Oper den Zulauf der Menge zu verschaffen, wie es nun der Fall ist, und man sollte daher dem Herrn Kind auch einige Ehre erzeigen."

Es ward noch verschiedenes über diesen Gegenstand gesprochen; dann aber gedachten wir des Professor Göttling und seiner italienischen Reise.

„Ich kann es dem Guten nicht verargen", sagte Goethe, „daß er von Italien mit solcher Begeisterung redet; weiß ich doch, wie mir selber zu Muthe gewesen ist! Ja ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. Zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden.

„Doch wir wollen uns nicht melancholischen Betrachtungen hingeben", fuhr Goethe nach einer Pause fort. „Wie geht es mit Ihrem «Fair Maid of Perth»? Wie hält es sich? Wie weit sind Sie? Erzählen Sie mir und geben Sie Rechenschaft."

„Ich lese langsam", sagte ich; „ich bin jedoch bis zu der Scene vorgerückt, wo Proudfute in der Rüstung von Henry Smith, dessen Gang und dessen Art zu pfeifen er nachahmt, erschlagen und am andern Morgen von den Bürgern in den Straßen von Perth gefunden wird, die ihn für Henry Smith halten und darüber die ganze Stadt in Alarm setzen."

„Ja", sagte Goethe, „die Scene ist bedeutend, sie ist eine der besten."

„Ich habe dabei besonders bewundert", fuhr ich fort, „in wie hohem Grade Walter Scott das Talent besitzt, verworrene Zustände mit großer Klarheit auseinanderzusetzen, sodaß alles zu Massen und zu ruhigen Bildern sich absondert, die einen solchen Eindruck in uns hinterlassen, als hätten wir dasjenige, was zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten geschieht, gleich allwissenden Wesen von oben herab mit einem mal übersehen."

„Ueberhaupt", sagte Goethe, „ist der Kunstverstand bei

Walter Scott ſehr groß, weshalb denn auch wir und unſersgleichen, die darauf, wie etwas gemacht iſt, ein beſonderes Augenmerk richten, an ſeinen Sachen ein doppeltes Intereſſe und davon den vorzüglichſten Gewinn haben. Ich will Ihnen nicht vorgreifen, aber Sie werden im dritten Theile noch einen Kunſtpfiff der erſten Art finden. Daß der Prinz im Staatsrath den klugen Vorſchlag gethan, die rebelliſchen Hochländer ſich untereinander todtſchlagen zu laſſen, haben Sie bereits geleſen, auch daß der Palmſonntag feſtgeſetzt worden, wo die beiden feindlichen Stämme der Hochländer nach Perth herabkommen ſollen, um dreißig gegen dreißig auf Tod und Leben miteinander zu fechten. Nun ſollen Sie bewundern, wie Walter Scott es macht und einleitet, daß am Tage der Schlacht an der einen Partei ein Mann fehlt, und mit welcher Kunſt er es von fern her anzuſtellen weiß, ſeinen Helden Henry Smith an den Platz des fehlenden Mannes unter die Kämpfenden zu bringen. Dieſer Zug iſt überaus groß, und Sie werden ſich freuen, wenn Sie dahin kommen.

„Wenn Sie aber mit dem «Fair Maid of Perth» zu Ende ſind, ſo müſſen Sie ſogleich den «Waverley» leſen, der freilich noch aus ganz andern Augen ſieht, und der ohne Frage den beſten Sachen an die Seite zu ſtellen iſt, die je in der Welt geſchrieben worden. Man ſieht, es iſt derſelbige Menſch, der die «Fair Maid of Perth» gemacht hat, aber es iſt derjenige, der die Gunſt des Publikums erſt noch zu gewinnen hatte und der ſich daher zuſammennimmt, ſodaß er keinen Zug thut, der nicht vortrefflich wäre. Die «Fair Maid of Perth» dagegen iſt mit einer breitern Feder geſchrieben, der Autor iſt ſchon ſeines Publikums gewiß, und er läßt ſich ſchon etwas freier gehen. Wenn man den «Waverley» geleſen hat, ſo begreift man freilich wol, warum Walter Scott ſich noch jetzt immer den Verfaſſer jener Production nennt; denn darin hat er gezeigt was er konnte, und er hat ſpäter nie etwas geſchrieben, das beſſer wäre oder das dieſem zuerſt publicirten Romane nur gleichkäme.“

Donnerstag den 9. October 1828.

Zu Ehren Tieck's war dieſen Abend in den Zimmern der Frau von Goethe ein ſehr unterhaltender Thee. Ich machte die Bekanntſchaft des Grafen und der Gräfin Medem; letztere ſagte mir, daß ſie am Tage Goethe geſehen, und wie ſie von dieſem Eindruck noch im Innerſten beglückt ſei. Der Graf intereſſirte ſich beſonders für den „Fauſt" und deſſen Fortſetzung, über welche Dinge er ſich mit mir eine Weile lebhaft unterhielt.

Man hatte uns Hoffnung gemacht, daß Tieck etwas leſen würde; und ſo geſchah es auch. Die Geſellſchaft begab ſich ſehr bald in ein entfernteres Zimmer, und nachdem jeder es ſich in einem weiten Kreis auf Stühlen und Sofas zum Anhören bequem gemacht, las Tieck den „Clavigo".

Ich hatte das Stück oft geleſen und empfunden, doch jetzt erſchien es mir durchaus neu und that eine Wirkung wie faſt nie zuvor. Es war mir als hörte ich es vom Theater herunter, allein beſſer; die einzelnen Charaktere und Situationen waren vollkommener gefühlt; es machte den Eindruck einer Vorſtellung, in der jede Rolle ganz vortrefflich beſetzt worden.

Man könnte kaum ſagen, welche Partien des Stücks Tieck beſſer geleſen, ob ſolche, in denen ſich Kraft und Leidenſchaft der Männer entwickelt, ob ruhig klare Verſtandesſcenen, oder ob Momente gequälter Liebe. Zu dem Vortrage letzterer Art ſtanden ihm jedoch ganz beſondere Mittel zu Gebote. Die Scene zwiſchen Marie und Clavigo tönt mir noch immer vor den Ohren; die gepreßte Bruſt, das Stocken und Zittern der Stimme, abgebrochene, halberſtickte Worte und Laute, das Hauchen und Seufzen eines in Begleitung von Thränen heißen Athems, alles dieſes iſt mir noch vollkommen gegenwärtig und wird mir unvergeßlich ſein. Jedermann war im Anhören verſunken und davon hingeriſſen; die Lichter brannten trübe, niemand dachte daran oder wagte es, ſie zu putzen, aus Furcht vor der leiſeſten Unterbrechung; Thränen in den Augen der Frauen, die immer wieder hervorquollen, zeugten von des Stückes tiefer Wir-

kung und waren wol der gefühlteſte Tribut, der dem Vorleſer wie dem Dichter gezollt werden konnte.

Tieck hatte geendigt und ſtand auf, ſich den Schweiß von der Stirn wiſchend. Die Hörenden aber waren noch immer wie gefeſſelt auf ihren Stühlen; jeder ſchien in dem, was ihm ſoeben durch die Seele gegangen war, noch zu tief begriffen, als daß er paſſende Worte des Dankes für den hätte bereit haben ſollen, der eine ſo wunderbare Wirkung auf alle hervorgebracht hatte.

Nach und nach fand man ſich wieder; man ſtand auf und ſprach und ging erheitert durcheinander; dann aber begab man ſich zu einem Souper, das in den Nebenzimmern auf kleinen Tiſchen bereit ſtand.

Goethe ſelbſt war dieſen Abend nicht gegenwärtig; aber ſein Geiſt und ſein Andenken war unter uns allen lebendig. Er ſendete Tieck ſeine Entſchuldigung, deſſen beiden Töchtern Agnes und Dorothea aber zwei Tuchnadeln mit ſeinem Bildniß und rothen Bandſchleifen, die Frau von Goethe überreichte und wie kleine Orden ihnen vorſteckte.

Freitag den 10. October 1828.

Von Herrn William Fraſer in London, Herausgeber der „Foreign Review", gelangten dieſen Morgen zwei Exemplare des dritten Stücks jener periodiſchen Schrift zu mir, wovon ich das eine Exemplar dieſen Mittag Goethen überreichte.

Ich fand wieder eine heitere Tiſchgeſellſchaft geladen, zu Ehren Tieck's und der Gräfin, die auf das Bitten Goethe's und der übrigen Freunde noch einen Tag zugegeben hatten, während der übrige Theil dieſer Familie ſchon am Morgen nach Dresden vorausgereiſt war.

Ein beſonderer Gegenſtand der Unterhaltung bei Tiſche war die engliſche Literatur und namentlich Walter Scott, bei welcher Gelegenheit Tieck unter anderm ſagte, daß er vor zehn Jahren das erſte Exemplar des „Waverley" nach Deutſchland gebracht habe.

Sonnabend den 11. October 1828.

Die gedachte „Foreign Review“ des Herrn Fraſer enthielt unter vielen bedeutenden und intereſſanten Gegenſtänden auch einen höchſt würdigen Aufſatz über Goethe von Carlyle, den ich dieſen Morgen ſtudirte. Ich ging mittags ein wenig früher zu Tiſche, um vor der Ankunft der übrigen Gäſte mich mit Goethe darüber zu bereden.

Ich fand ihn, wie ich wünſchte, noch allein, in Erwartung der Geſellſchaft. Er trug ſeinen ſchwarzen Frack und Stern, worin ich ihn ſo gern ſehe; er ſchien heute beſonders jugendlich heiter, und wir fingen ſogleich an von unſerm gemeinſamen Intereſſe zu reden. Goethe ſagte mir, daß er Carlyle's Aufſatz über ihn gleichfalls dieſen Morgen betrachtet, und ſo waren wir denn im Stande, über die Beſtrebungen der Ausländer manche Worte des Lobes gegenſeitig auszutauſchen.

„Es iſt eine Freude, zu ſehen“, ſagte Goethe, „wie die frühere Pedanterie der Schotten ſich in Ernſt und Gründlichkeit verwandelt hat. Wenn ich bedenke, wie die Edinburger vor noch nicht langen Jahren meine Sachen behandelt haben, und ich jetzt dagegen Carlyle's Verdienſte um die deutſche Literatur erwäge, ſo iſt es auffallend, welch ein bedeutender Vorſchritt zum Beſſern geſchehen iſt.“

„An Carlyle“, ſagte ich, „muß ich vor allem den Geiſt und Charakter verehren, der ſeinen Richtungen zum Grunde liegt. Es iſt ihm um die Cultur ſeiner Nation zu thun, und da fragt er denn bei den literariſchen Erzeugniſſen des Auslandes, womit er ſeine Landsleute bekannt zu machen wünſcht, weniger nach Künſten des Talents als nach der Höhe ſittlicher Bildung, die aus ſolchen Werken zu gewinnen.“

„Ja“, ſagte Goethe, „die Geſinnung, aus der er handelt, iſt beſonders ſchätzbar. Und wie iſt es ihm Ernſt! und wie hat er uns Deutſche ſtudirt! Er iſt in unſerer Literatur faſt beſſer zu Hauſe als wir ſelbſt; zum wenigſten können wir mit ihm in unſern Bemühungen um das Engliſche nicht wetteifern.“

„Der Aufſatz“, ſagte ich, „iſt mit einem Feuer und Nachdruck geſchrieben, daß man ihm wohl anmerkt, daß in Eng-

land noch viele Vorurtheile und Widerſprüche zu bekämpfen ſind. Den «Wilhelm Meiſter» zumal ſcheinen übelwollende Kritiker und ſchlechte Ueberſetzer in kein günſtiges Licht gebracht zu haben. Dagegen benimmt ſich nun Carlyle ſehr gut. Der dummen Nachrede, daß keine wahre Edelfrau den «Meiſter» leſen dürfe, widerſpricht er ſehr heiter mit dem Beiſpiele der letzten Königin von Preußen, die ſich mit dem Buche vertraut gemacht und die doch mit Recht für eine der erſten Frauen ihrer Zeit gelte."

Verſchiedene Tiſchgäſte traten herein, die Goethe begrüßte. Er wendete ſeine Aufmerkſamkeit mir wieder zu, und ich fuhr fort.

„Freilich", ſagte ich, „hat Carlyle den «Meiſter» ſtudirt, und ſo durchdrungen von dem Werth des Buches wie er iſt, möchte er gern, daß es ſich allgemein verbreitete, er möchte gern, daß jeder Gebildete davon gleichen Gewinn und Genuß hätte."

Goethe zog mich an ein Fenſter, um mir zu antworten.

„Liebes Kind", ſagte er, „ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie ſogleich über vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen ſoll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür ſtrebt, iſt in einem Irrthum. Sie ſind nicht für die Maſſe geſchrieben, ſondern nur für einzelne Menſchen, die etwas Aehnliches wollen und ſuchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen ſind."

Er wollte weiter reden; eine junge Dame trat heran, ihn unterbrechend und ihn in ein Geſpräch ziehend. Ich wendete mich zu andern, worauf wir uns bald zu Tiſche ſetzten.

Von dem, was geſprochen wurde, wüßte ich nichts zu ſagen; Goethe's Worte lagen mir im Sinn und beſchäftigten ganz mein Inneres.

Freilich, dachte ich, ein Schriftſteller wie er, ein Geiſt von ſolcher Höhe, eine Natur von ſo unendlichem Umfang, wie ſoll der populär werden! Kann doch kaum ein kleiner Theil von ihm populär werden, kaum ein Lied, das luſtige Brüder und verliebte Mädchen ſingen, und das für andere wiederum nicht da iſt!

Und, recht beſehen, iſt es nicht mit allen außerordentlichen Dingen ſo? Iſt denn Mozart populär? Und iſt es denn Rafael? Und verhält ſich nicht die Welt gegen ſo große Quellen überſchwenglichen geiſtigen Lebens überall nur wie Naſchende, die froh ſind, hin und wieder ein Weniges zu erhaſchen, das ihnen eine Weile eine höhere Nahrung gewähre?

Ja, fuhr ich in meinen Gedanken fort, Goethe hat recht. Er kann ſeinem Umfange nach nicht populär werden, und ſeine Werke ſind nur für einzelne Menſchen, die etwas Aehnliches ſuchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen ſind.

Sie ſind im ganzen für betrachtende Naturen, die in die Tiefen der Welt und Menſchheit zu dringen wünſchen und ſeinen Pfaden nachgehen. Sie ſind im einzelnen für leidenſchaftlich Genießende, die des Herzens Wonne und Weh im Dichter ſuchen. Sie ſind für junge Poeten, die lernen wollen, wie man ſich ausdrücke und wie man einen Gegenſtand kunſtgemäß behandle. Sie ſind für Kritiker, die darin ein Muſter empfangen, nach welchen Maximen man urtheilen ſolle und wie man auch eine Recenſion intereſſant und anmuthig mache, ſodaß man ſie mit Freuden leſe. Seine Werke ſind für den Künſtler, weil ſie ihm im allgemeinen den Geiſt aufklären und er im beſondern aus ihnen lernt, welche Gegenſtände eine kunſtgemäße Bedeutung haben, und was er demnach darſtellen ſolle und was nicht. Sie ſind für den Naturforſcher, nicht allein weil gefundene große Geſetze ihm überliefert werden, ſondern auch vorzüglich weil er darin eine Methode empfängt, wie ein guter Geiſt mit der Natur verfahren müſſe, damit ſie ihm ihre Geheimniſſe offenbare.

Und ſo gehen denn alle wiſſenſchaftlich und künſtleriſch Strebenden bei reichbeſetzten Tafeln ſeiner Werke zu Gaſte, und in ihren Wirkungen zeugen ſie von der allgemeinen Quelle eines großen Lichtes und Lebens, aus der ſie geſchöpft haben.

Dieſe und ähnliche Gedanken gingen mir bei Tiſche durch den Kopf. Ich dachte an einzelne Perſonen, an manchen wackern deutſchen Künſtler, Naturforſcher, Dichter und Kritiker, die einen großen Theil ihrer Bildung Goethen zu

danken haben. Ich dachte an geiſtreiche Italiener, Franzoſen und Engländer, die auf ihn ihre Augen richten und die in ſeinem Sinne handeln.

Unterdeſſen hatte man um mich her heiter geſcherzt und geſprochen und es ſich an guten Gerichten wohl ſein laſſen. Ich hatte auch mitunter ein Wörtchen mit dreingeredet, aber alles ohne eigentlich bei der Sache zu ſein. Eine Dame hatte eine Frage an mich gerichtet, worauf ich vielleicht nicht die beſte Antwort mochte gegeben haben. Ich wurde geneckt.

„Laßt nur den Eckermann", ſagte Goethe, „er iſt immer abweſend, außer wenn er im Theater ſitzt."

Man lachte auf meine Koſten; doch war es mir nicht unlieb. Ich war heute in meinem Gemüth beſonders glücklich. Ich ſegnete mein Geſchick, das mich nach manchen wunderlichen Fügungen den Wenigen zugeſellt hatte, die den Umgang und das nähere Vertrauen eines Mannes genießen, deſſen Größe mir noch vor wenig Augenblicken lebhaft durch die Seele gegangen war, und den ich nun in ſeiner vollen Liebenswürdigkeit perſönlich vor Augen hatte.

Biscuit und ſchöne Trauben wurden zum Nachtiſch aufgetragen. Letztere waren aus der Ferne geſendet, und Goethe that geheimnißvoll, woher ſie gekommen. Er vertheilte ſie und reichte mir eine ſehr reife über den Tiſch. „Hier, mein Guter", ſagte er, „eſſen Sie von dieſen Süßigkeiten und ſeien Sie vergnügt." Ich ließ mir die Traube aus Goethe's Händen wohlſchmecken und war nun mit Leib und Seele völlig in ſeiner Nähe.

Man ſprach vom Theater, von Wolff's Verdienſten, und wie viel Gutes von dieſem trefflichen Künſtler ausgegangen.

„Ich weiß ſehr wohl", ſagte Goethe, „daß unſere hieſigen ältern Schauſpieler manches von mir gelernt haben, aber im eigentlichen Sinne kann ich doch nur Wolff meinen Schüler nennen. Wie ſehr er in meine Maximen eingedrungen war, und wie er in meinem Sinne handelte, davon will ich einen Fall erzählen, den ich gern wiederhole.

„Ich war einſt gewiſſer anderer Urſachen wegen auf Wolff ſehr böſe. Er hatte abends zu ſpielen, und ich ſaß in meiner

Loge. Jetzt, dachte ich, ſollſt du ihm doch einmal recht aufpaſſen; es iſt doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn ſprechen und ihn entſchuldigen könnte! Wolff ſpielte, und ich wendete mein geſchärftes Auge nicht von ihm. Aber wie ſpielte er! wie war er ſicher! wie war er feſt! Es war mir unmöglich, ihm nur den Schein eines Verſtoßes gegen die Regeln abzuliſten, die ich ihm eingepflanzt hatte, und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut ſein."

Montag den 20. October 1828.

Oberbergrath Noeggerath aus Bonn, von dem Verein der Naturforſcher aus Berlin zurückkehrend, war heute an Goethe's Tiſch ein ſehr willkommener Gaſt. Ueber Mineralogie ward viel verhandelt; der werthe Fremde gab beſonders gründliche Auskunft über die mineralogiſchen Vorkommen und Verhältniſſe in der Nähe von Bonn.

Nach aufgehobener Tafel traten wir in das Zimmer mit der koloſſalen Büſte der Juno. Goethe zeigte den Gäſten einen langen Papierſtreifen mit Contouren des Frieſes vom Tempel zu Phigalia. Man betrachtete das Blatt und wollte bemerken, daß die Griechen bei ihren Darſtellungen von Thieren ſich weniger an die Natur gehalten, als daß ſie dabei nach einer gewiſſen Convenienz verfahren. Man wollte gefunden haben, daß ſie in Darſtellungen dieſer Art hinter der Natur zurückgeblieben, und daß Widder, Opferſtiere und Pferde, wie ſie auf Basreliefs vorkommen, häufig ſehr ſteife, unförmliche und unvollkommene Geſchöpfe ſeien.

„Ich will darüber nicht ſtreiten", ſagte Goethe, „aber vor allen Dingen muß man unterſcheiden, aus welcher Zeit und von welchem Künſtler ſolche Werke herrühren. Denn ſo ließen ſich wol Muſterſtücke in Menge vorlegen, wo griechiſche Künſtler in ihren Darſtellungen von Thieren die Natur nicht allein erreicht, ſondern ſogar weit übertroffen haben. Die Engländer, die erſten Pferdekenner der Welt, müſſen doch jetzt von zwei antiken Pferdeköpfen geſtehen, daß ſie in

ihren Formen so vollkommen befunden werden, wie jetzt gar keine Rassen mehr auf der Erde existiren. Es sind diese Köpfe aus der besten griechischen Zeit; und wenn uns nun solche Werke in Erstaunen setzen, so haben wir nicht sowol anzunehmen, daß jene Künstler nach einer mehr vollkommenen Natur gearbeitet haben, wie die jetzige ist, als vielmehr daß sie im Fortschritte der Zeit und Kunst selber etwas geworden waren, sodaß sie sich mit persönlicher Großheit an die Natur wandten."

Während dieses gesprochen wurde, stand ich mit einer Dame seitwärts an einem Tische, um ein Kupferwerk zu betrachten, und ich konnte zu Goethe's Worten nur ein halbes Ohr wenden; desto tiefer aber ergriff ich sie mit meiner Seele.

Die Gesellschaft war nach und nach gegangen, und ich mit Goethe allein gelassen, der sich zum Ofen stellte. Ich trat in seine Nähe.

„Euer Excellenz", sagte ich, „haben vorhin in der Aeußerung, daß die Griechen sich mit persönlicher Großheit an die Natur gewandt, ein gutes Wort gesprochen, und ich halte dafür, daß man sich von diesem Satz nicht tief genug durchdringen könne."

„Ja, mein Guter", sagte Goethe, „hierauf kommt alles an. Man muß etwas sein, um etwas zu machen. Dante erscheint uns groß, aber er hatte eine Cultur von Jahrhunderten hinter sich; das Haus Rothschild ist reich, aber es hat mehr als ein Menschenalter gekostet, um zu solchen Schätzen zu gelangen. Diese Dinge liegen alle tiefer als man denkt. Unsere guten altdeutschelnden Künstler wissen davon nichts, sie wenden sich mit persönlicher Schwäche und künstlerischem Unvermögen zur Nachahmung der Natur und meinen, es wäre was. Sie stehen unter der Natur. Wer aber etwas Großes machen will, muß seine Bildung so gesteigert haben, daß er gleich den Griechen im Stande sei, die geringere reale Natur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erscheinungen, aus innerer Schwäche oder aus äußerm Hinderniß, nur Intention geblieben ist."

Mittwoch den 22. October 1828.

Heute war bei Tiſche von den Frauen die Rede, und Goethe äußerte ſich darüber ſehr ſchön. „Die Frauen“, ſagte er, „ſind ſilberne Schalen, in die wir goldene Aepfel legen. Meine Idee von den Frauen iſt nicht von den Erſcheinungen der Wirklichkeit abſtrahirt, ſondern ſie iſt mir angeboren, oder in mir entſtanden Gott weiß wie. Meine dargeſtellten Frauencharaktere ſind daher auch alle gut weggekommen, ſie ſind alle beſſer, als ſie in der Wirklichkeit anzutreffen ſind.“

Dienstag den 18. November 1828.

Goethe ſprach von einem neuen Stück der „Edinburgh Review“. „Es iſt eine Freude, zu ſehen“, ſagte er, „zu welcher Höhe und Tüchtigkeit die engliſchen Kritiker ſich jetzt erheben. Von der frühern Pedanterie iſt keine Spur mehr, und große Eigenſchaften ſind an deren Stelle getreten. In dem letzten Stück, in einem Aufſatz über deutſche Literatur, finden Sie folgende Aeußerung: «Es gibt Leute unter den Poeten, deren Neigung es iſt, immer in ſolchen Dingen zu verkehren, die ein anderer ſich gern aus dem Sinne ſchlägt.» Nun, was ſagen Sie? Da wiſſen wir mit einem male, woran wir ſind, und wiſſen, wohin wir eine große Zahl unſerer neueſten Literatoren zu klaſſificiren haben.“

Dienstag den 16. December 1828.

Ich war heute mit Goethe in ſeiner Arbeitsſtube allein zu Tiſche; wir ſprachen über verſchiedene literariſche Dinge.

„Die Deutſchen“, ſagte er, „können die Philiſterei nicht los werden. Da quengeln und ſtreiten ſie jetzt über verſchiedene Diſtichen, die ſich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und ſie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entſchieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als

ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind!

„Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte."

„Etwas Aehnliches", sagte ich, „kommt in der literarischen Welt häufig vor, indem man z. B. an dieses oder jenes berühmten Mannes Originalität zweifelt und die Quellen auszuspüren sucht, woher er seine Cultur hat."

„Das ist sehr lächerlich", sagte Goethe; „man könnte ebenso gut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wol Fähigkeiten mit, aber unsere Entwickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakspeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Cultur nicht nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht nöthig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt wo sie es findet.

„Ueberhaupt", fuhr Goethe fort, „ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist. Meine Farbenlehre ist auch nicht durchaus neu. Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im einzelnen vor mir dasselbige gefunden und gesagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder sagte, und daß

ich dafür strebte, in einer confusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen, das ist mein Verdienst.

„Und dann, man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von Einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Encyklopädien, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrthum obenauf, und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist.

„Oft lehrt man auch Wahrheit und Irrthum zugleich und hält sich an letztern. So las ich vor einigen Tagen in einer englischen Encyklopädie die Lehre von der Entstehung des Blauen. Obenan stand die wahre Ansicht von Leonardo da Vinci; mit der größten Ruhe aber folgte zugleich der Newton'sche Irrthum, und zwar mit dem Bemerken, daß man sich an diesen zu halten habe, weil er das allgemein Angenommene sei."

Ich mußte mich lachend verwundern, als ich dieses hörte. „Jede Wachskerze", sagte ich, „jeder erleuchtete Küchenrauch, der etwas Dunkles hinter sich hat, jeder duftige Morgennebel, wenn er vor schattigen Stellen liegt, überzeugen mich täglich von der Entstehung der blauen Farbe und lehren mich die Bläue des Himmels begreifen. Was aber die Newton'schen Schüler sich dabei denken mögen, daß die Luft die Eigenschaft besitze, alle übrigen Farben zu verschlucken und nur die blaue zurückzuwerfen, dieses ist mir völlig unbegreiflich, und ich sehe nicht ein, welchen Nutzen und welche Freude man an einer Lehre haben kann, wobei jeder Gedanke völlig stillsteht und jede gesunde Anschauung durchaus verschwindet."

„Gute Seele", sagte Goethe, „um Gedanken und Anschauungen ist es den Leuten auch gar nicht zu thun. Sie sind zufrieden, wenn sie nur Worte haben, womit sie verkehren, welches schon mein Mephistopheles gewußt und nicht übel ausgesprochen hat:

Vor allem haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein —"

Goethe recitirte dieſe Stelle lachend und ſchien überall in der beſten Laune. „Es iſt nur gut", ſagte er, „daß ſchon alles gedruckt ſteht; und ſo will ich fortfahren ferner drucken zu laſſen, was ich gegen falſche Lehren und deren Verbreiter noch auf dem Herzen habe.

„Treffliche Menſchen", fuhr er nach einer Pauſe fort, „kommen jetzt in den Naturwiſſenſchaften heran, und ich ſehe ihnen mit Freuden zu. Andere fangen gut an, aber ſie halten ſich nicht; ihr vorwaltendes Subjective führt ſie in die Irre. Wiederum andere halten zu ſehr auf Facta und ſammeln deren zu einer Unzahl, wodurch nichts bewieſen wird. Im ganzen fehlt der theoretiſche Geiſt, der fähig wäre, zu Urphänomenen durchzudringen und der einzelnen Erſcheinungen Herr zu werden."

Ein kurzer Beſuch unterbrach unſere Unterhaltung; bald aber wieder allein gelaſſen, lenkte ſich das Geſpräch auf die Poeſie, und ich erzählte Goethen, daß ich dieſer Tage ſeine kleinen Gedichte wieder betrachtet und beſonders bei zweien verweilt habe, bei der Ballade nämlich von den Kindern und dem Alten, und bei den „Glücklichen Gatten".

„Ich halte auf dieſe beiden Gedichte ſelber etwas", ſagte Goethe, „wiewol das deutſche Publikum bisjetzt nicht viel daraus hat machen können."

„In der Ballade", ſagte ich, „iſt ein ſehr reicher Gegenſtand in große Enge zuſammengebracht, mittels aller poetiſchen Formen und Künſte und Kunſtgriffe, worunter ich beſonders den hochſchätze, daß das Vergangene der Geſchichte den Kindern von dem Alten bis zu dem Punkt erzählt wird, wo die Gegenwart eintritt und das übrige ſich vor unſern Augen entwickelt."

„Ich habe die Ballade lange mit mir herumgetragen", ſagte Goethe, „ehe ich ſie niederſchrieb; es ſtecken Jahre von Nachdenken darin, und ich habe ſie drei- bis viermal verſucht, ehe ſie mir ſo gelingen wollte, wie ſie jetzt iſt."

„Das Gedicht von den «Glücklichen Gatten», fuhr ich fort, „iſt gleichfalls ſehr reich an Motiven; es erſcheinen darin ganze Landſchaften und Menſchenleben, durchwärmt von dem

Sonnenſchein eines anmuthigen Frühlingshimmels, der ſich über dem Ganzen ausbreitet."

„Ich habe das Gedicht immer lieb gehabt", ſagte Goethe, „und es freut mich, daß Sie ihm ein beſonderes Intereſſe ſchenken. Und daß der Spaß zuletzt noch auf eine Doppelkindtaufe hinausgeht, dächte ich, wäre doch artig genug."

Wir kamen ſodann auf den „Bürgergeneral", wovon ich erzählte, daß ich dieſes heitere Stück in dieſen Tagen mit einem Engländer geleſen, und daß in uns beiden der lebhafte Wunſch entſtanden, es auf dem Theater zu ſehen. „Dem Geiſte nach", ſagte ich, „iſt darin nichts veraltet, und im einzelnen der dramatiſchen Entwickelung iſt darin kein Zug, der nicht für die Bühne gedacht wäre."

„Es war zu ſeiner Zeit ein ſehr gutes Stück", ſagte Goethe, „und es hat uns manchen heitern Abend gemacht. Freilich, es war trefflich beſetzt und ſo vortrefflich einſtudirt, daß der Dialog Schlag auf Schlag ging, im völligſten Leben. Malkolmi ſpielte den Märten, man konnte nichts Vollkommneres ſehen."

„Die Rolle des Schnaps", ſagte ich, „erſcheint mir nicht weniger glücklich; ich dächte, das Repertoire hätte nicht viele aufzuweiſen, die dankbarer und beſſer wären. Es iſt in dieſer Figur wie im ganzen Stück eine Deutlichkeit, eine Gegenwart, wie ſie das Theater nur wünſchen kann. Die Scene, wo er mit dem Felleiſen kommt und nacheinander die Sachen hervorbringt, wo er Märten den Schnurrbart anklebt und ſich ſelbſt mit Freiheitsmütze, Uniform und Degen bekleidet, gehört zu den vorzüglichſten."

„Dieſe Scene", ſagte Goethe, „hat in früherer Zeit auf unſerm Theater immer viel Glück gemacht. Es kam dazu noch der Umſtand, daß das Felleiſen mit den Sachen ein wirklich hiſtoriſches war. Ich fand es nämlich zur Zeit der Revolution auf meiner Reiſe an der franzöſiſchen Grenze, wo die Flucht der Emigrirten durchgegangen war, und wo es einer mochte verloren oder weggeworfen haben. Die Sachen, ſo wie ſie im Stück vorkommen, waren alle darin; ich ſchrieb danach die Scene, und das Felleiſen mit allem Zubehör

ſpielte nachher, zu nicht geringem Vergnügen unſerer Schauſpieler, immer mit, ſo oft das Stück gegeben wurde."

Die Frage, ob man den „Bürgergeneral" noch jetzt mit Intereſſe und Nutzen ſehen könne, machte noch eine Weile den Gegenſtand unſerer Unterhaltung.

Goethe erkundigte ſich ſodann nach meinen Fortſchritten in der franzöſiſchen Literatur, und ich erzählte ihm, daß ich mich abwechſelnd noch immer mit Voltaire beſchäftige, und daß das große Talent dieſes Mannes mir das reinſte Glück gewähre. „Ich kenne immer nur noch wenig von ihm", ſagte ich; „ich halte mich noch immer in dem Kreiſe ſeiner kleinen Gedichte an Perſonen, die ich leſe und immer wieder leſe und von denen ich mich nicht trennen kann."

„Eigentlich", ſagte Goethe, „iſt alles gut, was ein ſo großes Talent wie Voltaire ſchreibt, wiewol ich nicht alle ſeine Frechheiten gelten laſſen möchte. Aber Sie haben nicht unrecht, wenn Sie ſo lange bei ſeinen kleinen Gedichten an Perſonen verweilen; ſie gehören ohne Frage zu den liebenswürdigſten Sachen, die er geſchrieben. Es iſt darin keine Zeile, die nicht voller Geiſt, Klarheit, Heiterkeit und Anmuth wäre."

„Und man ſieht darin", ſagte ich, „ſeine Verhältniſſe zu allen Großen und Mächtigen der Erde und bemerkt mit Freuden, welche vornehme Figur Voltaire ſelber ſpielt, indem er ſich den Höchſten gleich zu empfinden ſcheint und man ihm nie anmerkt, daß irgendeine Majeſtät ſeinen freien Geiſt nur einen Augenblick hat geniren können."

„Ja", ſagte Goethe, „vornehm war er. Und bei all ſeiner Freiheit und Verwegenheit hat er ſich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches faſt noch mehr ſagen will. Ich kann wol die Kaiſerin von Oeſterreich als eine Autorität in ſolchen Dingen anführen, die ſehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaire's Gedichten an fürſtliche Perſonen keine Spur ſei, daß er je die Linie der Convenienz überſchritten habe."

„Erinnern ſich Euer Excellenz", ſagte ich, „des kleinen Gedichts, wo er der Prinzeß von Preußen, nachherigen Königin von Schweden, die artige Liebeserklärung macht, indem er

ſagt, daß er ſich im Traum zum Range der Könige habe erhoben geſehen?"

„Es iſt eins ſeiner vorzüglichſten", ſagte Goethe, indem er recitirte:

„Je vous aimais, princesse, et j'osais vous le dire.
Les Dieux à mon reveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire.

„Ja, das iſt artig! Und dann", fuhr Goethe fort, „hat es wol nie einen Poeten gegeben, dem ſein Talent jeden Augenblick ſo zur Hand war wie Voltaire. Ich erinnere mich einer Anekdote, wo er eine Zeit lang zum Beſuch bei ſeiner Freundin Du Chatelet geweſen war und in dem Augenblick der Abreiſe, als ſchon der Wagen vor der Thür ſteht, einen Brief von einer großen Anzahl junger Mädchen eines benachbarten Kloſters erhält, die zum Geburtstag ihrer Aebtiſſin den «Tod Julius Cäſar's» aufführen wollen und ihn um einen Prolog bitten. Der Fall war zu artig, als daß Voltaire ihn ablehnen konnte; ſchnell läßt er ſich daher Feder und Papier geben und ſchreibt ſtehend auf dem Rande eines Kamins das Verlangte. Es iſt ein Gedicht von etwa zwanzig Verſen, durchaus durchdacht und vollendet, ganz für den gegebenen Fall paſſend, genug, von der beſten Sorte."

„Ich bin ſehr begierig, es zu leſen", ſagte ich.

„Ich zweifle", ſagte Goethe, „daß es in Ihrer Sammlung ſteht, es iſt erſt kürzlich zum Vorſchein gekommen, wie er denn ſolche Gedichte zu Hunderten gemacht hat, von denen noch manche hier und dort im Privatbeſitz verborgen ſein mögen."

„Ich fand dieſer Tage eine Stelle in Lord Byron", ſagte ich, „woraus zu meiner Freude hervorging, welche außerordentliche Achtung auch Byron vor Voltaire gehabt. Auch ſieht man es ihm wohl an, wie ſehr er Voltaire mag geleſen, ſtudirt und benutzt haben."

„Byron", ſagte Goethe, „wußte zu gut, wo etwas zu holen war, und er war zu geſcheit, als daß er aus dieſer allgemeinen Quelle des Lichts nicht auch hätte ſchöpfen ſollen."

Das Geſpräch wendete ſich hiernächſt ganz auf Byron und einzelne ſeiner Werke, wobei Goethe häufigen Anlaß fand,

manche ſeiner frühern Aeußerungen von Anerkennung und Bewunderung jenes großen Talents zu wiederholen.

„In alles, was Euer Excellenz über Byron ſagen", erwiderte ich, „ſtimme ich von Herzen bei; allein wie bedeutend und groß jener Dichter als Talent auch ſein mag, ſo möchte ich doch ſehr zweifeln, daß aus ſeinen Schriften für reine Menſchenbildung ein entſchiedener Gewinn zu ſchöpfen."

„Da muß ich Ihnen widerſprechen", ſagte Goethe. „Byron's Kühnheit, Keckheit und Grandioſität, iſt das nicht alles bildend? Wir müſſen uns hüten, es ſtets im entſchieden Reinen und Sittlichen ſuchen zu wollen. Alles Große bildet, ſobald wir es gewahr werden."

1829.

„Ich habe im Schubarth zu leſen fortgefahren", ſagte Goethe; „er iſt freilich ein bedeutender Menſch, und er ſagt ſogar manches ſehr Vorzügliche, wenn man es ſich in ſeine eigene Sprache überſetzt. Die Hauptrichtung ſeines Buchs geht darauf hinaus: daß es einen Standpunkt außerhalb der Philoſophie gebe, nämlich den des geſunden Menſchenverſtandes, und daß Kunſt und Wiſſenſchaft unabhängig von der Philoſophie, mittels freier Wirkung natürlicher menſchlicher Kräfte immer am beſten gediehen ſei. Dies iſt durchaus Waſſer auf unſere Mühle. Von der Philoſophie habe ich mich ſelbſt immer frei erhalten, der Standpunkt des geſunden Menſchenverſtandes war auch der meinige, und Schubarth beſtätigt alſo, was ich mein ganzes Leben ſelber geſagt und gethan habe.

„Das einzige, was ich an ihm nicht durchaus loben kann, iſt, daß er gewiſſe Dinge beſſer weiß, als er ſie ſagt, und daß er alſo nicht immer ganz ehrlich zu Werke geht. So wie Hegel zieht auch er die chriſtliche Religion in die Philoſophie herein, die doch nichts darin zu thun hat. Die chriſtliche Religion iſt ein mächtiges Weſen für ſich, woran die geſunkene und leidende Menſchheit von Zeit zu Zeit ſich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr dieſe Wirkung zugeſteht, iſt ſie über aller Philoſophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philoſoph nicht das Anſehen der Religion, um gewiſſe Lehren zu beweiſen, wie z. B. die einer ewigen Fortdauer. Der Menſch ſoll an Unſterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es iſt ſeiner Natur gemäß, und er darf auf religiöſe Zuſagen bauen;

wenn aber der Philoſoph den Beweis für die Unſterblichkeit unſerer Seele aus einer Legende hernehmen will, ſo iſt das ſehr ſchwach und will nicht viel heißen. Die Ueberzeugung unſerer Fortdauer entſpringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende raſtlos wirke, ſo iſt die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daſeins anzuweiſen, wenn die jetzige meinem Geiſt nicht ferner auszuhalten vermag."

Mein Herz ſchlug bei dieſen Worten vor Bewunderung und Liebe. Iſt doch, dachte ich, nie eine Lehre ausgeſprochen worden, die mehr zu edeln Thaten reizt als dieſe; denn wer will nicht bis an ſein Ende unermüdlich wirken und handeln, wenn er darin die Bürgſchaft eines ewigen Lebens findet!

Goethe ließ ein Porteſeuille mit Handzeichnungen und Kupferſtichen vorlegen. Nachdem er einige Blätter ſtill betrachtet und umgewendet, reichte er mir einen ſchönen Stich nach einem Gemälde von Oſtade. „Hier", ſagte er, „haben Sie die Scene zu unſerm «Good man and Good wife»." Ich betrachtete das Blatt mit großer Freude. Ich ſah das Innere einer Bauernwohnung vorgeſtellt, wo Küche, Wohn- und Schlafzimmer alles in Einem und nur ein Raum war. Mann und Frau ſaßen ſich nahe gegenüber, die Frau ſpinnend, der Mann Garn windend; ein Bube zu ihren Füßen. Im Hintergrunde ſah man ein Bette ſowie überall nur das roheſte, allernothwendigſte Hausgeräth; die Thür ging unmittelbar ins Freie. Den Begriff beſchränkten ehelichen Glücks gab dieſes Blatt vollkommen; Zufriedenheit, Behagen und ein gewiſſes Schwelgen in liebenden ehelichen Empfindungen lag auf den Geſichtern vom Manne und der Frau, wie ſie ſich einander anblickten. „Es wird einem wohler zu Muthe", ſagte ich, „je länger man dieſes Blatt anſieht; es hat einen Reiz ganz eigener Art." — „Es iſt der Reiz der Sinnlichkeit", ſagte Goethe, „den keine Kunſt entbehren kann, und der in Gegenſtänden ſolcher Art in ſeiner ganzen Fülle herrſcht. Bei Darſtellungen höherer Richtung dagegen, wo der Künſtler ins Ideelle geht, iſt es ſchwer, daß die gehörige Sinnlichkeit mitgehe, und daß er nicht trocken und kalt werde.

Da können nun Jugend oder Alter günstig oder hinderlich sein, und der Künstler muß daher seine Jahre bedenken und danach seine Gegenstände wählen. Meine «Iphigenie» und mein «Tasso» sind mir gelungen, weil ich jung genug war, um mit meiner Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffs durchdringen und beleben zu können. Jetzt in meinem Alter wären so ideelle Gegenstände nicht für mich geeignet, und ich thue vielleicht wohl, solche zu wählen, wo eine gewisse Sinnlichkeit bereits im Stoffe liegt. Wenn Genasts hier bleiben, so schreibe ich euch zwei Stücke, jedes in einem Act und in Prosa: das eine von der heitersten Art, mit einer Hochzeit endend, das andere grausam und erschütternd, sodaß am Ende zwei Leichname zurückbleiben. Das letztere rührt noch aus Schiller's Zeit her, und er hat auf mein Antreiben schon eine Scene davon geschrieben. Beide Sujets habe ich lange durchdacht, und sie sind mir so vollkommen gegenwärtig, daß ich jedes in acht Tagen dictiren wollte, wie ich es mit meinem «Bürgergeneral» gethan habe."

„Thun Sie es", sagte ich, „schreiben Sie die beiden Stücke auf jeden Fall; es ist Ihnen nach den «Wanderjahren» eine Erfrischung und wirkt wie eine kleine Reise. Und wie würde die Welt sich freuen, wenn Sie dem Theater noch etwas zu Liebe thäten, was niemand mehr erwartet!"

„Wie gesagt", fuhr Goethe fort, „wenn Genasts hier bleiben, so bin ich gar nicht sicher, daß ich euch nicht den Spaß mache. Aber ohne diese Aussicht wäre dazu wenig Reiz, denn ein Stück auf dem Papiere ist gar nichts. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und er muß seine Rollen denen Figuren auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen. Habe ich also auf Genast und seine Frau zu rechnen, und nehme ich dazu La Roche, Herrn Winterberger und Madame Seidel, so weiß ich, was ich zu thun habe, und kann der Ausführung meiner Intentionen gewiß sein.

„Für das Theater zu schreiben", fuhr Goethe fort, „ist ein eigenes Ding, und wer es nicht durch und durch kennt, der mag es unterlassen. Ein interessantes Factum, denkt jeder, werde auch interessant auf den Bretern erscheinen; aber mitnichten! Es können Dinge ganz hübsch zu

leſen und hübſch zu denken ſein, aber auf die Breter gebracht ſieht das ganz anders aus, und was uns im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt laſſen. Wenn man meinen «Hermann und Dorothea» lieſt, ſo denkt man, das wäre auch auf dem Theater zu ſehen. Töpfer hat ſich verführen laſſen es hinauf zu bringen; allein was iſt es, was wirkt es, zumal wenn es nicht ganz vorzüglich geſpielt wird, und wer kann ſagen, daß es in jeder Hinſicht ein gutes Stück ſei? Für das Theater zu ſchreiben iſt ein Metier, das man kennen ſoll, und will ein Talent, das man beſitzen muß. Beides iſt ſelten, und wo es ſich nicht vereinigt findet, wird ſchwerlich etwas Gutes an den Tag kommen."

Montag den 9. Februar 1829.

Goethe ſprach viel über die „Wahlverwandtſchaften", beſonders daß jemand ſich in der Perſon des Mittler getroffen gefunden, den er früher im Leben nie gekannt und geſehen. „Der Charakter", ſagte er, „muß alſo wol einige Wahrheit haben und in der Welt mehr als einmal exiſtiren. Es iſt in den «Wahlverwandtſchaften» überall keine Zeile, die ich nicht ſelber erlebt hätte, und es ſteckt darin mehr, als irgendjemand bei einmaligem Leſen aufzunehmen im Stande wäre."

Dienstag den 10. Februar 1829.

Ich fand Goethe umringt von Karten und Plänen in Bezug auf den bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein beſonderes Intereſſe zeigte.

Sodann viel über Merck geſprochen, von welchem er mir eine poetiſche Epiſtel an Wieland vom Jahre 1776 vorlieſt, in höchſt geiſtreichen aber etwas derben Knittelverſen. Der ſehr heitere Inhalt geht beſonders gegen Jacobi, den Wieland in einer zu günſtigen Recenſion im „Merkur" überſchätzt zu haben ſcheint, welches Merck ihm nicht verzeihen kann.

Ueber den Zuſtand damaliger Cultur, und wie ſchwer es

gehalten, aus der sogenannten Sturm- und Drangperiode sich zu einer höhern Bildung zu retten.

Ueber seine ersten Jahre in Weimar. Das poetische Talent im Conflict mit der Realität, die er durch seine Stellung zum Hofe und verschiedenartige Zweige des Staatsdienstes zu höherm Vortheil in sich aufzunehmen genöthigt ist. Deshalb in den ersten zehn Jahren nichts Poetisches von Bedeutung hervorgebracht. Fragmente vorgelesen. Durch Liebschaften verdüstert. Der Vater fortwährend ungeduldig gegen das Hofleben.

Vortheile, daß er den Ort nicht verändert, und daß er dieselben Erfahrungen nicht nöthig gehabt zweimal zu machen.

Flucht nach Italien, um sich zu poetischer Productivität wiederherzustellen. Aberglaube, daß er nicht hinkomme, wenn jemand darum wisse. Deshalb tiefes Geheimniß. Von Rom aus an den Herzog geschrieben.

Aus Italien zurück mit großen Anforderungen an sich selbst.

Herzogin Amalie. Vollkommene Fürstin mit vollkommen menschlichem Sinne und Neigung zum Lebensgenuß. Sie hat große Liebe zu seiner Mutter und wünscht, daß sie für immer nach Weimar komme. Er ist dagegen.

Ueber die ersten Anfänge des „Faust“:

„Der «Faust» entstand mit meinem «Werther»; ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar. Ich hatte ihn auf Postpapier geschrieben und nichts daran gestrichen; denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuschreiben, die nicht gut war und die nicht bestehen konnte.“

Mittwoch den 11. Februar 1829.

Mit Oberbaudirector Coudray bei Goethe zu Tische. Coudray erzählt viel von der weiblichen Industrieschule und dem Waiseninstitut als den besten Einrichtungen dieser Art des Landes, ersteres von der Großfürstin, letzteres vom Großherzog Karl August gegründet. Mancherlei über Theater-

decoration und Wegebau. Coudray legt Goethen den Riß zu einer fürſtlichen Kapelle vor. Ueber den Ort, wo der herrſchaftliche Stuhl anzubringen; wogegen Goethe Einwendungen macht, die Coudray annimmt. Nach Tiſch Soret. Goethe zeigt uns abermals die Bilder von Herrn von Reutern.

Donnerstag den 12. Februar 1829.

Goethe lieſt mir das friſch entſtandene, überaus herrliche Gedicht: „Kein Weſen kann zu nichts zerfallen —". „Ich habe", ſagte er, „dieſes Gedicht als Widerſpruch der Verſe: «Denn alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will —», geſchrieben, welche dumm ſind, und welche meine berliner Freunde bei Gelegenheit der Naturforſchenden Verſammlung zu meinem Aerger in goldenen Buchſtaben ausgeſtellt haben."

Ueber den großen Mathematiker Lagrange, an welchem Goethe vorzüglich den trefflichen Charakter hervorhebt. „Er war ein guter Menſch", ſagte er, „und eben deswegen groß. Denn wenn ein guter Menſch mit Talent begabt iſt, ſo wird er immer zum Heil der Welt ſittlich wirken, ſei es als Künſtler, Naturforſcher, Dichter, oder was alles ſonſt.

„Es iſt mir lieb", fuhr Goethe fort, „daß Sie Coudray geſtern näher kennen gelernt haben. Er ſpricht ſich in Geſellſchaft ſelten aus, aber ſo unter uns haben Sie geſehen, welch ein trefflicher Geiſt und Charakter in dem Manne wohnt. Er hat anfänglich vielen Widerſpruch erlitten, aber jetzt hat er ſich durchgekämpft und genießt vollkommene Gunſt und Vertrauen des Hofes. Coudray iſt einer der geſchickteſten Architekten unſerer Zeit. Er hat ſich zu mir gehalten, und ich mich zu ihm, und es iſt uns beiden von Nutzen geweſen. Hätte ich den vor funfzig Jahren gehabt!"

Ueber Goethe's eigene architektoniſche Kenntniſſe. Ich bemerke, er müſſe viel in Italien gewonnen haben. „Es gab mir einen Begriff vom Ernſten und Großen", antwortete er,

„aber keine Gewandtheit. Der weimarische Schloßbau hat mich vor allem gefördert. Ich mußte mit einwirken und war sogar in dem Fall, Gesimse zeichnen zu müssen. Ich that es den Leuten von Metier gewissermaßen zuvor, weil ich ihnen in der Intention überlegen war."

Das Gespräch kam auf Zelter. „Ich habe einen Brief von ihm", sagte Goethe; „er schreibt unter anderm, daß die Aufführung des «Messias» ihm durch eine seiner Schülerinnen verdorben sei, die eine Arie zu weich, zu schwach, zu sentimental gesungen. Das Schwache ist ein Charakterzug unsers Jahrhunderts. Ich habe die Hypothese, daß es in Deutschland eine Folge der Anstrengung ist, die Franzosen los zu werden. Maler, Naturforscher, Bildhauer, Musiker, Poeten, es ist, mit wenigen Ausnahmen, alles schwach, und in der Masse steht es nicht besser."

„Doch", sagte ich, „gebe ich die Hoffnung nicht auf, zum «Faust» eine passende Musik kommen zu sehen."

„Es ist ganz unmöglich", sagte Goethe. „Das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was sie stellenweise enthalten müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Charakter des «Don Juan» sein; Mozart hätte den «Faust» componiren müssen. Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird sich auf so etwas nicht einlassen; er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten."

Sodann, ich weiß nicht mehr in welcher Verbindung und welchem Bezug, sagte Goethe folgendes sehr Bedeutende.

„Alles Große und Gescheite", sagte er, „existirt in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Plane einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein."

Freitag den 13. Februar 1829.

Mit Goethe allein zu Tiſche. „Ich werde nach Beendigung der «Wanderjahre»“, ſagte er, „mich wieder zur Botanik wenden, um mit Soret die Ueberſetzung weiter zu bringen. Nur fürchte ich, daß es mich wieder ins Weite führt, und daß es zuletzt abermals ein Alp wird. Große Geheimniſſe liegen noch verborgen; manches weiß ich, von vielem habe ich eine Ahnung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderlich ausdrücken:

„Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und ſchließt zuletzt ab mit der Blüte und dem Samen. In der Thierwelt iſt es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher ſtehenden Thieren und Menſchen ſind es die Wirbelknochen, die ſich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abſchließen, in welchem ſich die Kräfte concentriren.

„Was ſo bei einzelnen geſchieht, geſchieht auch bei ganzen Corporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die ſich aneinanderſchließen, bringen als Geſammtheit etwas hervor, das auch den Schluß macht und als Kopf des Ganzen anzuſehen iſt, den Bienen-König. Wie dieſes geſchieht, iſt geheimnißvoll, ſchwer auszuſprechen, aber ich könnte ſagen, daß ich darüber meine Gedanken habe.

„So bringt ein Volk ſeine Helden hervor, die gleich Halbgöttern zu Schutz und Heil an der Spitze ſtehen; und ſo vereinigten ſich die poetiſchen Kräfte der Franzoſen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volks ſind groß in der Generation, in der ſie wirken; manche dauern ſpäter hinaus, die meiſten werden durch andere erſetzt und von der Folgezeit vergeſſen.“

Ich freute mich dieſer bedeutenden Gedanken. Goethe ſprach ſodann über Naturforſcher, denen es vor allem nur daran liege, ihre Meinung zu beweiſen. „Herr von Buch“, ſagte er, „hat ein neues Werk herausgegeben, das gleich im Titel eine Hypotheſe enthält. Seine Schrift ſoll von Granitblöcken handeln, die hier und dort umherliegen, man weiß nicht wie und woher. Da aber Herr von Buch die Hypo-

theſe im Schilde führt, daß ſolche Granitblöcke durch etwas Gewaltſames von innen hervorgeworfen und zerſprengt worden, ſo deutet er dieſes gleich im Titel an, indem er ſchon dort von „zerſtreuten“ Granitblöcken redet, wo denn der Schritt zur Zerſtreuung ſehr nahe liegt und dem argloſen Leſer die Schlinge des Irrthums über den Kopf gezogen wird, er weiß nie wie.

„Man muß alt werden, um dieſes alles zu überſehen, und Geld genug haben, ſeine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Bonmot, das ich ſage, koſtet mir eine Börſe voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens iſt durch meine Hände gegangen, um das zu lernen, was ich jetzt weiß, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, ſondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literariſches Einkommen ſeit mehr als funfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürſtlichen Perſonen ausgeben ſehen, denen ich nahe verbunden war und an deren Schritten, Gelingen und Mislingen ich theilnahm.

„Es iſt nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um geſcheit zu werden; man muß auch in großen Verhältniſſen leben und Gelegenheit haben, den ſpielenden Figuren der Zeit in die Karten zu ſehen und ſelber zu Gewinn und Verluſt mitzuſpielen.

„Ohne meine Bemühungen in den Naturwiſſenſchaften hätte ich jedoch die Menſchen nie kennen gelernt wie ſie ſind. In allen andern Dingen kann man dem reinen Anſchauen und Denken, den Irrthümern der Sinne wie des Verſtandes, den Charakter-Schwächen und -Stärken nicht ſo nachkommen, es iſt alles mehr oder weniger biegſam und ſchwankend und läßt alles mehr oder weniger mit ſich handeln; aber die Natur verſteht gar keinen Spaß, ſie iſt immer wahr, immer ernſt, immer ſtrenge, ſie hat immer recht, und die Fehler und Irrthümer ſind immer des Menſchen. Den Unzulänglichen verſchmäht ſie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt ſie ſich und offenbart ihm ihre Geheimniſſe.

„Der Verſtand reicht zu ihr nicht hinauf, der Menſch muß fähig ſein, ſich zur höchſten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die ſich in Urphänomenen, phy-

ſiſchen wie ſittlichen, offenbart, hinter denen ſie ſich hält und die von ihr ausgehen.

„Die Gottheit aber iſt wirkſam im Lebendigen, aber nicht im Todten; ſie iſt im Werdenden und ſich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erſtarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun, der Verſtand mit dem Gewordenen, Erſtarrten, daß er es nutze.

„Die Mineralogie iſt daher eine Wiſſenſchaft für den Verſtand, für das praktiſche Leben, denn ihre Gegenſtände ſind etwas Todtes, das nicht mehr entſteht, und an eine Syntheſe iſt dabei nicht zu denken. Die Gegenſtände der Meteorologie ſind zwar etwas Lebendiges, das wir täglich wirken und ſchaffen ſehen, ſie ſetzen eine Syntheſe voraus; allein der Mitwirkungen ſind ſo mannichfaltige, daß der Menſch dieſer Syntheſe nicht gewachſen iſt, und er ſich daher in ſeinen Beobachtungen und Forſchungen unnütz abmüht. Wir ſteuern dabei auf Hypotheſen los, auf imaginäre Inſeln, aber die eigentliche Syntheſe wird wahrſcheinlich ein unentdecktes Land bleiben. Und mich wundert es nicht, wenn ich bedenke wie ſchwer es gehalten, ſelbſt in ſo einfachen Dingen wie die Pflanze und die Farbe zu einiger Syntheſe zu gelangen.“

Sonntag den 15. Februar 1829.

Goethe empfing mich mit großem Lobe wegen meiner Redaction der naturhiſtoriſchen Aphorismen für die „Wanderjahre“. „Werfen Sie ſich auf die Natur“, ſagte er, „Sie ſind dafür geboren, und ſchreiben Sie zunächſt ein Compendium der Farbenlehre.“ Wir ſprachen viel über dieſen Gegenſtand.

Eine Kiſte vom Niederrhein langte an mit ausgegrabenen antiken Gefäßen, Mineralien, kleinen Dombildern und Gedichten des Carnevals, welches alles nach Tiſche ausgepackt wurde.

Dienstag den 17. Februar 1829.

Viel über den „Großkophta“ geſprochen. „Lavater“, ſagte Goethe, „glaubte an Caglioſtro und deſſen Wunder. Als man ihn als einen Betrüger entlarvt hatte, behauptete Lavater, dies ſei ein anderer Caglioſtro, der Wunderthäter Caglioſtro ſei eine heilige Perſon.

„Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuſchungen unterworfen, und die ganz ſtrenge Wahrheit war nicht ſeine Sache, er belog ſich und andere. Es kam zwiſchen mir und ihm deshalb zum völligen Bruch. Zuletzt habe ich ihn noch in Zürich geſehen, ohne von ihm geſehen zu werden. Verkleidet ging ich in einer Allee, ich ſah ihn auf mich zukommen, ich bog außerhalb, er ging an mir vorüber und kannte mich nicht. Sein Gang war wie der eines Kranichs, weswegen er auf dem Blocksberg als Kranich vorkommt.“

Ich fragte Goethe, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt, wie man faſt wegen ſeiner „Phyſiognomik“ ſchließen ſollte. „Durchaus nicht“, antwortete Goethe, „ſeine Richtung ging blos auf das Sittliche, Religiöſe. Was in Lavater's «Phyſiognomik» über Thierſchädel vorkommt, iſt von mir.“

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Franzoſen, auf die Vorleſungen von Guizot, Villemain und Couſin, und Goethe ſprach mit hoher Achtung über den Standpunkt dieſer Männer, und wie ſie alles von einer freien und neuen Seite betrachteten und überall gerade aufs Ziel losgingen. „Es iſt“, ſagte Goethe, „als wäre man bisjetzt in einen Garten auf Umwegen und durch Krümmungen gelangt; dieſe Männer aber ſind kühn und frei genug, die Mauer dort einzureißen und eine Thür an derjenigen Stelle zu machen, wo man ſogleich auf den breiteſten Weg des Gartens tritt.“

Von Couſin kamen wir auf indiſche Philoſophie. „Dieſe Philoſophie“, ſagte Goethe, „hat, wenn die Nachrichten des Engländers wahr ſind, durchaus nichts Fremdes, vielmehr wiederholen ſich in ihr die Epochen, die wir alle ſelber durchmachen. Wir ſind Senſualiſten, ſolange wir Kinder ſind; Idealiſten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenſtand

Eigenſchaften legen, die nicht eigentlich darin ſind; die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und ſind Skeptiker, ehe wir es glaubten; der Reſt des Lebens iſt gleichgültig, wir laſſen es gehen wie es will und endigen mit dem Quietismus, wie die indiſchen Philoſophen auch.

„In der deutſchen Philoſophie wären noch zwei große Dinge zu thun. Kant hat die «Kritik der reinen Vernunft» geſchrieben, womit unendlich viel geſchehen, aber der Kreis nicht abgeſchloſſen iſt. Jetzt müßte ein Fähiger, ein Bedeutender die Kritik der Sinne und des Menſchenverſtandes ſchreiben, und wir würden, wenn dieſes gleich vortrefflich geſchehen, in der deutſchen Philoſophie nicht viel mehr zu wünſchen haben.

„Hegel", fuhr Goethe fort, „hat in den «Berliner Jahrbüchern» eine Recenſion über Hamann geſchrieben, die ich in dieſen Tagen leſe und wieder leſe und die ich ſehr loben muß. Hegel's Urtheile als Kritiker ſind immer gut geweſen.

„Villemain ſteht in der Kritik gleichfalls ſehr hoch. Die Franzoſen werden zwar nie ein Talent wieder ſehen, das dem von Voltaire gewachſen wäre. Von Villemain aber kann man ſagen, daß er in ſeinem geiſtigen Standpunkt über Voltaire erhaben iſt, ſodaß er ihn in ſeinen Tugenden und Fehlern beurtheilen kann."

Mittwoch den 18. Februar 1829.

Wir ſprachen über die Farbenlehre, unter anderm über Trinkgläſer, deren trübe Figuren gegen das Licht gelb und gegen das Dunkele blau erſcheinen, und die alſo die Betrachtung eines Urphänomens gewähren.

„Das Höchſte, wozu der Menſch gelangen kann", ſagte Goethe bei dieſer Gelegenheit, „iſt das Erſtaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erſtaunen ſetzt, ſo ſei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres ſoll er nicht dahinter ſuchen: hier iſt die Grenze. Aber den Menſchen iſt der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch

nicht genug, ſie denken, es müſſe noch weiter gehen, und ſie ſind den Kindern ähnlich, die wenn ſie in einen Spiegel geguckt, ihn ſogleich umwenden, um zu ſehen was auf der andern Seite iſt."

Das Geſpräch lenkte ſich auf Merck, und ich fragte, ob Merck ſich auch mit Naturſtudien befaßt. „O ja", ſagte Goethe, „er beſaß ſogar bedeutende naturhiſtoriſche Sammlungen. Merck war überall ein höchſt vielſeitiger Menſch. Er liebte auch die Kunſt, und zwar ging dieſes ſo weit, daß wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philiſters ſah von dem er glaubte daß er es nicht zu ſchätzen wiſſe, er alles anwendete, um es in ſeine eigene Sammlung zu bringen. Er hatte in ſolchen Dingen gar kein Gewiſſen, jedes Mittel war ihm recht, und ſelbſt eine Art von grandioſem Betrug wurde nicht verſchmäht, wenn es nicht anders gehen wollte." Goethe erzählte dieſer Art einige ſehr intereſſante Beiſpiele.

„Ein Menſch wie Merck", fuhr er fort, „wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, ſo würde die Welt ihn anders ziehen. Es war überall eine gute Zeit, als ich mit Merck jung war. Die deutſche Literatur war noch eine reine Tafel, auf die man mit Luſt viel Gutes zu malen hoffte. Jetzt iſt ſie ſo beſchrieben und beſudelt, daß man keine Freude hat ſie anzublicken, und daß ein geſcheiter Menſch nicht weiß wohin er noch etwas zeichnen ſoll."

Donnerstag den 19. Februar 1829.

Mit Goethe in ſeiner Arbeitsſtube allein zu Tiſche. — Er war ſehr heiter und erzählte mir, daß ihm am Tage manches Gute widerfahren, und daß er auch ein Geſchäft mit Artaria und dem Hof glücklich beendigt ſehe.

Wir ſprachen ſodann viel über „Egmont", der am Abend vorher nach der Bearbeitung von Schiller gegeben worden, und es kamen die Nachtheile zur Erwähnung, die das Stück durch dieſe Redaction zu leiden hat.

„Es ist in vielfacher Hinsicht nicht gut", sagte ich, „daß die Regentin fehlt; sie ist vielmehr dem Stücke durchaus nothwendig. Denn nicht allein daß das Ganze durch diese Fürstin einen höhern, vornehmern Charakter erhält, sondern es treten auch die politischen Verhältnisse besonders in Bezug auf den spanischen Hof durch ihre Dialoge mit Machiavell durchaus reiner und entschiedener hervor."

„Ganz ohne Frage", sagte Goethe. „Und dann gewinnt auch Egmont an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, sowie auch Klärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie selbst über Fürstinnen siegend Egmont's ganze Liebe allein besitzt. Dieses sind alles sehr delicate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf."

„Auch will mir scheinen", sagte ich, „daß bei den vielen bedeutenden Männerrollen eine einzige weibliche Figur wie Klärchen zu schwach und etwas gedrückt erscheint. Durch die Regentin aber erhält das ganze Gemälde mehr Gleichgewicht. Daß von ihr im Stücke gesprochen wird, will nicht viel sagen; das persönliche Auftreten macht den Eindruck."

„Sie empfinden das Verhältniß sehr richtig", sagte Goethe. „Als ich das Stück schrieb, habe ich, wie Sie denken können, alles sehr wohl abgewogen, und es ist daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes sehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Hauptfigur herausreißt, die ins Ganze gedacht worden und wodurch das Ganze besteht. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war."

„Man möchte auf Sie schelten", sagte ich, „daß Sie es gelitten und daß Sie in einem so wichtigen Fall ihm so unbedingte Freiheit gegeben."

„Man ist oft gleichgültiger als billig", antwortete Goethe. „Und dann war ich in jener Zeit mit andern Dingen tief beschäftigt. Ich hatte so wenig ein Interesse für «Egmont» wie für das Theater; ich ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß das Stück gedruckt dasteht, und daß es Bühnen gibt, die verständig genug sind, es treu

und ohne Verkürzung ganz so aufzuführen wie ich es geschrieben."

Goethe erkundigte sich sodann nach der Farbenlehre, und ob ich seinem Vorschlage, ein Compendium zu schreiben, weiter nachgedacht. Ich sagte ihm wie es damit stehe, und so geriethen wir unvermuthet in eine Differenz, die ich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes mittheilen will.

Wer es beobachtet hat, wird sich erinnern, daß bei heitern Wintertagen und Sonnenschein die Schatten auf dem Schnee häufig *blau* gesehen werden. Dieses Phänomen bringt Goethe in seiner „Farbenlehre" unter die subjectiven Erscheinungen, indem er als Grundlage annimmt, daß das Sonnenlicht zu uns, die wir nicht auf den Gipfeln hoher Berge wohnen, nicht durchaus *weiß*, sondern durch eine mehr oder weniger dunstreiche Atmosphäre dringend in einem gelblichen Schein herabkomme; und daß also der Schnee, von der Sonne beschienen, nicht durchaus weiß, sondern eine gelblich tingirte Fläche sei, die das Auge zum Gegensatz und also zur Hervorbringung der blauen Farbe anreize. Der auf dem Schnee gesehen werdende blaue Schatten sei demnach eine *geforderte* Farbe, unter welcher Rubrik Goethe denn auch das Phänomen abhandelt und danach die von Saussure auf dem Montblanc gemachten Beobachtungen sehr consequent zurechtlegt.

Als ich nun in diesen Tagen die ersten Kapitel der „Farbenlehre" abermals betrachtete, um mich zu prüfen, ob es mir gelingen möchte, Goethe's freundlicher Aufforderung nachzukommen und ein Compendium seiner Farbenlehre zu schreiben, war ich, durch Schnee und Sonnenschein begünstigt, in dem Fall, ebengedachtes Phänomen des blauen Schattens abermals näher in Augenschein zu nehmen, wo ich denn zu einiger Ueberraschung fand, daß Goethe's Ableitung auf einem Irrthum beruhe. Wie ich aber zu diesem Aperçu gelangte, will ich sagen.

Aus den Fenstern meines Wohnzimmers sehe ich gerade gegen Süden, und zwar auf einen Garten, der durch ein Gebäude begrenzt wird, das bei dem niedern Stande der Sonne

im Winter mir entgegen einen ſo großen Schatten wirft, daß er über die halbe Fläche des Gartens reicht.

Auf dieſe Schattenfläche im Schnee blickte ich nun vor einigen Tagen bei völlig blauem Himmel und Sonnenſchein und war überraſcht, die ganze Maſſe vollkommen blau zu ſehen. Eine geforderte Farbe, ſagte ich zu mir ſelber, kann dieſes nicht ſein, denn mein Auge wird von keiner von der Sonne beſchienenen Schneefläche berührt, wodurch jener Gegenſatz hervorgerufen werden könnte; ich ſehe nichts als die ſchattige blaue Maſſe. Um aber durchaus ſicher zu gehen und zu verhindern, daß der blendende Schein der benachbarten Dächer nicht etwa mein Auge berühre, rollte ich einen Bogen Papier zuſammen und blickte durch ſolche Röhre auf die ſchattige Fläche, wo denn das Blau unverändert zu ſehen blieb.

Daß dieſer blaue Schatten alſo nichts Subjectives ſein konnte, darüber blieb mir nun weiter kein Zweifel. Die Farbe ſtand da, außer mir, ſelbſtändig, mein Subject hatte darauf keinen Einfluß. Was aber war es? Und da ſie nun einmal da war, wodurch konnte ſie entſtehen?

Ich blickte noch einmal hin und umher, und ſiehe, die Auflöſung des Räthſels kündigte ſich mir an. Was kann es ſein, ſagte ich zu mir ſelber, als der Widerſchein des blauen Himmels, den der Schatten herablockt, und der Neigung hat im Schatten ſich anzuſiedeln? Denn es ſteht geſchrieben: die Farbe iſt dem Schatten verwandt, ſie verbindet ſich gern mit ihm und erſcheint uns gern in ihm und durch ihn, ſobald der Anlaß nur gegeben iſt.

Die folgenden Tage gewährten Gelegenheit, meine Hypotheſe wahr zu machen. Ich ging in den Feldern, es war kein blauer Himmel, die Sonne ſchien durch Dünſte, einem Heerrauch ähnlich, und verbreitete über den Schnee einen durchaus gelben Schein; ſie wirkte mächtig genug, um entſchiedene Schatten zu werfen, und es hätte in dieſem Fall nach Goethe's Lehre das friſcheſte Blau entſtehen müſſen. Es entſtand aber nicht, die Schatten blieben grau.

Am nächſten Vormittage bei bewölkter Atmoſphäre blickte die Sonne von Zeit zu Zeit herdurch und warf auf dem

Schnee entschiedene Schatten. Allein sie waren ebenfalls nicht blau, sondern grau. In beiden Fällen fehlte der Widerschein des blauen Himmels, um dem Schatten seine Färbung zu geben.

Ich hatte demnach eine hinreichende Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe's Ableitung des mehrgedachten Phänomens von der Natur nicht als wahr bestätigt werde, und daß seine diesen Gegenstand behandelnden Paragraphen der „Farbenlehre" einer Umarbeitung dringend bedürften.

Etwas Aehnliches begegnete mir mit den farbigen Doppelschatten, die mit Hülfe eines Kerzenlichts morgens früh bei Tagesanbruch sowie abends in der ersten Dämmerung, desgleichen bei hellem Mondschein, besonders schön gesehen werden. Daß hierbei der eine Schatten, nämlich der vom Kerzenlicht erleuchtete, gelbe, objectiver Art sei und in die Lehre von den trüben Mitteln gehöre, hat Goethe nicht ausgesprochen, obgleich es so ist; den andern, vom schwachen Tages- und Mondlicht erleuchteten, bläulichen oder bläulichgrünen Schatten aber erklärt er für subjectiv, für eine geforderte Farbe, die durch den auf dem weißen Papier verbreiteten gelben Schein des Kerzenlichts im Auge hervorgerufen werde.

Diese Lehre fand ich nun bei sorgfältigster Beobachtung des Phänomens gleichfalls nicht durchaus bestätigt; es wollte mir vielmehr erscheinen als ob das von außen hereinwirkende schwache Tages- oder Mondlicht einen bläulich färbenden Ton bereits mit sich bringe, der denn theils durch den Schatten, theils durch den fordernden gelben Schein des Kerzenlichts verstärkt werde, und daß also auch hierbei eine objective Grundlage stattfinde und zu beachten sei.

Daß das Licht des anbrechenden Tages wie des Mondes einen bleichen Schein werfe, ist bekannt. Ein bei Tagesanbruch oder im Mondschein angeblicktes Gesicht erscheint blaß, wie genugsame Erfahrungen bestätigen. Auch Shakspeare scheint dieses gekannt zu haben, denn jener merkwürdigen Stelle, wo Romeo bei Tagesanbruch von seiner Geliebten geht und in freier Luft eins dem andern plötzlich so bleich erscheint, liegt diese Wahrnehmung sicher zum Grunde. Die

bleich machende Wirkung eines solchen Lichtes aber wäre schon genugsame Andeutung, daß es einen grünlichen oder bläulichen Schein mit sich führen müsse, indem ein solches Licht dieselbige Wirkung thut wie ein Spiegel aus bläulichem oder grünlichem Glase. Doch stehe noch Folgendes zu weiterer Bestätigung.

Das Licht vom Auge des Geistes geschaut mag als durchaus weiß gedacht werden. Allein das empirische, vom körperlichen Auge wahrgenommene Licht wird selten in solcher Reinheit gesehen; vielmehr hat es, durch Dünste oder sonst modificirt, die Neigung, sich entweder für die Plus- oder Minus-Seite zu bestimmen und entweder mit einem gelblichen oder bläulichen Ton zu erscheinen. Das unmittelbare Sonnenlicht neigt sich in solchem Fall entschieden zur Plus-Seite, zum gelblichen, das Kerzenlicht gleichfalls; das Licht des Mondes aber sowie das bei der Morgen- und Abenddämmerung wirkende Tageslicht, welches beides keine directe, sondern reflectirte Lichter sind, die überdies durch Dämmerung und Nacht modificirt werden, neigen sich auf die passive, auf die Minus-Seite und kommen zum Auge in einem bläulichen Ton.

Man lege in der Dämmerung oder bei Mondenschein einen weißen Bogen Papier so, daß dessen eine Hälfte vom Mond- oder Tageslichte, dessen andere aber vom Kerzenlichte beschienen werde, so wird die eine Hälfte einen bläulichen, die andere einen gelblichen Ton haben, und so werden beide Lichter, ohne hinzugekommenen Schatten und ohne subjective Steigerung, bereits auf der activen oder passiven Seite sich befinden.

Das Resultat meiner Beobachtungen ging demnach dahin: daß auch Goethe's Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus richtig sei, daß bei diesem Phänomen mehr Objectives einwirke, als von ihm beobachtet worden, und daß das Gesetz der subjectiven Forderung dabei nur als etwas Secundäres in Betracht komme.

Wäre das menschliche Auge überall so empfindlich und empfänglich, daß es bei der leisesten Berührung von irgendeiner Farbe sogleich disponirt wäre, die entgegengesetzte her-

vorzubringen, so würde das Auge stets eine Farbe in die andere übertragen, und es würde das unangenehmste Gemisch entstehen.

Dies ist aber glücklicherweise nicht so, vielmehr ist ein gesundes Auge so organisirt, daß es die geforderten Farben entweder gar nicht bemerkt, oder, darauf aufmerksam gemacht, sie doch nur mit Mühe hervorbringt, ja daß diese Operation sogar einige Uebung und Geschicklichkeit verlangt, ehe sie, selbst unter günstigen Bedingungen, gelingen will.

Das eigentlich Charakteristische solcher subjectiven Erscheinungen, daß nämlich das Auge zu ihrer Hervorbringung gewissermaßen einen mächtigen Reiz verlangt, und daß, wenn sie entstanden, sie keine Stetigkeit haben, sondern flüchtige, schnell verschwindende Wesen sind, ist bei den blauen Schatten im Schnee sowie bei den farbigen Doppelschatten von Goethe zu sehr außer Acht gelassen; denn in beiden Fällen ist von einer kaum merklich tingirten Fläche die Rede, und in beiden Fällen steht die geforderte Farbe beim ersten Hinblick sogleich entschieden da.

Aber Goethe, bei seinem Festhalten am einmal erkannten Gesetzlichen, und bei seiner Maxime, es selbst in solchen Fällen vorauszusetzen, wo es sich zu verbergen scheine, konnte sehr leicht verführt werden, eine Syntheſe zu weit greifen zu lassen und ein liebgewonnenes Gesetz auch da zu erblicken, wo ein ganz anderes wirkte.

Als er nun heute seine „Farbenlehre" zur Erwähnung brachte und sich erkundigte, wie es mit dem besprochenen Compendium stehe, hätte ich die soeben entwickelten Punkte gern verschweigen mögen, denn ich fühlte mich in einiger Verlegenheit, wie ich ihm die Wahrheit sagen sollte, ohne ihn zu verletzen.

Allein da es mir mit dem Compendium wirklich Ernst war, so mußten, ehe ich in dem Unternehmen sicher vorschreiten konnte, zuvor alle Irrthümer beseitigt und alle Misverständnisse besprochen und gehoben sein.

Es blieb mir daher nichts übrig, als voll Vertrauen ihm zu bekennen, daß ich nach sorgfältigen Beobachtungen mich in dem Fall befinde, in einigen Punkten von ihm abweichen

zu müſſen, indem ich ſowol ſeine Ableitung der blauen Schatten im Schnee als auch ſeine Lehre von den farbigen Doppelſchatten nicht durchaus beſtätigt finde.

Ich trug ihm meine Beobachtungen und Gedanken über dieſe Punkte vor; allein da es mir nicht gegeben iſt, Gegenſtände im mündlichen Geſpräch mit einiger Klarheit umſtändlich zu entwickeln, ſo beſchränkte ich mich darauf, blos die Reſultate meines Gewahrwerdens hinzuſtellen, ohne in eine nähere Erörterung des Einzelnen einzugehen, die ich mir ſchriftlich vorbehielt.

Ich hatte aber kaum zu reden angefangen, als Goethe's erhaben-heiteres Weſen ſich verfinſterte und ich nur zu deutlich ſah, daß er meine Einwendungen nicht billige.

„Freilich", ſagte ich, „wer gegen Euer Excellenz recht haben will, muß früh aufſtehen; allein doch kann es ſich fügen, daß der Mündige ſich übereilt und der Unmündige es findet."

„Als ob Ihr es gefunden hättet!" antwortete Goethe etwas ironiſch ſpöttelnd; „mit Euerer Idee des farbigen Lichtes gehört Ihr in das vierzehnte Jahrhundert, und im übrigen ſteckt Ihr in der tiefſten Dialektik. Das einzige, was an Euch Gutes iſt, beſteht darin, daß Ihr wenigſtens ehrlich genug ſeid, um gerade herauszuſagen, wie Ihr denkt.

„Es geht mir mit meiner Farbenlehre", fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, „gerade wie mit der chriſtlichen Religion. Man glaubt eine Weile, treue Schüler zu haben, und ehe man es ſich verſieht, weichen ſie ab und bilden eine Sekte. Sie ſind ein Ketzer wie die andern auch, denn Sie ſind der erſte nicht, der von mir abgewichen iſt. Mit den trefflichſten Menſchen bin ich wegen beſtrittener Punkte in der Farbenlehre auseinandergekommen. Mit *** wegen ..... und mit *** wegen ...." Er nannte mir hier einige bedeutende Namen.

Wir hatten indeß abgeſpeiſt, das Geſpräch ſtockte. Goethe ſtand auf und ſtellte ſich ans Fenſter. Ich trat zu ihm und drückte ihm die Hand; denn wie er auch ſchalt, ich liebte ihn, und dann hatte ich das Gefühl, daß das Recht auf meiner Seite und daß er der leidende Theil ſei.

Es währte auch nicht lange, ſo ſprachen und ſcherzten wir

wieder über gleichgültige Dinge; doch als ich ging und ihm ſagte, daß er meine Widerſprüche zu beſſerer Prüfung ſchriftlich haben ſolle, und daß blos die Ungeſchicklichkeit meines mündlichen Vortrags ſchuld ſei, warum er mir nicht recht gebe, konnte er nicht umhin, einiges von Ketzern und Ketzerei mir noch in der Thür halb lachend, halb ſpottend zuzuwerfen

---

Wenn es nun problematiſch erſcheinen mag, daß Goethe in ſeiner Farbenlehre nicht gut Widerſprüche vertragen konnte, während er bei ſeinen poetiſchen Werken ſich immer durchaus läßlich erwies und jede gegründete Einwendung mit Dank aufnahm, ſo löſt ſich vielleicht das Räthſel, wenn man bedenkt, daß ihm als Poet von außen her die völligſte Genugthuung zutheil ward, während er bei der „Farbenlehre", dieſem größten und ſchwierigſten aller ſeiner Werke, nichts als Tadel und Misbilligung zu erfahren hatte. Ein halbes Leben hindurch tönte ihm der unverſtändigſte Widerſpruch von allen Seiten entgegen, und ſo war es denn wol natürlich, daß er ſich immer in einer Art von gereiztem kriegeriſchen Zuſtande und zu leidenſchaftlicher Oppoſition ſtets gerüſtet befinden mußte.

Es ging ihm in Bezug auf ſeine Farbenlehre wie einer guten Mutter, die ein vortreffliches Kind nur deſto mehr liebt, je weniger es von andern erkannt wird.

„Auf alles, was ich als Poet geleiſtet habe", pflegte er wiederholt zu ſagen, „bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir ſein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der ſchwierigen Wiſſenſchaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtſein der Superiorität über viele."

Freitag den 20. Februar 1829.

Mit Goethe zu Tiſche. Er iſt froh über die Beendigung der „Wanderjahre", die er morgen abſenden will. In der Farbenlehre tritt er etwas herüber zu meiner Meinung hinſichtlich der blauen Schatten im Schnee. Er ſpricht von ſeiner „Italieniſchen Reiſe", die er gleich wieder vorgenommen.

„Es geht uns wie den Weibern", ſagte er; „wenn ſie gebären, verreden ſie es, wieder beim Manne zu ſchlafen, und ehe man ſich's verſieht, ſind ſie wieder ſchwanger."

Ueber den vierten Band ſeines „Lebens", in welcher Art er ihn behandeln will, und daß dabei meine Notizen vom Jahre 1824 über das bereits Ausgeführte und Schematiſirte ihm gute Dienſte thun.

Er lieſt mir das Tagebuch von Göttling vor, der mit großer Liebenswürdigkeit von frühern jenaiſchen Fechtmeiſtern handelt. Goethe ſpricht viel Gutes von Göttling.

Montag den 23. März 1829.

„Ich habe unter meinen Papieren ein Blatt gefunden", ſagte Goethe heute, „wo ich die Baukunſt eine erſtarrte Muſik nenne. Und wirklich, es hat etwas; die Stimmung, die von der Baukunſt ausgeht, kommt dem Effect der Muſik nahe.

„Prächtige Gebäude und Zimmer ſind für Fürſten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man ſich beruhigt, man iſt zufrieden und will nichts weiter.

„Meiner Natur iſt es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich ſie in Karlsbad gehabt, ſogleich faul und unthätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieſes ſchlechte Zimmer worin wir ſind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, iſt für mich das Rechte; es läßt meiner innern Natur volle Freiheit, thätig zu ſein und aus mir ſelber zu ſchaffen."

Wir ſprachen von Schiller's Briefen und dem Leben, das

ſie miteinander geführt, und wie ſie ſich täglich zu gegenſeitigen Arbeiten gehetzt und getrieben. „Auch an dem «Fauſt»“, ſagte ich, „ſchien Schiller ein großes Intereſſe zu nehmen; es iſt hübſch, wie er Sie treibt, und ſehr liebenswürdig, wie er ſich durch ſeine Idee verleiten läßt, ſelber am «Fauſt» fortzuerfinden. Ich habe dabei bemerkt, daß etwas Voreilendes in ſeiner Natur lag.“

„Sie haben recht“, ſagte Goethe, „er war ſo, wie alle Menſchen, die zu ſehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den «Wilhelm Meiſter» ſehen, den er bald ſo und bald anders haben will. Ich hatte nur immer zu thun, daß ich feſtſtand und ſeine wie meine Sachen von ſolchen Einflüſſen freihielt und ſchützte.“

„Ich habe dieſen Morgen“, ſagte ich, „ſeine «Nadoweſſiſche Todtenklage» geleſen und mich gefreut, wie das Gedicht ſo vortrefflich iſt.“

„Sie ſehen“, antwortete Goethe, „wie Schiller ein großer Künſtler war und wie er auch das Objective zu faſſen wußte, wenn es ihm als Ueberlieferung vor Augen kam. Gewiß, die «Nadoweſſiſche Todtenklage» gehört zu ſeinen allerbeſten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieſer Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß ſeine nächſten Freunde ihn dieſes Gedichtes wegen tadelten, indem ſie meinten, es trage nicht genug von ſeiner Idealität? — Ja, mein Guter, man hat von ſeinen Freunden zu leiden gehabt! Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß ſie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeſchlagen habe! Und doch, ohne jenen Zug iſt ja der Charakter des außerordentlichen Mädchens, wie ſie zu dieſer Zeit und zu dieſen Zuſtänden recht war, ſogleich vernichtet, und ſie ſinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab. — Aber Sie werden bei weiterm Leben immer mehr finden, wie wenige Menſchen fähig ſind, ſich auf den Fuß deſſen zu ſetzen, was ſein muß, und daß vielmehr alle nur immer das loben und das hervorgebracht wiſſen wollen, was ihnen ſelber gemäß iſt. Und das waren die Erſten und Beſten, und

Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Masse aussah, und wie man eigentlich immer allein stand.

„Hätte ich in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich oben gehalten; aber das hat mich geschützt, sowie ich auch Schillern von dieser Seite zu Hülfe kam."

Dienstag den 24. März 1829.

„Je höher ein Mensch", sagte Goethe, „desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe.

„So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg."

Donnerstag den 2. April 1829.

„Ich will Ihnen ein politisches Geheimniß entdecken", sagte Goethe heute bei Tische, „das sich über kurz oder lang offenbaren wird. Kapodistrias kann sich an der Spitze der griechischen Angelegenheiten auf die Länge nicht halten, denn ihm fehlt eine Qualität, die zu einer solchen Stelle unentbehrlich ist: er ist kein Soldat. Wir haben aber kein Beispiel, daß ein Cabinetsmann einen revolutionären Staat hätte organisiren und Militär und Feldherren sich hätte unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Faust, an der Spitze einer Armee mag man befehlen und Gesetze geben, und man kann sicher sein, daß man gehorcht werde; aber ohne dieses

iſt es ein misliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu ſein, hätte nie zur höchſten Gewalt emporſteigen können, und ſo wird ſich auch Kapodiſtrias als Erſter auf die Dauer nicht behaupten, vielmehr wird er ſehr bald eine ſecundäre Rolle ſpielen. Ich ſage Ihnen dieſes voraus, und Sie werden es kommen ſehen; es liegt in der Natur der Dinge und iſt nicht anders möglich."

Goethe ſprach darauf viel über die Franzoſen, beſonders über Couſin, Villemain und Guizot. „Die Einſicht, Umſicht und Durchſicht dieſer Männer", ſagte er, „iſt groß; ſie verbinden vollkommene Kenntniß des Vergangenen mit dem Geiſt des 19. Jahrhunderts, welches denn freilich Wunder thut."

Von dieſen kamen wir auf die neueſten franzöſiſchen Dichter und auf die Bedeutung von claſſiſch und romantiſch. „Mir iſt ein neuer Ausdruck eingefallen", ſagte Goethe, „der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Claſſiſche nenne ich das Geſunde, und das Romantiſche das Kranke. Und da ſind die Nibelungen claſſiſch wie der Homer, denn beide ſind geſund und tüchtig. Das meiſte Neuere iſt nicht romantiſch, weil es neu, ſondern weil es ſchwach, kränklich und krank iſt, und das Alte iſt nicht claſſiſch, weil es alt, ſondern weil es ſtark, friſch, froh und geſund iſt. Wenn wir nach ſolchen Qualitäten Claſſiſches und Romantiſches unterſcheiden, ſo werden wir bald im Reinen ſein."

Das Geſpräch lenkte ſich auf Béranger's Gefangenſchaft. „Es geſchieht ihm ganz recht", ſagte Goethe. „Seine letzten Gedichte ſind wirklich ohne Zucht und Ordnung, und er hat gegen König, Staat und friedlichen Bürgerſinn ſeine Strafe vollkommen verwirkt. Seine frühern Gedichte dagegen ſind heiter und harmlos und ganz geeignet, einen Cirkel froher glücklicher Menſchen zu machen, welches denn wol das Beſte iſt, was man von Liedern ſagen kann."

„Ich bin gewiß", verſetzte ich, „daß ſeine Umgebung nachtheilig auf ihn gewirkt hat, und daß er, um ſeinen revolutionären Freunden zu gefallen, manches geſagt hat, was er ſonſt nicht geſagt haben würde. Euer Excellenz ſollten Ihr Schema ausführen und das Kapitel von den Influenzen

ſchreiben; der Gegenſtand iſt wichtiger und reicher, je mehr man darüber nachdenkt."

„Er iſt nur zu reich", ſagte Goethe, „denn am Ende iſt alles Influenz, inſofern wir es nicht ſelber ſind."

„Man hat nur darauf zu ſehen", ſagte ich, „ob eine Influenz hinderlich oder förderlich, ob ſie unſerer Natur angemeſſen und begünſtigend oder ob ſie ihr zuwider iſt."

„Das iſt es freilich", ſagte Goethe, „worauf es ankommt; aber das iſt auch eben das Schwere, daß unſere beſſere Natur ſich kräftig durchhalte und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig."

Beim Nachtiſch ließ Goethe einen blühenden Lorber und eine japaneſiſche Pflanze vor uns auf den Tiſch ſtellen. Ich bemerkte, daß von beiden Pflanzen eine verſchiedene Stimmung ausgehe, daß der Anblick des Lorbers heiter, leicht, milde und ruhig mache, die japaneſiſche Pflanze dagegen barbariſch, melancholiſch wirke.

„Sie haben nicht unrecht", ſagte Goethe, „und daher kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemüthsart ſeiner Bewohner zugeſtanden hat. Und gewiß, wer ſein Leben lang von hohen ernſten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Menſch werden, als wer täglich unter luftigen Birken ſich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menſchen im allgemeinen nicht ſo ſenſibler Natur ſind als wir andern, und daß ſie im ganzen kräftig vor ſich hin leben, ohne den äußern Eindrücken ſo viele Gewalt einzuräumen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß außer dem Angeborenen der Raſſe ſowol Boden und Klima als Nahrung und Beſchäftigung einwirkt, um den Charakter eines Volks zu vollenden. Auch iſt zu bedenken, daß die früheſten Stämme meiſtentheils von einem Boden Beſitz nahmen, wo es ihnen gefiel, und wo alſo die Gegend mit dem angeborenen Charakter der Menſchen bereits in Harmonie ſtand.

„Sehen Sie ſich einmal um", fuhr Goethe fort, „hinter Ihnen auf dem Pult liegt ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte."

„Dieſes blaue Briefcouvert?" ſagte ich.

„Ja", sagte Goethe. „Nun, was sagen Sie zu der Handschrift? Ist das nicht ein Mensch, dem es groß und frei zu Sinne war, als er die Adresse schrieb? Wem möchten Sie die Hand zutrauen?"

Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handschrift waren sehr frei und grandios. „Merck könnte so geschrieben haben", sagte ich.

„Nein", sagte Goethe, „der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter. Papier und Feder hat ihn bei diesem Couvert begünstigt, sodaß die Schrift ganz seinen großen Charakter ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen."

Freitag den 3. April 1829.

Mit Oberbaudirector Coudray bei Goethe zu Tische. Coudray erzählte von einer Treppe im großherzoglichen Schloß zu Belvedere, die man seit Jahren höchst unbequem gefunden, an deren Verbesserung der alte Herrscher immer gezweifelt habe, und die nun unter der Regierung des jungen Fürsten vollkommen gelinge.

Auch von dem Fortgange verschiedener Chausseebauten gab Coudray Nachricht, und daß man den Weg über die Berge nach Blankenhain wegen zwei Fuß Steigung auf die Ruthe ein wenig hätte umleiten müssen, wo man doch an einigen Stellen noch achtzehn Zoll auf die Ruthe habe.

Ich fragte Coudray, wieviel Zoll die eigentliche Norm sei, welche man beim Chausseebau in hügeligen Gegenden zu erreichen trachte.

„Zehn Zoll auf die Ruthe", antwortete er, „da ist es bequem."

„Aber", sagte ich, „wenn man von Weimar aus irgendeine Straße nach Osten, Süden, Westen oder Norden fährt, so findet man sehr bald Stellen, wo die Chaussee weit mehr als zehn Zoll Steigung auf die Ruthe haben möchte."

„Das sind kurze unbedeutende Strecken", antwortete

Coudray, „und dann geht man oft beim Chausseebau über solche Stellen in der Nähe eines Ortes absichtlich hin, um demselben ein kleines Einkommen für Vorspann nicht zu nehmen.“ Wir lachten über diese redliche Schelmerei. „Und im Grunde“, fuhr Coudray fort, „ist's auch eine Kleinigkeit; die Reisewagen gehen über solche Stellen leicht hinaus, und die Frachtfahrer sind einmal an einige Plackerei gewöhnt. Zudem, da solcher Vorspann gewöhnlich bei Gastwirthen genommen wird, so haben die Fuhrleute zugleich Gelegenheit einmal zu trinken, und sie würden es einem nicht danken, wenn man ihnen den Spaß verdürbe.“

„Ich möchte wissen“, sagte Goethe, „ob es in ganz ebenen flachen Gegenden nicht sogar besser wäre, die gerade Straßenlinie dann und wann zu unterbrechen und die Chaussee künstlich hier und dort ein wenig steigen und fallen zu lassen; es würde das bequeme Fahren nicht hindern, und man gewönne, daß die Straße wegen besserm Abfluß des Regenwassers immer trocken wäre.“

„Das ließe sich wol machen“, antwortete Coudray, „und würde sich höchst wahrscheinlich sehr nützlich erweisen.“

Coudray brachte darauf eine Schrift hervor, den Entwurf einer Instruction für einen jungen Architekten, den die Oberbaubehörde zu seiner weitern Ausbildung nach Paris zu schicken im Begriff stand. Er las die Instruction, sie ward von Goethe gut befunden und gebilligt. Goethe hatte beim Ministerium die nöthige Unterstützung ausgewirkt, man freute sich, daß die Sache gelungen, und sprach über die Vorsichtsmaßregeln, die man nehmen wolle, damit dem jungen Manne das Geld gehörig zugute komme und er auch ein Jahr damit ausreiche. Bei seiner Zurückkunft hatte man die Absicht ihn an der neu zu errichtenden Gewerkschule als Lehrer anzustellen, wodurch denn einem talentreichen jungen Mann alsobald ein angemessener Wirkungskreis eröffnet sei. Es war alles gut, und ich gab dazu meinen Segen im stillen.

Bauriſſe, Vorlegeblätter für Zimmerleute von Schinkel wurden darauf vorgezeigt und betrachtet. Coudray fand die Blätter bedeutend und zum Gebrauch für die künftige Gewerkschule vollkommen geeignet.

Man sprach von Bauten, vom Schall und wie er zu vermeiden, und von großer Festigkeit der Gebäude der Jesuiten. „In Messina", sagte Goethe, „waren alle Gebäude vom Erdbeben zusammengerüttelt, aber die Kirche und das Kloster der Jesuiten standen ungerührt, als wären sie gestern gebaut. Es war nicht die Spur an ihnen zu bemerken, daß die Erderschütterung den geringsten Effect auf sie gehabt."

Von Jesuiten und deren Reichthümern lenkte sich das Gespräch auf Katholiken und die Emancipation der Irländer. „Man sieht", sagte Coudray, „die Emancipation wird zugestanden werden, aber das Parlament wird die Sache so verclausuliren, daß dieser Schritt auf keine Weise für England gefährlich werden kann."

„Bei den Katholiken", sagte Goethe, „sind alle Vorsichtsmaßregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im Parlament, ich würde auch die Emancipation nicht hindern, aber ich würde zu Protokoll nehmen lassen, daß wenn der erste Kopf eines bedeutenden Protestanten durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge."

Das Gespräch lenkte sich auf die neueste Literatur der Franzosen, und Goethe sprach abermals mit Bewunderung von den Vorlesungen der Herren Cousin, Villemain und Guizot. „Statt des Voltaire'schen leichten oberflächlichen Wesens", sagte er, „ist bei ihnen eine Gelehrsamkeit, wie man sie früher nur bei Deutschen fand. Und nun ein Geist, ein Durchdringen und Auspressen des Gegenstandes, herrlich! es ist als ob sie die Kelter träten. Sie sind alle drei vortrefflich, aber dem Herrn Guizot möchte ich den Vorzug geben, er ist mir der liebste."

Wir sprachen darauf über Gegenstände der Weltgeschichte, und Goethe äußerte Folgendes über Regenten.

„Um populär zu sein", sagte er, „braucht ein großer Regent weiter keine Mittel als seine Größe. Hat er so gestrebt und gewirkt, daß sein Staat im Innern glücklich und nach außen geachtet ist, so mag er mit allen seinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Cigarre

im Munde auf einer schlechten Droschke fahren, es ist alles gleich, er hat einmal die Liebe seines Volkes und genießt immer dieselbige Achtung. Fehlt aber einem Fürsten die persönliche Größe und weiß er nicht durch gute Thaten bei den Seinen sich in Liebe zu setzen, so muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da gibt es kein besseres und wirksameres als die Religion und den Mitgenuß und die Mitübung derselbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erscheinen, auf die Gemeinde herabsehen und von ihr ein Stündchen sich anblicken lassen, ist das trefflichste Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anrathen möchte, und das, bei aller Größe, selbst Napoleon nicht verschmäht hat."

Das Gespräch wendete sich nochmals zu den Katholiken, und wie groß der Geistlichen Einfluß und Wirken im stillen sei. Man erzählte von einem jungen Schriftsteller in Hanau, der vor kurzem in einer Zeitschrift, die er herausgegeben, ein wenig heiter über den Rosenkranz gesprochen. Diese Zeitschrift sei sogleich eingegangen, und zwar durch den Einfluß der Geistlichen in ihren verschiedenen Gemeinden. „Von meinem «Werther»" sagte Goethe, „erschien sehr bald eine italienische Uebersetzung in Mailand. Aber von der ganzen Auflage war in kurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu sehen. Der Bischof war dahintergekommen und hatte die ganze Edition von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen lassen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der sogleich einsah, daß der «Werther» für die Katholiken ein schlechtes Buch sei, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirksamsten Mittel ergriffen, es ganz im stillen wieder aus der Welt zu schaffen."

Sonntag den 5. April 1829.

Goethe erzählte mir, daß er vor Tische nach Belvedere gefahren sei, um Coudray's neue Treppe im Schlosse in Augenschein zu nehmen, die er vortrefflich gefunden. Auch

ſagte er mir, daß ein großer verſteinerter Klotz angekommen, den er mir zeigen wolle.

„Solche verſteinerte Stämme", ſagte er, „finden ſich unter dem einundfunfzigſten Grade ganz herum bis nach Amerika, wie ein Erdgürtel. Man muß immer mehr erſtaunen. Von der frühern Organiſation der Erde hat man gar keinen Begriff, und ich kann es Herrn von Buch nicht verdenken, wenn er die Menſchen endoctrinirt, um ſeine Hypotheſen zu verbreiten. Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da iſt es denn am Ende einerlei, was gelehrt wird, wenn es nur einigermaßen einen Anſchein von Vernunft hat."

Von Zelter grüßte mich Goethe, welches mir Freude machte. Dann ſprachen wir von ſeiner italieniſchen Reiſe, und er ſagte mir, daß er in einem ſeiner Briefe aus Italien ein Lied gefunden, das er mir zeigen wolle. Er bat mich, ihm ein Packet Schriften zu reichen, das mir gegenüber auf dem Pulte lag. Ich gab es ihm, es waren ſeine Briefe aus Italien; er ſuchte das Gedicht und las:

Cupido, loſer eigenſinniger Knabe,
Du batſt mich um Quartier auf einige Stunden:
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet!
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen!

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben;
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmſt ſo ungeſchickt! Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Ich freute mich ſehr über dies Gedicht, das mir vollkommen neu erſchien. „Es kann Ihnen nicht fremd ſein", ſagte Goethe, „denn es ſteht in der «Claudine von Villa-Bella», wo es der Rugantino ſingt. Ich habe es jedoch dort zerſtückelt, ſodaß man darüber hinausliest und niemand merkt, was es heißen will. Ich dächte aber, es wäre gut. Es drückt den Zuſtand artig aus und bleibt hübſch im Gleichniß; es iſt in Art der

Anakreontiſchen. Eigentlich hätten wir dieſes Lied und ähnliche andere aus meinen Opern unter den «Gedichten» wieder ſollen abdrucken laſſen, damit der Componiſt doch die Lieder beiſammen hätte.“ Ich fand dieſes gut und vernünftig und merkte es mir für die Folge.

Goethe hatte das Gedicht ſehr ſchön geleſen; ich brachte es nicht wieder aus dem Sinne, und auch ihm ſchien es ferner im Kopfe zu liegen. Die letzten Verſe:

Du lärmſt ſo ungeſchickt! Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte —

ſprach er noch mitunter wie im Traume vor ſich hin.

Er erzählte mir ſodann von einem neuerſchienenen Buche über Napoleon, das von einem Jugendbekannten des Helden verfaßt ſei und worin man die merkwürdigſten Aufſchlüſſe erhalte. „Das Buch“, ſagte er, „iſt ganz nüchtern, ohne Enthuſiasmus geſchrieben, aber man ſieht dabei, welchen großartigen Charakter das Wahre hat, wenn es einer zu ſagen wagt.“

Auch von einem Trauerſpiele eines jungen Dichters erzählte mir Goethe. „Es iſt ein pathologiſches Product“, ſagte er; „die Säfte ſind Theilen überflüſſig zugeleitet, die ſie nicht haben wollen, und andern, die ſie bedurft hätten, ſind ſie entzogen. Das Sujet war gut, ſehr gut, aber die Scenen, die ich erwartete, waren nicht da, und andere, die ich nicht erwartete, waren mit Fleiß und Liebe behandelt. Ich dächte, das wäre pathologiſch, oder auch romantiſch wenn Sie nach unſerer neuen Theorie lieber wollen.“

Wir waren darauf noch eine Weile heiter beiſammen, und Goethe bewirthete mich zuletzt noch mit vielem Honig, auch mit einigen Datteln, die ich mitnahm.

Montag den 6. April 1829.

Goethe gab mir einen Brief von Egon Ebert, den ich bei Tiſche las und der mir Freude machte. Wir ſprachen viel Löbliches von Egon Ebert und Böhmen, und gedachten auch des Profeſſors Zauper mit Liebe.

„Das Böhmen iſt ein eigenes Land“, ſagte Goethe, „ich bin dort immer gern geweſen. Die Bildung der Literatoren hat noch etwas Reines, welches im nördlichen Deutſchland ſchon anfängt ſelten zu werden, indem hier jeder Lump ſchreibt, bei dem an ein ſittliches Fundament und eine höhere Abſicht nicht zu denken iſt.“

Goethe ſprach ſodann von Egon Ebert's neueſtem epiſchen Gedicht, desgleichen von der frühern Weiberherrſchaft in Böhmen, und woher die Sage von den Amazonen entſtanden.

Dies brachte die Unterhaltung auf das Epos eines andern Dichters, der ſich viel Mühe gegeben, ſein Werk in öffentlichen Blättern günſtig beurtheilt zu ſehen. „Solche Urtheile“, ſagte Goethe, „ſind denn auch hier und dort erſchienen. Nun aber iſt die «Halleſche Literaturzeitung» dahintergekommen und hat geradezu ausgeſprochen, was von dem Gedicht eigentlich zu halten, wodurch denn alle günſtigen Redensarten der übrigen Blätter vernichtet worden. Wer jetzt nicht das Rechte will, iſt bald entdeckt; es iſt nicht mehr die Zeit, das Publikum zum beſten zu haben und es in die Irre zu führen.“

„Ich bewundere“, ſagte ich, „daß die Menſchen um ein wenig Namen es ſich ſo ſauer werden laſſen, ſodaß ſie ſelbſt zu falſchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen.“

„Liebes Kind“, ſagte Goethe, „ein Name iſt nichts Geringes. Hat doch Napoleon eines großen Namens wegen faſt die halbe Welt in Stücke geſchlagen!“

Es entſtand eine kleine Pauſe im Geſpräch. Dann aber erzählte Goethe mir Ferneres von dem neuen Buche über Napoleon. „Die Gewalt des Wahren iſt groß“, ſagte er. „Aller Nimbus, alle Illuſion, die Journaliſten, Geſchichtſchreiber und Poeten über Napoleon gebracht haben, verſchwindet vor der entſetzlichen Realität dieſes Buchs; aber der Held

wird dadurch nicht kleiner, vielmehr wächst er, sowie er an Wahrheit zunimmt."

„Eine eigene Zaubergewalt", sagte ich, „mußte er in seiner Persönlichkeit haben, daß die Menschen ihm sogleich zufielen und anhingen und sich von ihm leiten ließen."

„Allerdings", sagte Goethe, „war seine Persönlichkeit eine überlegene. Die Hauptsache aber bestand darin, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen sie ihm zu, sowie sie es jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauspieler einem neuen Regisseur zu, von dem sie glauben, daß er sie in gute Rollen bringen werde. Dies ist ein altes Märchen, das sich immer wiederholt; die menschliche Natur ist einmal so eingerichtet. Niemand dient einem andern aus freien Stücken; weiß er aber, daß er damit sich selber dient, so thut er es gern. Napoleon kannte die Menschen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Das Gespräch wendete sich auf Zelter. „Sie wissen", sagte Goethe, „daß Zelter den preußischen Orden bekommen. Nun hatte er aber noch kein Wappen; aber eine große Nachkommenschaft ist da und somit die Hoffnung auf eine weit hinaus dauernde Familie. Er mußte also ein Wappen haben, damit eine ehrenvolle Grundlage sei, und ich habe den lustigen Einfall gehabt, ihm eins zu machen. Ich schrieb an ihn, und er war es zufrieden; aber ein Pferd wollte er haben. Gut, sagte ich, ein Pferd sollst du haben, aber eins mit Flügeln. — Sehen Sie sich einmal um, hinter Ihnen liegt ein Papier, ich habe darauf mit einer Bleifeder den Entwurf gemacht."

Ich nahm das Blatt und betrachtete die Zeichnung. Das Wappen sah sehr stattlich aus, und die Erfindung mußte ich loben. Das untere Feld zeigte die Thurmzinne einer Stadtmauer, um anzudeuten, daß Zelter in früherer Zeit ein tüchtiger Maurer gewesen. Ein geflügeltes Pferd hebt sich dahinter hervor, nach höhern Regionen strebend, wodurch sein Genius und Aufschwung zum Höhern ausgesprochen war. Dem Wappenschilde oben fügte sich eine Lyra auf, über welcher

ein Stern leuchtete, als ein Symbol der Kunſt, wodurch der treffliche Freund unter dem Einfluß und Schutz günſtiger Geſtirne ſich Ruhm erworben. Unten dem Wappen an hing der Orden, womit ſein König ihn beglückt und geehrt als Zeichen gerechter Anerkennung großer Verdienſte.

„Ich habe es von Facius ſtechen laſſen", ſagte Goethe, „und Sie ſollen einen Abdruck ſehen. Iſt es aber nicht artig, daß ein Freund dem andern ein Wappen macht und ihm dadurch gleichſam den Adel gibt?" Wir freuten uns über den heitern Gedanken, und Goethe ſchickte zu Facius, um einen Abdruck holen zu laſſen.

Wir ſaßen noch eine Weile am Tiſche, indem wir zu gutem Biscuit einige Gläſer alten Rheinwein tranken. Goethe ſummte Undeutliches vor ſich hin. Mir kam das Gedicht von geſtern wieder in den Kopf, ich recitirte:

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben;
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden —

„Ich kann das Gedicht nicht wieder los werden", ſagte ich, „es iſt durchaus eigenartig und drückt die Unordnung ſo gut aus, die durch die Liebe in unſer Leben gebracht wird."

„Es bringt uns einen düſtern Zuſtand vor Augen", ſagte Goethe.

„Es macht mir den Eindruck eines Bildes", ſagte ich, „eines niederländiſchen."

„Es hat ſo etwas von «Good man and Good wife»", ſagte Goethe.

„Sie nehmen mir das Wort von der Zunge", ſagte ich, „denn ich habe ſchon fortwährend an jenes ſchottiſche denken müſſen, und das Bild von Oſtade war mir vor Augen."

„Aber wunderlich iſt es", ſagte Goethe, „daß ſich beide Gedichte nicht malen laſſen; ſie geben wol den Eindruck eines Bildes, eine ähnliche Stimmung, aber gemalt wären ſie nichts."

„Es ſind dieſes ſchöne Beiſpiele", ſagte ich, „wo die Poeſie der Malerei ſo nahe als möglich tritt, ohne aus ihrer eigentlichen Sphäre zu gehen. Solche Gedichte ſind mir die

liebsten, indem sie Anschauung und Empfindung zugleich gewähren. Wie Sie aber zu dem Gefühl eines solchen Zustandes gekommen sind, begreife ich kaum; das Gedicht ist wie aus einer andern Zeit und einer andern Welt."

„Ich werde es auch nicht zum zweiten male machen", sagte Goethe, „und wüßte auch nicht zu sagen, wie ich dazu gekommen bin; wie uns denn dieses sehr oft geschieht."

„Noch etwas Eigenes", sagte ich, „hat das Gedicht. Es ist mir immer als wäre es gereimt, und doch ist es nicht so. Woher kommt das?"

„Es liegt im Rhythmus", sagte Goethe. „Die Verse beginnen mit einem Vorschlag, gehen trochäisch fort, wo denn der Daktylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt und wodurch es einen düster klagenden Charakter bekommt." Goethe nahm eine Bleifeder und theilte so ab:

Von | meinem | breiten | Lager | bin ich ver | trieben.

Wir sprachen über Rhythmus im allgemeinen und kamen darin überein, daß sich über solche Dinge nicht denken lasse. „Der Takt", sagte Goethe, „kommt aus der poetischen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zu Stande."

Ich wartete auf den Abdruck des Siegels. Goethe fing an über Guizot zu reden. „Ich gehe in seinen Vorlesungen fort", sagte er, „und sie halten sich trefflich. Die diesjährigen gehen etwa bis ins 8. Jahrhundert. Er besitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bei keinem Geschichtschreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in seinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereignisse. Welchen Einfluß z. B. das Vorwalten gewisser religiöser Meinungen auf die Geschichte gehabt, wie die Lehre von der Erbsünde, von der Gnade, von guten Werken gewissen Epochen eine solche und eine andere Gestalt gegeben, sehen wir deutlich hergeleitet und nachgewiesen. Auch das römische Recht, als ein fortlebendes, das gleich einer

untertauchenden Ente ſich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht und immer einmal wieder lebendig hervortritt, ſehen wir ſehr gut behandelt; bei welcher Gelegenheit denn auch unſerm trefflichen Savigny volle Anerkennung zutheil wird.

„Wie Guizot von den Einflüſſen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, iſt mir beſonders merkwürdig geweſen was er von den Deutſchen ſagt. «Die Germanen», ſagt er, «brachten uns die Idee der perſönlichen Freiheit, welche dieſem Volke vor allem eigen war.» Iſt das nicht ſehr artig, und hat er nicht vollkommen recht, und iſt nicht dieſe Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirkſam? Die Reformation kam aus dieſer Quelle wie die Burſchenverſchwörung auf der Wartburg, Geſcheites wie Dummes. Auch das Buntſcheckige unſerer Literatur, die Sucht unſerer Poeten nach Originalität, und daß jeder glaubt eine neue Bahn machen zu müſſen, ſowie die Abſonderung und Iſolirung unſerer Gelehrten, wo jeder für ſich ſteht und von ſeinem Punkte aus ſein Weſen treibt: alles kommt daher. Franzoſen und Engländer dagegen halten weit mehr zuſammen und richten ſich nacheinander. In Kleidung und Betragen haben ſie etwas Uebereinſtimmendes. Sie fürchten, voneinander abzuweichen, um ſich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutſchen aber gehen jeder ſeinem Kopfe nach, jeder ſucht ſich ſelber genugzuthun, er fragt nicht nach dem andern; denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der perſönlichen Freiheit, woraus denn, wie geſagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Abſurdes.“

Dienstag den 7. April 1829.

Ich fand, als ich hereintrat, Hofrath Meyer, der einige Zeit unpäßlich geweſen, mit Goethe am Tiſch ſitzen, und freute mich, ihn wieder ſo weit hergeſtellt zu ſehen. Sie ſprachen von Kunſtſachen, von Peel, der einen Claude Lorrain für

viertausend Pfund gekauft, wodurch Peel sich denn besonders in Meyer's Gunst gesetzt hatte. Die Zeitungen wurden gebracht, worein wir uns theilten, in Erwartung der Suppe.

Als an der Tagesordnung kam die Emancipation der Irländer sehr bald zur Erwähnung. „Das Lehrreiche für uns dabei ist", sagte Goethe, „daß bei dieser Gelegenheit Dinge an den Tag kommen, woran niemand gedacht hat, und die ohne diese Veranlassung nie wären zur Sprache gebracht worden. Recht klar über den irländischen Zustand werden wir aber doch nicht, denn die Sache ist zu verwickelt. So viel aber sieht man, daß dieses Land an Uebeln leidet, die durch kein Mittel und also auch nicht durch die Emancipation gehoben werden können. War es bisjetzt ein Unglück, daß Irland seine Uebel allein trug, so ist es jetzt ein Unglück, daß England mit hineingezogen wird. Das ist die Sache. Und den Katholiken ist gar nicht zu trauen. Man sieht, welchen schlimmen Stand die zwei Millionen Protestanten gegen die Uebermacht der fünf Millionen Katholiken bisher in Irland gehabt haben, und wie z. B. arme protestantische Pächter gedrückt, chicanirt und gequält worden, die von katholischen Nachbarn umgeben waren. Die Katholiken vertragen sich unter sich nicht, aber sie halten immer zusammen, wenn es gegen einen Protestanten geht. Sie sind einer Meute Hunden gleich, die sich untereinander beißen, aber sobald sich ein Hirsch zeigt, sogleich einig sind und in Masse auf ihn losgehen."

Von den Irländern wendete sich das Gespräch zu den Händeln in der Türkei. Man wunderte sich, wie die Russen, bei ihrer Uebermacht, im vorjährigen Feldzuge nicht weiter gekommen. „Die Sache ist die", sagte Goethe, „die Mittel waren unzulänglich, und deshalb machte man zu große Anforderungen an einzelne, wodurch denn persönliche Großthaten und Aufopferungen geschahen, ohne die Angelegenheit im ganzen zu fördern."

„Es mag auch ein verwünschtes Local sein", sagte Meyer; „man sieht, in den ältesten Zeiten, daß es in dieser Gegend, wenn ein Feind von der Donau her zu dem nördlichen Gebirge eindringen wollte, immer Händel setzte, daß er immer

den hartnäckigſten Widerſtand gefunden, und daß er faſt nie hereingekommen iſt. Wenn die Ruſſen ſich nur die Seeſeite offen halten, um ſich von dorther mit Proviant verſehen zu können!"

„Das iſt zu hoffen", ſagte Goethe.

„Ich leſe jetzt «Napoleon's Feldzug in Aegypten», und zwar was der tägliche Begleiter des Helden, was Bourrienne davon ſagt, wo denn das Abenteuerliche von vielen Dingen verſchwindet und die Facta in ihrer nackten erhabenen Wahrheit daſtehen. Man ſieht, er hatte blos dieſen Zug unternommen, um eine Epoche auszufüllen, wo er in Frankreich nichts thun konnte, um ſich zum Herrn zu machen. Er war anfänglich unſchlüſſig, was zu thun ſei; er beſuchte alle franzöſiſchen Häfen an der Küſte des Atlantiſchen Meeres hinunter, um den Zuſtand der Schiffe zu ſehen und ſich zu überzeugen, ob eine Expedition nach England möglich oder nicht. Er fand aber, daß es nicht gerathen ſei, und entſchloß ſich daher zu dem Zuge nach Aegypten."

„Ich muß bewundern", ſagte ich, „wie Napoleon bei ſolcher Jugend mit den großen Angelegenheiten der Welt ſo leicht und ſicher zu ſpielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen."

„Liebes Kind", ſagte Goethe, „das iſt das Angeborene des großen Talents. Napoleon behandelte die Welt wie Hummel ſeinen Flügel; beides erſcheint uns wunderbar, wir begreifen das eine ſo wenig wie das andere, und doch iſt es ſo und geſchieht vor unſern Augen. Napoleon war darin beſonders groß, daß er zu jeder Stunde derſelbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er ſtand immer auf feſten Füßen und war immer klar und entſchieden, was zu thun ſei. Er war immer in ſeinem Element und jedem Augenblick und jedem Zuſtande gewachſen, ſo wie es Hummeln gleichviel iſt, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Baß oder im Discant ſpielt. Das iſt die Facilität, die ſich überall findet wo ein wirkliches Talent vorhanden iſt, in Künſten des Friedens wie des Kriegs, am Klavier wie hinter den Kanonen.

„Man ſieht aber an dieſem Buche", fuhr Goethe fort,

„wie viele Märchen uns von seinem ägyptischen Feldzuge erzählt worden. Manches bestätigt sich zwar, allein vieles gar nicht, und das meiste ist anders.

„Daß er die achthundert türkischen Gefangenen hat erschießen lassen, ist wahr; aber es erscheint als reifer Beschluß eines langen Kriegsrathes, indem nach Erwägung aller Umstände kein Mittel gewesen ist, sie zu retten.

„Daß er in die Pyramiden soll hinabgestiegen sein, ist ein Märchen. Er ist hübsch außerhalb stehen geblieben und hat sich von den andern erzählen lassen, was sie unten gesehen.

„So auch verhält sich die Sage, daß er orientalisches Costüm angelegt, ein wenig anders. Er hat blos ein einziges mal im Hause diese Maskerade gespielt und ist so unter den Seinigen erschienen, zu sehen wie es ihn kleide. Aber der Turban hat ihm nicht gestanden, wie er denn allen länglichen Köpfen nicht steht: und so hat er dieses Costüm nie wieder angelegt.

„Die Pestkranken aber hat er wirklich besucht, und zwar um ein Beispiel zu geben, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sei. Und er hat recht! Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Factum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war und wo ich blos durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen activen Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut, und er wußte, daß er nichts wagte, seiner Armee ein imposantes Beispiel zu geben.

„Aber", fuhr Goethe sehr heiter scherzend fort, „habt Respect! Napoleon hatte in seiner Feldbibliothek was für ein Buch? — Meinen «Werther»!"

„Daß er ihn gut studirt gehabt", sagte ich, „sieht man bei seinem Lever in Erfurt."

„Er hatte ihn ſtudirt wie ein Criminalrichter ſeine Acten", ſagte Goethe, „und in dieſem Sinne ſprach er auch mit mir darüber.

„Es findet ſich in dem Werke des Herrn Bourrienne eine Liſte der Bücher, die Napoleon in Aegypten bei ſich geführt, worunter denn auch der «Werther» ſteht. Das Merkwürdige an dieſer Liſte aber iſt, wie die Bücher unter verſchiedenen Rubriken klaſſificirt werden. Unter der Aufſchrift «Politique» z. B. finden wir aufgeführt: «Le vieux testament», «Le nouveau testament», «Le coran»; woraus man denn ſieht, aus welchem Geſichtspunkt Napoleon die religiöſen Dinge angeſehen."

Goethe erzählte uns noch manches Intereſſante aus dem Buche, das ihn beſchäftigte. Unter anderm auch kam zur Sprache, wie Napoleon mit der Armee an der Spitze des Rothen Meeres zur Zeit der Ebbe durch einen Theil des trockenen Meerbettes gegangen, aber von der Flut eingeholt worden ſei, ſodaß die letzte Mannſchaft bis unter die Arme im Waſſer habe waten müſſen und es alſo mit dieſem Wagſtück faſt ein pharaoniſches Ende genommen hätte. Bei dieſer Gelegenheit ſagte Goethe manches Neue über das Herankommen der Flut. Er verglich es mit den Wolken, die uns nicht aus weiter Ferne kommen, ſondern die an allen Orten zugleich entſtehen und ſich überall gleichmäßig fortſchieben.

Mittwoch den 8. April 1829.

Goethe ſaß ſchon am gedeckten Tiſche, als ich hereintrat; er empfing mich ſehr heiter. „Ich habe einen Brief erhalten", ſagte er, „woher? — Von Rom! Aber von wem? — Vom König von Baiern!"

„Ich theile Ihre Freude", ſagte ich. „Aber iſt es nicht eigen, ich habe mich ſeit einer Stunde auf einem Spaziergange ſehr lebhaft mit dem Könige von Baiern in Gedanken beſchäftigt, und nun erfahre ich dieſe angenehme Nachricht."

„Es kündigt ſich oft etwas in unſerm Innern an", ſagte Goethe. „Dort liegt der Brief, nehmen Sie, ſetzen Sie ſich zu mir her und leſen Sie!"

Ich nahm den Brief, Goethe nahm die Zeitung, und ſo las ich denn ganz ungeſtört die königlichen Worte. Der Brief war datirt: Rom den 26. März 1829, und mit einer ſtattlichen Hand ſehr deutlich geſchrieben. Der König meldete Goethen, daß er ſich in Rom ein Beſitzthum gekauft und zwar die Villa di Malta mit anliegenden Gärten, in der Nähe der Villa Ludoviſi, am nordweſtlichen Ende der Stadt, auf einem Hügel gelegen, ſodaß er das ganze Rom überſchauen könne und gegen Nordoſt einen freien Anblick von Sanct-Peter habe. „Es iſt eine Ausſicht", ſchreibt er, „welche zu genießen man weit reiſen würde, und die ich nun bequem zu jeder Stunde des Tages aus den Fenſtern meines Eigenthums habe." Er fährt fort ſich glücklich zu preiſen, nun in Rom auf eine ſo ſchöne Weiſe anſäſſig zu ſein. „Ich hatte Rom in zwölf Jahren nicht geſehen", ſchreibt er, „ich ſehnte mich danach wie man ſich nach einer Geliebten ſehnt; von nun an aber werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren wie man zu einer geliebten Freundin geht." Von den erhabenen Kunſtſchätzen und Gebäuden ſpricht er ſodann mit der Begeiſterung eines Kenners, dem das wahrhaft Schöne und deſſen Förderung am Herzen liegt, und der jede Abweichung vom guten Geſchmack lebhaft empfindet. Ueberall war der Brief durchweg ſo ſchön und menſchlich empfunden und ausgedrückt, wie man es von ſo hohen Perſonen nicht erwartet. Ich äußerte meine Freude darüber gegen Goethe.

„Da ſehen Sie einen Monarchen", ſagte er, „der neben der königlichen Majeſtät ſeine angeborene ſchöne Menſchennatur gerettet hat. Es iſt eine ſeltene Erſcheinung und deshalb um ſo erfreulicher." Ich ſah wieder in den Brief und fand noch einige treffliche Stellen. „Hier in Rom", ſchreibt der König, „erhole ich mich von den Sorgen des Thrones; die Kunſt, die Natur ſind meine täglichen Genüſſe, Künſtler meine Tiſchgenoſſen." Er ſchreibt auch, wie er oft an dem Hauſe vorbeigehe, wo Goethe gewohnt, und wie er dabei ſeiner gedenke.

Aus den „Römiſchen Elegien" ſind einige Stellen angeführt, woraus man ſieht, daß der König ſie gut im Gedächtniß hat und ſie in Rom, an Ort und Stelle, von Zeit zu Zeit wieder leſen mag.

„Ja", ſagte Goethe, „die «Elegien» liebt er beſonders; er hat mich hier viel damit geplagt, ich ſollte ihm ſagen, was an dem Factum ſei, weil es in den Gedichten ſo anmuthig erſcheint, als wäre wirklich was Rechtes daran geweſen. Man bedenkt aber ſelten, daß der Poet meiſtens aus geringen Anläſſen was Gutes zu machen weiß.

„Ich wollte nur", fuhr Goethe fort, „daß des Königs «Gedichte» jetzt da wären, damit ich in meiner Antwort etwas darüber ſagen könnte. Nach dem Wenigen zu ſchließen, was ich von ihm geleſen, werden die Gedichte gut ſein. In der Form und Behandlung hat er viel von Schiller, und wenn er nun in ſo prächtigem Gefäße uns den Gehalt eines hohen Gemüths zu geben hat, ſo läßt ſich mit Recht viel Treffliches erwarten.

„Indeſſen freue ich mich, daß der König ſich in Rom ſo hübſch angekauft hat. Ich kenne die Villa, die Lage iſt ſehr ſchön, und die deutſchen Künſtler wohnen alle in der Nähe."

Der Bediente wechſelte die Teller, und Goethe ſagte ihm, daß er den großen Kupferſtich von Rom im Deckenzimmer am Boden ausbreiten möge. „Ich will Ihnen doch zeigen, an welch einem ſchönen Platz der König ſich angekauft hat, damit Sie ſich die Localität gehörig denken mögen." Ich fühlte mich Goethen ſehr verbunden.

„Geſtern Abend", verſetzte ich, „habe ich die «Claudine von Villa Bella» geleſen und mich ſehr daran erbaut. Es iſt ſo gründlich in der Anlage und ſo verwegen, locker, frech und froh in der Erſcheinung, daß ich den lebhaften Wunſch fühle, es auf dem Theater zu ſehen."

„Wenn es gut geſpielt wird", ſagte Goethe, „macht es ſich gar nicht ſchlecht."

„Ich habe ſchon in Gedanken das Stück beſetzt", ſagte ich, „und die Rollen vertheilt. Herr Genaſt müßte den Rugantino machen, er iſt für die Rolle wie geſchaffen; Herr Franke den Don Pedro, denn er iſt von einem ähnlichen

Wuchs, und es ist gut, wenn zwei Brüder sich ein wenig gleich sind; Herr La Roche den Basko, der dieser Rolle durch treffliche Maske und Kunst den wilden Anstrich geben würde, dessen sie bedarf."

„Madame Eberwein", fuhr Goethe fort, „dächte ich, wäre eine sehr gute Lucinde, und Demoiselle Schmidt machte die Claudine."

„Zum Alonzo", sagte ich, „müßten wir eine stattliche Figur haben, mehr einen guten Schauspieler als Sänger, und ich dächte, Herr Oels oder Herr Graff würden da am Platze sein. Von wem ist denn die Oper componirt, und wie ist die Musik?"

„Von Reichardt", antwortete Goethe, „und zwar ist die Musik vortrefflich. Nur ist die Instrumentirung, dem Geschmack der frühern Zeit gemäß, ein wenig schwach. Man müßte jetzt in dieser Hinsicht etwas nachhelfen und die Instrumentirung ein wenig stärker und voller machen. Unser Lied: «Cupido, loser eigensinniger Knabe», ist dem Componisten ganz besonders gelungen."

„Es ist eigen an diesem Liede", sagte ich, „daß es in eine Art behaglich träumerische Stimmung versetzt, wenn man es sich recitirt."

„Es ist aus einer solchen Stimmung hervorgegangen", sagte Goethe, „und da ist denn auch mit Recht die Wirkung eine solche."

Wir hatten abgespeist. Friedrich kam und meldete, daß er den Kupferstich von Rom im Deckenzimmer ausgebreitet habe. Wir gingen ihn zu betrachten.

Das Bild der großen Weltstadt lag vor uns; Goethe fand sehr bald die Villa Ludovisi und in der Nähe den neuen Besitz des Königs, die Villa di Malta. „Sehen Sie", sagte Goethe, „was das für eine Lage ist! Das ganze Rom streckt sich ausgebreitet vor Ihnen hin, der Hügel ist so hoch, daß Sie gegen Mittag und Morgen über die Stadt hinaussehen. Ich bin in dieser Villa gewesen und habe oft den Anblick aus diesen Fenstern genossen. Hier, wo die Stadt jenseit der Tiber gegen Nordost spitz ausläuft, liegt Sanct-Peter, und hier der Vatican in der Nähe. Sie sehen, der König

hat aus den Fenstern seiner Villa den Fluß herüber eine freie Ansicht dieser Gebäude. Der lange Weg hier, von Norden herein zur Stadt, kommt aus Deutschland; das ist die Porta del Popolo; in einer dieser ersten Straßen zum Thor herein wohnte ich, in einem Eckhause. Man zeigt jetzt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben soll, es ist aber nicht das rechte. Aber es thut nichts; solche Dinge sind im Grunde gleichgültig, und man muß der Tradition ihren Lauf lassen."

Wir gingen wieder in unser Zimmer zurück. — „Der Kanzler", sagte ich, „wird sich über den Brief des Königs freuen."

„Er soll ihn sehen", sagte Goethe.

„Wenn ich in den Nachrichten von Paris die Reden und Debatten in den Kammern lese", fuhr Goethe fort, „muß ich immer an den Kanzler denken, und zwar daß er dort recht in seinem Element und an seinem Platze sein würde. Denn es gehört zu einer solchen Stelle nicht allein daß man gescheit sei, sondern daß man auch den Trieb und die Lust zu reden habe, welches sich doch beides in unserm Kanzler vereinigt. Napoleon hatte auch diesen Trieb zu reden, und wenn er nicht reden konnte, mußte er schreiben oder dictiren. Auch bei Blücher finden wir daß er gern redete, und zwar gut und mit Nachdruck, welches Talent er in der Loge ausgebildet hatte. Auch unser Großherzog redete gern, obgleich er lakonischer Natur war, und wenn er nicht reden konnte, so schrieb er. Er hat manche Abhandlung, manches Gesetz abgefaßt, und zwar meistentheils gut. Nur hat ein Fürst nicht die Zeit und die Ruhe, sich in allen Dingen die nöthige Kenntniß des Details zu verschaffen. So hatte er in seiner letzten Zeit noch eine Ordnung gemacht, wie man restaurirte Gemälde bezahlen solle. Der Fall war sehr artig. Denn wie die Fürsten sind, so hatte er die Beurtheilung der Restaurationskosten mathematisch auf Maß und Zahlen festgesetzt. Die Restauration, hatte er verordnet, soll fußweise bezahlt werden: hält ein restaurirtes Gemälde zwölf Quadratfuß, so sind zwölf Thaler zu zahlen; hält es vier, so zahlt vier. Dies war fürstlich verordnet, aber nicht künst-

lerisch. Denn ein Gemälde von zwölf Quadratfuß kann in einem Zustande sein, daß es mit geringer Mühe an einem Tage zu restauriren wäre; ein anderes aber von vier kann sich derart befinden, daß zu dessen Restauration kaum der Fleiß und die Mühe einer ganzen Woche hinreichen. Aber die Fürsten lieben als gute Militärs mathematische Bestimmungen und gehen gern nach Maß und Zahl großartig zu Werke."

Ich freute mich dieser Anekdote. Sodann sprachen wir noch manches über Kunst und derartige Gegenstände.

„Ich besitze Handzeichnungen", sagte Goethe, „nach Gemälden von Rafael und Dominichin, worüber Meyer eine merkwürdige Aeußerung gemacht hat, die ich Ihnen doch mittheilen will.

„«Die Zeichnungen», sagte Meyer, «haben etwas Ungeübtes, aber man sieht, daß derjenige, der sie machte, ein zartes richtiges Gefühl von den Bildern hatte, die vor ihm waren, welches denn in die Zeichnungen übergegangen ist, sodaß sie uns das Original sehr treu vor die Seele rufen. Würde ein jetziger Künstler jene Bilder copiren, so würde er alles weit besser und vielleicht auch richtiger zeichnen; aber es ist vorauszusagen, daß ihm jene treue Empfindung des Originals fehlen, und daß also seine bessere Zeichnung weit entfernt sein würde, uns von Rafael und Dominichin einen so reinen vollkommenen Begriff zu geben.»

„Ist das nicht ein sehr artiger Fall?" sagte Goethe. „Es könnte ein Aehnliches bei Uebersetzungen stattfinden. Voß hat z. B. sicher eine treffliche Uebersetzung vom Homer gemacht; aber es wäre zu denken, daß jemand eine naivere, wahrere Empfindung des Originals hätte besitzen und auch wiedergeben können, ohne im ganzen ein so meisterhafter Uebersetzer wie Voß zu sein."

Ich fand dieses alles sehr gut und wahr und stimmte vollkommen bei. Da das Wetter schön und die Sonne noch hoch am Himmel war, so gingen wir ein wenig in den Garten hinab, wo Goethe zunächst einige Baumzweige in die Höhe binden ließ, die zu tief in die Wege herabhingen.

Die gelben Crocus blühten sehr kräftig. Wir blickten

auf die Blumen und dann auf den Weg, wo wir denn vollkommen violette Bilder hatten. „Sie meinten neulich", sagte Goethe, „daß das Grüne und Rothe sich gegenseitig besser hervorrufe als das Gelbe und Blaue, indem jene Farben auf einer höhern Stufe ständen und deshalb vollkommener, gesättigter und wirksamer wären als diese. Ich kann das nicht zugeben. Jede Farbe, sobald sie sich dem Auge entschieden darstellt, wirkt zur Hervorrufung der geforderten gleich kräftig; es kommt blos darauf an, daß unser Auge in der rechten Stimmung, daß ein zu helles Sonnenlicht nicht hindere, und daß der Boden zur Aufnahme des geforderten Bildes nicht ungünstig sei. Ueberall muß man sich hüten, bei den Farben zu zarte Unterscheidungen und Bestimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt wird, vom Wesentlichen ins Unwesentliche, vom Wahren in die Irre und vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden."

Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre in meinen Studien. Indessen war die Zeit des Theaters herangerückt, und ich schickte mich an zu gehen. „Sehen Sie zu", sagte Goethe lachend, indem er mich entließ, „daß Sie die Schrecknisse der «Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers» heute gut überstehen."

Freitag den 10. April 1829.

„In Erwartung der Suppe will ich Ihnen indeß eine Erquickung der Augen geben." Mit diesen freundlichen Worten legte Goethe mir einen Band vor mit Landschaften von Claude Lorrain.

Es waren die ersten, die ich von diesem großen Meister gesehen. Der Eindruck war außerordentlich, und mein Erstaunen und Entzücken stieg, sowie ich ein folgendes und abermals ein folgendes Blatt umwendete. Die Gewalt der schattigen Massen hüben und drüben, nicht weniger das

mächtige Sonnenlicht aus dem Hintergrunde hervor in der Luft und deſſen Widerglanz im Waſſer, woraus denn immer die große Klarheit und Entſchiedenheit des Eindrucks hervorging, empfand ich als ſtets wiederkehrende Kunſtmaxime des großen Meiſters. So auch hatte ich mit Freude zu bewundern, wie jedes Bild durch und durch eine kleine Welt für ſich ausmachte, in der nichts exiſtirte, was nicht der herrſchenden Stimmung gemäß war und ſie beförderte. War es ein Seehafen mit ruhenden Schiffen, thätigen Fiſchern und dem Waſſer angrenzenden Prachtgebäuden; war es eine einſame dürftige Hügelgegend mit naſchenden Ziegen, kleinem Bach und Brücke, etwas Buſchwerk und ſchattigem Baum, worunter ein ruhender Hirte die Schalmei bläſt; oder war es eine tiefer liegende Bruchgegend mit ſtagnirendem Waſſer, das bei mächtiger Sommerwärme die Empfindung behaglicher Kühle gibt: immer war das Bild durch und durch nur eins, nirgends die Spur von etwas Fremdem, das nicht zu dieſem Element gehörte.

„Da ſehen Sie einmal einen vollkommenen Menſchen", ſagte Goethe, „der ſchön gedacht und empfunden hat und in deſſen Gemüth eine Welt lag, wie man ſie nicht leicht irgendwo draußen antrifft. Die Bilder haben die höchſte Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinſte Detail auswendig, und er gebrauchte ſie als Mittel, um die Welt ſeiner ſchönen Seele auszudrücken. Und das iſt eben die wahre Idealität, die ſich realer Mittel ſo zu bedienen weiß, daß das erſcheinende Wahre eine Täuſchung hervorbringt, als ſei es wirklich."

„Ich dächte", ſagte ich, „das wäre ein gutes Wort und zwar ebenſo gültig in der Poeſie wie in den bildenden Künſten."

„Ich ſollte meinen", ſagte Goethe.

„Indeſſen", fuhr er fort, „wäre es wol beſſer, Sie ſparten ſich den fernern Genuß des trefflichen Claude zum Nachtiſch, denn die Bilder ſind wirklich zu gut, um viele davon hintereinander zu ſehen."

„Ich fühle ſo", ſagte ich, „denn mich wandelt jedesmal eine gewiſſe Furcht an, wenn ich das folgende Blatt umwen-

den will. Es ist eine Furcht eigener Art, die ich vor diesem Schönen empfinde, so wie es uns wol mit einem trefflichen Buche geht, wo gehäufte kostbare Stellen uns nöthigen innezuhalten, und wir nur mit einem gewissen Zaudern weiter gehen."

„Ich habe dem König von Baiern geantwortet", versetzte Goethe nach einer Pause, „und Sie sollen den Brief lesen."

„Das wird sehr lehrreich für mich sein", sagte ich, „und ich freue mich dazu."

„Indeß", sagte Goethe, „steht hier in der «Allgemeinen Zeitung» ein Gedicht an den König, das der Kanzler mir gestern vorlas, und das Sie doch auch sehen müssen." Goethe gab mir das Blatt, und ich las das Gedicht im stillen.

„Nun, was sagen Sie dazu?" sagte Goethe.

„Es sind die Empfindungen eines Dilettanten", sagte ich, „der mehr guten Willen als Talent hat und dem die Höhe der Literatur eine gemachte Sprache überliefert, die für ihn tönt und reimt, während er selber zu reden glaubt."

„Sie haben vollkommen recht", sagte Goethe, „ich halte das Gedicht auch für ein sehr schwaches Product; es gibt nicht die Spur von äußerer Anschauung, es ist blos mental, und das nicht im rechten Sinne."

„Um ein Gedicht gut zu machen", sagte ich, „dazu gehören bekanntlich große Kenntnisse der Dinge, von denen man redet, und wem nicht, wie Claude Lorrain, eine ganze Welt zu Gebote steht, der wird, bei den besten ideellen Richtungen, selten etwas Gutes zu Tage bringen."

„Und das Eigene ist", sagte Goethe, „daß nur das geborene Talent eigentlich weiß worauf es ankommt, und daß alle übrigen mehr oder weniger in der Irre gehen."

„Das beweisen die Aesthetiker", sagte ich, „von denen fast keiner weiß was eigentlich gelehrt werden sollte, und welche die Verwirrung der jungen Poeten vollkommen machen. Statt vom Realen zu handeln, handeln sie vom Idealen, und statt den jungen Dichter darauf hinzuweisen, was er nicht hat, verwirren sie ihm das, was er besitzt. Wem z. B. von Haus aus einiger Witz und Humor angeboren wäre, wird sicher mit diesen Kräften am besten wirken, wenn er kaum weiß, daß er damit begabt ist; wer aber die gepriesenen Abhand-

lungen über so hohe Eigenschaften sich zu Gemüthe führte, würde sogleich in dem unschuldigen Gebrauch dieser Kräfte gestört und gehindert werden, das Bewußtsein würde diese Kräfte paralysiren, und er würde, statt einer gehofften Förderung, sich unsaglich gehindert sehen."

„Sie haben vollkommen recht, und es wäre über dieses Kapitel vieles zu sagen.

„Ich habe indeß" fuhr er fort, „das neue Epos von Egon Ebert gelesen, und Sie sollen es auch thun, damit wir ihm vielleicht von hier aus ein wenig nachhelfen. Das ist nun wirklich ein recht erfreuliches Talent, aber diesem neuen Gedicht mangelt die eigentliche poetische Grundlage, die Grundlage des Realen. Landschaften, Sonnen-Auf- und Untergänge, Stellen wo die äußere Welt die seinige war, sind vollkommen gut und nicht besser zu machen. Das übrige aber, was in vergangenen Jahrhunderten hinauslag, was der Sage angehörte, ist nicht in der gehörigen Wahrheit erschienen, und es mangelt diesem der eigentliche Kern. Die Amazonen und ihr Leben und Handeln sind ins Allgemeine gezogen, in das, was junge Leute für poetisch und romantisch halten und was dafür in der ästhetischen Welt gewöhnlich passirt."

„Es ist dies ein Fehler", sagte ich, „der durch die ganze jetzige Literatur geht. Man vermeidet das specielle Wahre, aus Furcht, es sei nicht poetisch, und verfällt dadurch in Gemeinplätze."

„Egon Ebert", sagte Goethe, „hätte sich sollen an die Ueberlieferung der Chronik halten, da hätte aus seinem Gedicht etwas werden können. Wenn ich bedenke, wie Schiller die Ueberlieferung studirte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab, als er seinen «Tell» schrieb, und wie Shakspeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in seine Stücke aufgenommen hat, so könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wol dergleichen zumuthen. In meinem «Clavigo» habe ich aus den Memoiren des Beaumarchais ganze Stellen."

„Es ist aber so verarbeitet", sagte ich, „daß man es nicht merkt, es ist nicht stoffartig geblieben."

„So ist es recht", sagte Goethe, „wenn es so ist."

Goethe erzählte mir ſodann einige Züge von Beaumarchais. „Er war ein toller Chriſt“, ſagte er, „und Sie müſſen ſeine Memoiren leſen. Proceſſe waren ſein Element, worin es ihm erſt eigentlich wohl wurde. Es exiſtiren noch Reden von Advocaten aus einem ſeiner Proceſſe, die zu dem Merkwürdigſten, Talentreichſten und Verwegenſten gehören, was je in dieſer Art verhandelt worden. Eben dieſen berühmten Proceß verlor Beaumarchais. Als er die Treppe des Gerichtshofs hinabging, begegnete ihm der Kanzler, der hinauf wollte. Beaumarchais ſollte ihm ausweichen, allein dieſer weigerte ſich und beſtand darauf, daß jeder zur Hälfte Platz machen müſſe. Der Kanzler, in ſeiner Würde beleidigt, befahl den Leuten ſeines Gefolgs, Beaumarchais auf die Seite zu ſchieben, welches geſchah; worauf denn Beaumarchais auf der Stelle wieder in den Gerichtsſaal zurückging und einen Proceß gegen den Kanzler anhängig machte, den er gewann.“

Ich freute mich über dieſe Anekdote, und wir unterhielten uns bei Tiſche heiter fort über verſchiedene Dinge.

„Ich habe meinen «Zweiten Aufenthalt in Rom» wieder vorgenommen“, ſagte Goethe, „damit ich ihn endlich los werde und an etwas anderes gehen kann. Meine gedruckte «Italieniſche Reiſe» habe ich, wie Sie wiſſen, ganz aus Briefen redigirt. Die Briefe aber, die ich während meines zweiten Aufenthalts in Rom geſchrieben, ſind nicht der Art, um davon vorzüglichen Gebrauch machen zu können; ſie enthalten zu viele Bezüge nach Haus, auf meine weimariſchen Verhältniſſe, und zeigen zu wenig von meinem italieniſchen Leben. Aber es finden ſich darin manche Aeußerungen, die meinen damaligen innern Zuſtand ausdrücken. Nun habe ich den Plan, ſolche Stellen auszuziehen und einzeln übereinanderzuſetzen, und ſie ſo meiner Erzählung einzuſchalten, auf welche dadurch eine Art von Ton und Stimmung übergehen wird.“ Ich fand dieſes vollkommen gut und beſtätigte Goethe in dem Vorſatz.

„Man hat zu allen Zeiten geſagt und wiederholt“, fuhr Goethe fort, „man ſolle trachten ſich ſelber zu kennen. Dies iſt eine ſeltſame Forderung, der bisjetzt niemand genügt hat, und der eigentlich auch niemand genügen ſoll. Der Menſch

ist mit allem seinem Sinnen und Trachten aufs Aeußere angewiesen, auf die Welt um ihn her, und er hat zu thun, diese insoweit zu kennen und sich insoweit dienstbar zu machen, als er es zu seinen Zwecken bedarf. Von sich selber weiß er blos wenn er genießt oder leidet, und so wird er auch blos durch Leiden und Freuden über sich belehrt, was er zu suchen oder zu meiden hat. Uebrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß nicht woher er kommt noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich auch davor behüten. Was ich aber sagen wollte, ist dieses, daß ich in Italien in meinem vierzigsten Jahre klug genug war, um mich selber insoweit zu kennen, daß ich kein Talent zur bildenden Kunst habe, und daß diese meine Tendenz eine falsche sei. Wenn ich etwas zeichnete, so fehlte es mir an genugsamem Trieb für das Körperliche; ich hatte eine gewisse Furcht, die Gegenstände auf mich eindringend zu machen, vielmehr war das Schwächere, das Mäßige nach meinem Sinn. Machte ich eine Landschaft und kam ich aus den schwachen Fernen durch die Mittelgründe heran, so fürchtete ich immer, dem Vordergrund die gehörige Kraft zu geben, und so that denn mein Bild nie die rechte Wirkung. Auch machte ich keine Fortschritte ohne mich zu üben, und ich mußte immer wieder von vorn anfangen, wenn ich eine Zeit lang ausgesetzt hatte. Ganz ohne Talent war ich jedoch nicht, besonders zu Landschaften, und Hackert sagte sehr oft: «Wenn Sie achtzehn Monate bei mir bleiben wollen, so sollen Sie etwas machen, woran Sie und andere Freude haben.»"

Ich hörte dieses mit großem Interesse. „Wie aber", sagte ich, „soll man erkennen, daß einer zur bildenden Kunst ein wahrhaftes Talent habe?"

„Das wirkliche Talent", sagte Goethe, „besitzt einen angeborenen Sinn für die Gestalt, die Verhältnisse und die Farbe, sodaß es alles dieses unter weniger Anleitung sehr bald und richtig macht. Besonders hat es den Sinn für das Körperliche, und den Trieb, es durch die Beleuchtung handgreiflich zu machen. Auch in den Zwischenpausen der Uebung schreitet es fort und wächst im Innern. Ein solches Talent

ist nicht schwer zu erkennen, am besten aber erkennt es der Meister.

„Ich habe diesen Morgen das Fürstenhaus besucht", fuhr Goethe sehr heiter fort; „die Zimmer der Großherzogin sind höchst geschmackvoll gerathen, und Coudray hat mit seinen Italienern neue Proben großer Geschicklichkeit abgelegt. Die Maler waren an den Wänden noch beschäftigt; es sind ein paar Mailänder; ich redete sie gleich italienisch an und merkte, daß ich die Sprache nicht vergessen hatte. Sie erzählten mir, daß sie zuletzt das Schloß des Königs von Würtemberg gemalt, daß sie sodann nach Gotha verschrieben worden, wo sie indeß nicht hätten einig werden können; man habe zur selben Zeit in Weimar von ihnen erfahren und sie hierher berufen, um die Zimmer der Großherzogin zu decoriren. Ich hörte und sprach das Italienische wieder einmal gern, denn die Sprache bringt doch eine Art von Atmosphäre des Landes mit. Die guten Menschen sind seit drei Jahren aus Italien heraus; sie wollen aber, wie sie sagten, von hier direct nach Haus eilen, nachdem sie zuvor im Auftrag des Herrn von Spiegel noch eine Decoration für unser Theater gemalt haben, worüber Ihr wahrscheinlich nicht böse sein werdet. Es sind sehr geschickte Leute; der eine ist ein Schüler des ersten Decorationsmalers in Mailand, und Ihr könnt also eine gute Decoration hoffen."

Nachdem Friedrich den Tisch abgeräumt hatte, ließ Goethe sich einen kleinen Plan von Rom vorlegen. „Für uns andere", sagte er, „wäre Rom auf die Länge kein Aufenthalt; wer dort bleiben und sich ansiedeln will, muß heirathen und katholisch werden, sonst hält er es nicht aus und hat eine schlechte Existenz. Hackert that sich nicht wenig darauf zugute, daß er sich als Protestant so lange dort erhalten."

Goethe zeigte mir sodann auch auf diesem Grundriß die merkwürdigsten Gebäude und Plätze. „Dies", sagte er, „ist der Farnesische Garten."

„War es nicht hier", sagte ich, „wo Sie die Hexenscene des «Faust» geschrieben?"

„Nein", sagte er, „das war im Garten Borghese."

Ich erquickte mich darauf ferner an den Landschaften von

Claude Lorrain, und wir ſprachen noch manches über dieſen großen Meiſter. „Sollte ein jetziger junger Künſtler", ſagte ich, „ſich nicht nach ihm bilden können?"

„Wer ein ähnliches Gemüth hätte", antwortete Goethe, „würde ohne Frage ſich an Claude Lorrain auf das trefflichſte entwickeln. Allein wen die Natur mit ähnlichen Gaben der Seele im Stich gelaſſen, würde dieſem Meiſter höchſtens nur Einzelheiten abſehen und ſich deren nur als Phraſe bedienen."

Sonnabend den 11. April 1829.

Ich fand heute den Tiſch im langen Saale gedeckt und zwar für mehrere Perſonen. Goethe und Frau von Goethe empfingen mich ſehr freundlich. Es traten nach und nach herein: Madame Schopenhauer, der junge Graf Reinhard von der franzöſiſchen Geſandtſchaft, deſſen Schwager Herr von D., auf einer Durchreiſe begriffen, um gegen die Türken in ruſſiſche Dienſte zu gehen, Fräulein Ulrike, und zuletzt Hofrath Vogel.

Goethe war in beſonders heiterer Stimmung; er unterhielt die Anweſenden, ehe man ſich zu Tiſche ſetzte, mit einigen guten frankfurter Späßen, beſonders zwiſchen Rothſchild und Bethmann, wie der eine dem andern die Speculationen verdorben.

Graf Reinhard ging an Hof, wir andern ſetzten uns zu Tiſche. Die Unterhaltung war anmuthig belebt, man ſprach von Reiſen, von Bädern, und Madame Schopenhauer intereſſirte ſich beſonders für die Einrichtung ihres neuen Beſitzes am Rhein, in der Nähe der Inſel Nonnenwerth.

Zum Nachtiſch erſchien Graf Reinhard wieder, der wegen ſeiner Schnelle gelobt wurde, womit er während der kurzen Zeit nicht allein bei Hofe geſpeiſt, ſondern ſich auch zweimal umgekleidet hatte.

Er brachte uns die Nachricht, daß der neue Papſt gewählt ſei, und zwar ein Caſtiglione, und Goethe erzählte

der Gesellschaft die Förmlichkeiten, die man bei der Wahl herkömmlich beobachtet.

Graf Reinhard, der den Winter in Paris gelebt, konnte manche erwünschte Auskunft über bekannte Staatsmänner, Literatoren und Poeten geben. Man sprach über Châteaubriand, Guizot, Salvandy, Béranger, Mérimée und andere.

Nach Tische und als jedermann gegangen war, nahm Goethe mich in seine Arbeitsstube und zeigte mir zwei höchst merkwürdige Scripta, worüber ich große Freude hatte. Es waren zwei Briefe aus Goethe's Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geschrieben, der eine im Juli, der andere im December. In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen. In dem letztern zeigten sich schon Spuren vom „Werther"; das Verhältniß in Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. Die Handschrift der Briefe war ruhig, rein und zierlich, und schon zu dem Charakter entschieden, den Goethe's Hand später immer behalten hat. Ich konnte nicht aufhören die liebenswürdigen Briefe wiederholt zu lesen, und verließ Goethe in der glücklichsten, dankbarsten Empfindung.

Sonntag den 12. April 1829.

Goethe las mir seine Antwort an den König von Baiern. Er hatte sich dargestellt wie einen, der persönlich die Stufen der Villa hinaufgeht und sich in des Königs unmittelbarer Nähe mündlich äußert. „Es mag schwer sein", sagte ich, „das richtige Verhältniß zu treffen, wie man sich in solchen Fällen zu halten habe."

„Wer wie ich", antwortete Goethe, „sein ganzes Leben hindurch mit hohen Personen zu verkehren gehabt, für den ist es nicht schwer. Das Einzige dabei ist, daß man sich

nicht durchaus menſchlich gehen laſſe, vielmehr ſich ſtets innerhalb einer gewiſſen Convenienz halte."

Goethe ſprach darauf von der Redaction ſeines „Zweiten Aufenthalts in Rom", die ihn jetzt beſchäftigt.

„Bei den Briefen", ſagte er, „die ich in jener Periode geſchrieben, ſehe ich recht deutlich, wie man in jedem Lebensalter gewiſſe Avantagen und Desavantagen in Vergleich zu frühern oder ſpätern Jahren hat. So war ich in meinem vierzigſten Jahre über einige Dinge vollkommen ſo klar und geſcheit als jetzt und in manchen Hinſichten ſogar beſſer; aber doch beſitze ich jetzt in meinem achtzigſten Vortheile, die ich mit jenen nicht vertauſchen möchte."

„Während Sie dieſes reden", ſagte ich, „ſteht mir die Metamorphoſe der Pflanze vor Augen, und ich begreife ſehr wohl, daß man aus der Periode der Blüte nicht in die der grünen Blätter, und aus der des Samens und der Früchte nicht in die des Blütenſtandes zurücktreten möchte."

„Ihr Gleichniß", ſagte Goethe, „drückt meine Meinung vollkommen aus. Denken Sie ſich ein recht ausgezacktes Blatt", fuhr er lachend fort, „ob es aus dem Zuſtande der freieſten Entwickelung in die dumpfe Beſchränktheit der Kotyledone zurück möchte? Und nun iſt ſehr artig, daß wir ſogar eine Pflanze haben, die als Symbol des höchſten Alters gelten kann, indem ſie über die Periode der Blüte und der Frucht hinaus ohne weitere Production noch munter fortwächſt.

„Das Schlimme iſt", fuhr Goethe fort, „daß man im Leben ſo viel durch falſche Tendenzen iſt gehindert worden, und daß man nie eine ſolche Tendenz erkannt, als bis man ſich bereits davon freigemacht."

„Woran aber", ſagte ich, „ſoll man ſehen und wiſſen, daß eine Tendenz eine falſche ſei?"

„Die falſche Tendenz", antwortete Goethe, „iſt nicht productiv, und wenn ſie es iſt, ſo iſt das Hervorgebrachte von keinem Werth. Dieſes an andern gewahr zu werden, iſt nicht ſo gar ſchwer, aber an ſich ſelber, iſt ein eigenes Ding und will eine große Freiheit des Geiſtes. Und ſelbſt das Erkennen hilft nicht immer; man zaudert und zweifelt und kann

ſich nicht entſchließen, ſo wie es ſchwer hält, ſich von einem geliebten Mädchen loszumachen, von deren Untreue man längſt wiederholte Beweiſe hat. Ich ſage dieſes, indem ich bedenke, wie viele Jahre es gebrauchte, bis ich einſah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunſt eine falſche ſei, und wie viele andere, nachdem ich es erkannt, mich davon loszumachen."

„Aber doch", ſagte ich, „hat Ihnen dieſe Tendenz ſo vielen Vortheil gebracht, daß man ſie kaum eine falſche nennen möchte."

„Ich habe an Einſicht gewonnen", ſagte Goethe, „weshalb ich mich auch darüber beruhigen kann. Und das iſt der Vortheil, den wir aus jeder falſchen Tendenz ziehen. Wer mit unzulänglichem Talent ſich in der Muſik bemüht, wird freilich nie ein Meiſter werden, aber er wird dabei lernen, dasjenige zu erkennen und zu ſchätzen, was der Meiſter gemacht hat. Trotz aller meiner Beſtrebungen bin ich freilich kein Künſtler geworden, aber indem ich mich in allen Theilen der Kunſt verſuchte, habe ich gelernt, von jedem Strich Rechenſchaft zu geben und das Verdienſtliche vom Mangelhaften zu unterſcheiden. Dieſes iſt kein kleiner Gewinn, ſo wie denn ſelten eine falſche Tendenz ohne Gewinn bleibt. So z. B. waren die Kreuzzüge zur Befreiung des Heiligen Grabes offenbar eine falſche Tendenz; aber ſie hat das Gute gehabt, daß dadurch die Türken immerfort geſchwächt und gehindert worden ſind, ſich zu Herren von Europa zu machen."

Wir ſprachen noch über verſchiedene Dinge, und Goethe erzählte ſodann von einem Werk über „Peter den Großen" von Ségur, das ihm intereſſant ſei und ihm manchen Aufſchluß gegeben. „Die Lage von Petersburg", ſagte er, „iſt ganz unverzeihlich, um ſo mehr wenn man bedenkt, daß gleich in der Nähe der Boden ſich hebt, und daß der Kaiſer die eigentliche Stadt ganz von aller Waſſersnoth hätte freihalten können, wenn er mit ihr ein wenig höher hinaufgegangen wäre und blos den Hafen in der Niederung gelaſſen hätte. Ein alter Schiffer machte ihm auch Gegenvorſtellungen und ſagte ihm voraus, daß die Population alle ſiebzig Jahre erſaufen würde. Es ſtand auch ein alter Baum da mit verſchiedenen Spuren eines hohen Waſſerſtandes. Aber es war

alles umſonſt, der Kaiſer blieb bei ſeiner Grille, und den Baum ließ er umhauen, damit er nicht gegen ihn zeugen möchte.

„Sie werden geſtehen, daß in dieſem Verfahren eines ſo großen Charakters durchaus etwas Problematiſches liege. Aber wiſſen Sie, wie ich es mir erkläre? Der Menſch kann ſeine Jugendeindrücke nicht los werden, und dieſes geht ſo weit, daß ſelbſt mangelhafte Dinge, woran er ſich in ſolchen Jahren gewöhnt und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch ſpäter in dem Grade lieb und werth bleiben, daß er darüber wie verblendet iſt und er das Fehlerhafte daran nicht einſieht. So wollte denn Peter der Große das liebe Amſterdam ſeiner Jugend in einer Hauptſtadt am Ausfluſſe der Newa wiederholen; ſo wie die Holländer immer verſucht worden ſind, in ihren entfernten Beſitzungen ein neues Amſterdam wiederholt zu gründen.“

Montag den 13. April 1829.

Heute, nachdem Goethe über Tiſche mir manches gute Wort geſagt, erquickte ich mich zum Nachtiſch noch an einigen Landſchaften von Claude Lorrain. „Die Sammlung“, ſagte Goethe, „führt den Titel «Liber veritatis», ſie könnte ebenſo gut Liber naturae et artis heißen, denn es findet ſich hier die Natur und Kunſt auf der höchſten Stufe und im ſchönſten Bunde.“

Ich fragte Goethe nach dem Herkommen von Claude Lorrain, und in welcher Schule er ſich gebildet. „Sein nächſter Meiſter“, ſagte Goethe, „war Antonio Taſſo; dieſer aber war ein Schüler von Paul Brill, ſodaß alſo deſſen Schule und Maximen ſein eigentliches Fundament ausmachten und in ihm gewiſſermaßen zur Blüte kamen; denn dasjenige, was bei dieſen Meiſtern noch ernſt und ſtrenge erſcheint, hat ſich bei Claude Lorrain zur heiterſten Anmuth und lieblichſten Freiheit entfaltet. Ueber ihn konnte man nun weiter nicht hinaus.

„Uebrigens ist von einem so großen Talent, das in einer so bedeutenden Zeit und Umgebung lebte, kaum zu sagen, von wem es gelernt. Es sieht sich um und eignet sich an, wo es für seine Intentionen Nahrung findet. Claude Lorrain verdankt ohne Frage der Schule der Carracci ebenso viel wie seinen nächsten namhaften Meistern.

„So sagt man gewöhnlich, Julius Roman war ein Schüler von Rafael; aber man könnte ebenso gut sagen, er war ein Schüler des Jahrhunderts. Nur Guido Reni hatte einen Schüler, der Geist, Gemüth und Kunst seines Meisters so in sich aufgenommen hatte, daß er fast dasselbige wurde und dasselbige machte, welches indeß ein eigener Fall war, der sich kaum wiederholt hat. Die Schule der Carracci dagegen war befreiender Art, sodaß durch sie jedes Talent in seiner angeborenen Richtung entwickelt wurde und Meister hervorgingen, von denen keiner dem andern gleich sah. Die Carracci waren zu Lehrern der Kunst wie geboren; sie fielen in eine Zeit, wo nach allen Seiten hin bereits das Beste gethan war und sie daher ihren Schülern das Musterhafteste aus allen Fächern überliefern konnten. Sie waren große Künstler, große Lehrer, aber ich könnte nicht sagen, daß sie eigentlich gewesen was man geistreich nennt. Es ist ein wenig kühn, daß ich so sage, allein es will mir so vorkommen."

Nachdem ich noch einige Landschaften von Claude Lorrain betrachtet, schlug ich ein Künstler-Lexikon auf, um zu sehen was über diesen großen Meister ausgesprochen. Wir fanden gedruckt: „Sein Hauptverdienst bestand in der Palette." Wir sahen uns an und lachten. „Da sehen Sie", sagte Goethe, „wieviel man lernen kann, wenn man sich an Bücher hält und sich dasjenige aneignet, was geschrieben steht!"

Dienstag den 14. April 1829.

Als ich diesen Mittag hereintrat, saß Goethe mit Hofrath Meyer schon bei Tische, in Gesprächen über Italien und Gegenstände der Kunst. Goethe ließ einen Band Claude Lorrain vorlegen, worin Meyer uns diejenige Landschaft aus-

ſuchte und zeigte, von der die Zeitungen gemeldet, daß Peel ſich das Original für viertauſend Pfund angeeignet. Man mußte geſtehen, daß es ein ſchönes Stück ſei und daß Herr Peel keinen ſchlechten Kauf gethan. Auf der rechten Seite des Bildes fiel der Blick auf eine Gruppe ſitzender und ſtehender Menſchen. Ein Hirte bückt ſich zu einem Mädchen, das er zu unterrichten ſcheint wie man die Schalmei blaſen müſſe. Mitten ſah man auf einen See im Glanz der Sonne, und an der linken Seite des Bildes gewahrte man weidendes Vieh im Schatten eines Gehölzes. Beide Gruppen balancirten ſich auf das beſte, und der Zauber der Beleuchtung wirkte mächtig, nach gewohnter Art des Meiſters. Es war die Rede, wo das Original ſich zeither befunden und in weſſen Beſitz Meyer es in Italien geſehen.

Das Geſpräch lenkte ſich ſodann auf das neue Beſitzthum des Königs von Baiern in Rom. „Ich kenne die Villa ſehr gut", ſagte Meyer, „ich bin oft darin geweſen und gedenke der ſchönen Lage mit Vergnügen. Es iſt ein mäßiges Schloß, das der König nicht fehlen wird ſich auszuſchmücken und nach ſeinem Sinne höchſt anmuthig zu machen. Zu meiner Zeit wohnte die Herzogin Amalie darin, und Herder in dem Nebengebäude. Später bewohnte es der Herzog von Suſſex und der Graf Münſter. Fremde hohe Herrſchaften haben es immer wegen der geſunden Lage und herrlichen Ausſicht beſonders geliebt."

Ich fragte Hofrath Meyer, wie weit es von der Villa di Malta bis zum Vatican ſei. „Von Trinità di Monte, in der Nähe der Villa", ſagte Meyer, „wo wir Künſtler wohnten, iſt es bis zum Vatican eine gute halbe Stunde. Wir machten täglich den Weg, und oft mehr als einmal."

„Der Weg über die Brücke", ſagte ich, „ſcheint etwas um zu ſein; ich dächte, man käme näher, wenn man ſich über die Tiber ſetzen ließe und durch das Feld ginge."

„Es iſt nicht ſo", ſagte Meyer, „aber wir hatten auch dieſen Glauben und ließen uns ſehr oft überſetzen. Ich erinnere mich einer ſolchen Ueberfahrt, wo wir in einer ſchönen Nacht bei hellem Mondſchein vom Vatican zurückkamen. Von Bekannten waren Bury, Hirt und Lips unter uns, und

es hatte ſich der gewöhnliche Streit entſponnen, wer größer ſei, Rafael oder Michel Angelo. So beſtiegen wir die Fähre. Als wir das andere Ufer erreicht hatten und der Streit noch in vollem Gange war, ſchlug ein luſtiger Vogel, ich glaube es war Bury, vor, das Waſſer nicht eher zu verlaſſen, als bis der Streit völlig abgethan ſei und die Parteien ſich vereinigt hätten. Der Vorſchlag wurde angenommen, der Fährmann mußte wieder abſtoßen und zurückfahren. Aber nun wurde das Disputiren erſt recht lebhaft, und wenn wir das Ufer erreicht hatten, mußten wir immer wieder zurück, denn der Streit war nicht entſchieden. So fuhren wir ſtundenlang hinüber und herüber, wobei niemand ſich beſſer ſtand als der Schiffer, dem ſich die Bajocs bei jeder Ueberfahrt vermehrten. Er hatte einen zwölfjährigen Knaben bei ſich, der ihm half und dem die Sache endlich gar zu wunderlich erſcheinen mochte. «Vater», ſagte er, «was haben denn die Männer, daß ſie nicht ans Land wollen, und daß wir immer wieder zurück müſſen, wenn wir ſie ans Ufer gebracht?» «Ich weiß nicht, mein Sohn», antwortete der Schiffer, «aber ich glaube, ſie ſind toll.» Endlich, um nicht die ganze Nacht hin- und herzufahren, vereinigte man ſich nothdürftig, und wir gingen zu Lande."

Wir freuten uns und lachten über dieſe anmuthige Anekdote von künſtleriſcher Verrücktheit. Hofrath Meyer war in der beſten Laune, er fuhr fort uns von Rom zu erzählen, und Goethe und ich hatten Genuß, ihn zu hören.

„Der Streit über Rafael und Michel Angelo", ſagte Meyer, „war an der Ordnung und wurde täglich geführt, wo genugſame Künſtler zuſammentrafen, ſodaß von beiden Parteien ſich einige anweſend fanden. In einer Oſterie, wo man ſehr billigen und guten Wein trank, pflegte er ſich zu entſpinnen; man berief ſich auf Gemälde, auf einzelne Theile derſelben, und wenn die Gegenpartei widerſtritt und dies und jenes nicht zugeben wollte, entſtand das Bedürfniß der unmittelbaren Anſchauung der Bilder. Streitend verließ man die Oſterie und ging raſchen Schrittes zur Sixtiniſchen Kapelle, wozu ein Schuſter den Schlüſſel hatte, der immer für vier Groſchen aufſchloß. Hier, vor den Bildern ging es nun

an Demonſtrationen, und wenn man lange genug geſtritten, kehrte man in die Oſterie zurück, um bei einer Flaſche Wein ſich zu verſöhnen und alle Controverſen zu vergeſſen. So ging es jeden Tag, und der Schuſter an der Sixtiniſchen Kapelle erhielt manche vier Groſchen."

Bei dieſer heitern Gelegenheit erinnerte man ſich eines andern Schuſters, der auf einem antiken Marmorkopf gewöhnlich ſein Leder geklopft. „Es war das Porträt eines römiſchen Kaiſers", ſagte Meyer; „die Antike ſtand vor des Schuſters Thür, und wir haben ihn ſehr oft in dieſer löblichen Beſchäftigung geſehen, wenn wir vorbeigingen."

Mittwoch den 15. April 1829.

Wir ſprachen über Leute, die, ohne eigentliches Talent, zur Productivität gerufen werden, und über andere, die über Dinge ſchreiben, die ſie nicht verſtehen.

„Das Verführeriſche für junge Leute", ſagte Goethe, „iſt dieſes. Wir leben in einer Zeit, wo ſo viele Cultur verbreitet iſt, daß ſie ſich gleichſam der Atmoſphäre mitgetheilt hat, worin ein junger Menſch athmet. Poetiſche und philoſophiſche Gedanken leben und regen ſich in ihm, mit der Luft ſeiner Umgebung hat er ſie eingeſogen, aber er denkt, ſie wären ſein Eigenthum, und ſo ſpricht er ſie als das Seinige aus. Nachdem er aber der Zeit wiedergegeben hat, was er von ihr empfangen, iſt er arm. Er gleicht einer Quelle, die von zugetragenem Waſſer eine Weile geſprudelt hat, und die aufhört zu rieſeln, ſobald der erborgte Vorrath erſchöpft iſt."

Dienstag den 1. September 1829.

Ich erzählte Goethe von einem Durchreiſenden, der bei Hegel ein Collegium über den Beweis des Daſeins Gottes gehört. Goethe ſtimmte mir bei, daß dergleichen Vorleſungen nicht mehr an der Zeit ſeien.

„Die Periode des Zweifels", ſagte er, „iſt vorüber; es zweifelt jetzt ſo wenig jemand an ſich ſelber als an Gott. Zudem ſind die Natur Gottes, die Unſterblichkeit, das Weſen unſerer Seele und ihr Zuſammenhang mit dem Körper ewige Probleme, worin uns die Philoſophen nicht weiter bringen. Ein franzöſiſcher Philoſoph der neueſten Tage fängt ſein Kapitel ganz getroſt folgendermaßen an: «Es iſt bekannt, daß der Menſch aus zwei Theilen beſteht, aus Leib und Seele. Wir wollen demnach mit dem Leibe anfangen und ſodann von der Seele reden.» Fichte ging doch ſchon ein wenig weiter und zog ſich etwas klüger aus der Sache, indem er ſagte: «Wir wollen handeln vom Menſchen als Leib betrachtet, und vom Menſchen als Seele betrachtet.» Er fühlte zu wohl, daß ſich ein ſo eng verbundenes Ganzes nicht trennen laſſe. Kant hat unſtreitig am meiſten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menſchliche Geiſt zu dringen fähig ſei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ. Was hat man nicht alles über Unſterblichkeit philoſophirt! und wie weit iſt man gekommen? Ich zweifle nicht an unſerer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren; aber wir ſind nicht auf gleiche Weiſe unſterblich, und um ſich künftig als große Entelechie zu manifeſtiren, muß man auch eine ſein.

„Während aber die Deutſchen ſich mit Auflöſung philoſophiſcher Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktiſchen Verſtande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Declamationen gegen den Sklavenhandel, und während ſie uns weismachen wollen, was für humane Maximen ſolchem Verfahren zu Grunde liegen, entdeckt ſich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Object ſei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie thun, und welches man hätte wiſſen ſollen. An der weſtlichen Küſte von Afrika gebrauchen ſie die Neger ſelbſt in ihren großen Beſitzungen, und es iſt gegen ihr Intereſſe, daß man ſie dort ausführe. In Amerika haben ſie ſelbſt große Negercolonien angelegt, die ſehr productiv ſind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit dieſen verſehen ſie die nordamerikaniſchen Bedürfniſſe, und indem ſie auf ſolche

Weiſe einen höchſt einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem mercantiliſchen Intereſſe ſehr im Wege, und ſie predigen daher nicht ohne Object gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Congreß argumentirte der engliſche Geſandte ſehr lebhaft dagegen; aber der portugieſiſche war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wiſſe, daß man zuſammengekommen ſei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundſätze der Moral feſtzuſetzen. Er kannte das engliſche Object recht gut, und ſo hatte auch er das ſeinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte."

Sonntag den 6. December 1829.

Heute nach Tiſch las Goethe mir die erſte Scene vom zweiten Act des „Fauſt". Der Eindruck war groß und verbreitete in meinem Innern ein hohes Glück. Wir ſind wieder in Fauſt's Studirzimmer verſetzt, und Mephiſtopheles findet noch alles am alten Platze wie er es verlaſſen hat. Fauſt's alten Studirpelz nimmt er vom Haken; tauſend Motten und Inſekten flattern heraus, und indem Mephiſtopheles ausſpricht, wo dieſe ſich wieder unterthun, tritt uns die umgebende Localität ſehr deutlich vor die Augen. Er zieht den Pelz an, um, während Fauſt hinter einem Vorhange im paralyſirten Zuſtande liegt, wieder einmal den Herrn zu ſpielen. Er zieht die Klingel; die Glocke gibt in den einſamen alten Kloſterhallen einen ſo fürchterlichen Ton, daß die Thüren aufſpringen und die Mauern erbeben. Der Famulus ſtürzt herbei und findet in Fauſt's Stuhle den Mephiſtopheles ſitzen, den er nicht kennt, aber vor dem er Reſpect hat. Auf Befragen gibt er Nachricht von Wagner, der unterdeß ein berühmter Mann geworden und auf die Rückkehr ſeines Herrn hofft. Er iſt, wie wir hören, in dieſem Augenblick in ſeinem Laboratorium tief beſchäftigt, einen Homunculus hervorzubringen. Der Famulus wird entlaſſen; es erſcheint der Baccalaureus, derſelbige, den wir vor einigen

Jahren als schüchternen jungen Studenten gesehen, wo Mephistopheles, in Faust's Rocke, ihn zum besten hatte. Er ist unterdeß ein Mann geworden und so voller Dünkel, daß selbst Mephistopheles nicht mit ihm auskommen kann, der mit seinem Stuhle immer weiter rückt und sich zuletzt ans Parterre wendet.

Goethe las die Scene bis zu Ende. Ich freute mich an der jugendlich productiven Kraft, und wie alles so knapp beisammen war.

„Da die Conception so alt ist", sagte Goethe, „und ich seit funfzig Jahren darüber nachdenke, so hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist. Die Erfindung des ganzen zweiten Theils ist wirklich so alt wie ich sage. Aber daß ich ihn erst jetzt schreibe, nachdem ich über die weltlichen Dinge so viel klarer geworden, mag der Sache zugute kommen. Es geht mir damit wie einem, der in seiner Jugend sehr viel kleines Silber- und Kupfergeld hat, das er während dem Lauf seines Lebens immer bedeutender einwechselt, sodaß er zuletzt seinen Jugendbesitz in reinen Goldstücken vor sich sieht."

Wir sprachen über die Figur des Baccalaureus. „Ist in ihm", sagte ich, „nicht eine gewisse Klasse ideeller Philosophen gemeint?"

„Nein", sagte Goethe, „es ist die Anmaßlichkeit in ihm personificirt, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir in den ersten Jahren nach unserm Befreiungskriege so auffallende Beweise hatten. Auch glaubt jeder in seiner Jugend, daß die Welt eigentlich erst mit ihm angefangen, und daß alles eigentlich um seinetwillen da sei. Sodann hat es im Orient wirklich einen Mann gegeben, der jeden Morgen seine Leute um sich versammelte und sie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne geheißen aufzugehen. Aber hierbei war er so klug, diesen Befehl nicht eher auszusprechen, als bis die Sonne wirklich auf dem Punkt stand von selber zu erscheinen."

Wir sprachen noch vieles über den „Faust" und dessen Composition sowie über verwandte Dinge.

Goethe war eine Weile in ſtilles Nachdenken verſunken; dann begann er folgendermaßen.

„Wenn man alt iſt", ſagte er, „denkt man über die weltlichen Dinge anders, als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menſchheit zu necken und zum beſten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinſtellen, die ſo anlockend ſind, daß jeder nach ihnen ſtrebt, und ſo groß, daß niemand ſie erreicht. So ſtellten ſie den Rafael hin, bei dem Denken und Thun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben ſich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So ſtellten ſie den Mozart hin als etwas Unerreichbares in der Muſik. Und ſo in der Poeſie Shakſpeare. Ich weiß, was Sie mir gegen dieſen ſagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur. So ſteht Napoleon unerreichbar da. Daß die Ruſſen ſich gemäßigt haben und nicht nach Konſtantinopel hineingegangen ſind, iſt zwar ſehr groß, aber auch ein ſolcher Zug findet ſich in Napoleon, denn auch er hat ſich gemäßigt und iſt nicht nach Rom gegangen."

An dieſes reiche Thema knüpfte ſich viel Verwandtes; bei mir ſelbſt aber dachte ich im ſtillen, daß auch mit Goethe die Dämonen ſo etwas möchten im Sinne haben, indem auch er eine Figur ſei, zu anlockend, um ihm nicht nachzuſtreben, und zu groß, um ihn zu erreichen.

Mittwoch den 16. December 1829.

Heute nach Tiſche las Goethe mir die zweite Scene des zweiten Actes von „Fauſt", wo Mephiſtopheles zu Wagner geht, der durch chemiſche Künſte einen Menſchen zu machen im Begriff iſt. Das Werk gelingt, der Homunculus erſcheint in der Flaſche als leuchtendes Weſen und iſt ſogleich thätig. Wagner's Fragen über unbegreifliche Dinge lehnt er ab, das Raiſonniren iſt nicht ſeine Sache; er will handeln, und da iſt ihm das Nächſte unſer Held Fauſt, der in ſeinem para-

lyſirten Zuſtande einer höhern Hülfe bedarf. Als ein Weſen, dem die Gegenwart durchaus klar und durchſichtig iſt, ſieht der Homunculus das Innere des ſchlafenden Fauſt, den ein ſchöner Traum von der Leda beglückt, wie ſie in anmuthiger Gegend badend von Schwänen beſucht wird. Indem der Homunculus dieſen Traum ausſpricht, erſcheint vor unſerer Seele das reizendſte Bild. Mephiſtopheles ſieht davon nichts, und der Homunculus verſpottet ihn wegen ſeiner nordiſchen Natur.

„Ueberhaupt", ſagte Goethe, „werden Sie bemerken, daß der Mephiſtopheles gegen den Homunculus in Nachtheil zu ſtehen kommt, der ihm an geiſtiger Klarheit gleicht und durch ſeine Tendenz zum Schönen und förderlich Thätigen ſo viel vor ihm voraushat. Uebrigens nennt er ihn Herr Vetter; denn ſolche geiſtige Weſen wie der Homunculus, die durch eine vollkommene Menſchwerdung noch nicht verdüſtert und beſchränkt worden, zählte man zu den Dämonen, wodurch denn unter beiden eine Art von Verwandtſchaft exiſtirt."

„Gewiß", ſagte ich, „erſcheint der Mephiſtopheles hier in einer untergeordneten Stellung; allein ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er zur Entſtehung des Homunculus heimlich gewirkt hat, ſo wie wir ihn bisher kennen und wie er auch in der Helena immer als heimlich wirkendes Weſen erſcheint. Und ſo hebt er ſich denn im ganzen wieder und kann ſich in ſeiner ſuperioren Ruhe im einzelnen wol etwas gefallen laſſen."

„Sie empfinden das Verhältniß ſehr richtig", ſagte Goethe; „es iſt ſo, und ich habe ſchon gedacht, ob ich nicht dem Mephiſtopheles, wie er zu Wagner geht und der Homunculus im Werden iſt, einige Verſe in den Mund legen ſoll, wodurch ſeine Mitwirkung ausgeſprochen und dem Leſer deutlich würde."

„Das könnte nicht ſchaden", ſagte ich. „Angedeutet jedoch iſt es ſchon, indem Mephiſtopheles die Scene mit den Worten ſchließt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten."

„Sie haben recht", ſagte Goethe, „dies könnte dem Auf-

merkenden faſt genug ſein; indeß will ich doch noch auf einige Verſe ſinnen."

„Aber", ſagte ich, „jenes Schlußwort iſt ein großes, das man nicht ſo leicht ausdenken wird."

„Ich dächte", ſagte Goethe, „man hätte eine Weile daran zu zehren. Ein Vater, der ſechs Söhne hat, iſt verloren, er mag ſich ſtellen wie er will. Auch Könige und Miniſter, die viele Perſonen zu großen Stellen gebracht haben, mögen aus ihrer Erfahrung ſich etwas dabei denken können."

Fauſt's Traum von der Leda trat mir wieder vor die Seele, und ich überſah dieſes im Geiſt als einen höchſt bedeutenden Zug in der Compoſition.

„Es iſt wunderbar", ſagte ich, „wie in einem ſolchen Werke die einzelnen Theile auf einander ſich beziehen, auf einander wirken und einander ergänzen und heben. Durch dieſen Traum von der Leda hier im zweiten Act gewinnt ſpäter die Helena erſt das eigentliche Fundament. Dort iſt immer von Schwänen und einer Schwanerzeugten die Rede, aber hier erſcheint dieſe Handlung ſelbſt; und wenn man nun mit dem ſinnlichen Ausdruck ſolcher Situation ſpäter zur Helena kommt, wie wird dann alles deutlicher und vollſtändiger erſcheinen!"

Goethe gab mir recht, und es ſchien ihm lieb, daß ich dieſes bemerkte. „So auch", ſagte er, „werden Sie finden, daß ſchon immer in dieſen frühern Acten das Claſſiſche und Romantiſche anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem ſteigenden Terrain, zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entſchieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden."

„Die Franzoſen", fuhr Goethe fort, „fangen nun auch an über dieſe Verhältniſſe richtig zu denken. «Es iſt alles gut und gleich», ſagen ſie, «Claſſiſches wie Romantiſches, es kommt nur darauf an, daß man ſich dieſer Formen mit Verſtand zu bedienen und darin vortrefflich zu ſein vermöge. So kann man auch in beiden abſurd ſein, und dann taugt das eine ſo wenig wie das andere.» Ich dächte, das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man ſich eine Weile beruhigen könnte."

Sonntag den 20. December 1829.

Bei Goethe zu Tiſche. Wir ſprachen vom Kanzler, und ich fragte Goethe, ob er ihm bei ſeiner Zurückkunft aus Italien keine Nachricht von Manzoni mitgebracht. „Er hat mir über ihn geſchrieben", ſagte Goethe. „Der Kanzler hat Manzoni beſucht, er lebt auf ſeinem Landgute in der Nähe von Mailand und iſt zu meinem Bedauern fortwährend kränklich."

„Es iſt eigen", ſagte ich, „daß man ſo häufig bei ausgezeichneten Talenten, beſonders bei Poeten findet, daß ſie eine ſchwächliche Conſtitution haben."

„Das Außerordentliche, was ſolche Menſchen leiſten", ſagte Goethe, „ſetzt eine ſehr zarte Organiſation voraus, damit ſie ſeltener Empfindungen fähig ſein und die Stimme der Himmliſchen vernehmen mögen. Nun iſt eine ſolche Organiſation im Conflict mit der Welt und den Elementen leicht geſtört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Senſibilität eine außerordentliche Zähheit verbindet, iſt leicht einer fortgeſetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beſtändig krank. Als ich ihn zuerſt kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewiſſe Zähheit; er hielt ſich noch die vielen Jahre und hätte ſich bei geſünderer Lebensweiſe noch länger halten können."

Wir ſprachen vom Theater, und inwiefern eine gewiſſe Vorſtellung gelungen ſei.

„Ich habe Unzelmann in dieſer Rolle geſehen", ſagte Goethe, „bei dem es einem immer wohl wurde, und zwar durch die große Freiheit ſeines Geiſtes, die er uns mittheilte. Denn es iſt mit der Schauſpielkunſt wie mit allen übrigen Künſten. Was der Künſtler thut oder gethan hat, ſetzt uns in die Stimmung, in der er ſelber war, da er es machte. Eine freie Stimmung des Künſtlers macht uns frei, dagegen eine beklommene macht uns bänglich. Dieſe Freiheit im Künſtler iſt gewöhnlich dort, wo er ganz ſeiner Sache gewachſen iſt, weshalb es uns denn bei niederländiſchen Gemälden ſo wohl wird, indem jene Künſtler das nächſte Leben darſtellten, wovon ſie vollkommen Herr waren. Sollen wir nun im Schauſpieler dieſe Freiheit des Geiſtes empfinden, ſo muß er durch Studium, Phantaſie und Naturell vollkommen Herr ſeiner Rolle

sein, alle körperlichen Mittel müssen ihm zu Gebote stehen, und eine gewisse jugendliche Energie muß ihn unterstützen. Das Studium ist indessen nicht genügend ohne Einbildungskraft, und Studium und Einbildungskraft nicht hinreichend ohne Naturell. Die Frauen thun das meiste durch Einbildungskraft und Temperament, wodurch denn die Wolff so vortrefflich war."

Wir unterhielten uns ferner über diesen Gegenstand, wobei die vorzüglichsten Schauspieler der weimarischen Bühne zur Sprache kamen und mancher einzelnen Rolle mit Anerkennung gedacht wurde.

Mir trat indeß der „Faust" wieder vor die Seele, und ich gedachte des Homunculus, und wie man diese Figur auf der Bühne deutlich machen wolle. „Wenn man auch das Persönchen selber nicht sähe", sagte ich, „doch das Leuchtende in der Flasche müßte man sehen, und das Bedeutende, was er zu sagen hat, müßte doch so vorgetragen werden, wie es von einem Kinde nicht geschehen kann."

„Wagner", sagte Goethe, „darf die Flasche nicht aus den Händen lassen, und die Stimme müßte so kommen, als wenn sie aus der Flasche käme. Es wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe, und der sich gewiß gut aus der Affaire ziehen würde."

So auch gedachten wir des großen Carnevals, und inwiefern es möglich, es auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen. „Es wäre doch noch ein wenig mehr", sagte ich, „wie der Markt von Neapel."

„Es würde ein sehr großes Theater erfordern", sagte Goethe, „und es ist fast nicht denkbar."

„Ich hoffe es noch zu erleben", war meine Antwort. „Besonders freue ich mich auf den Elefanten, von der Klugheit gelenkt, die Victoria oben, und Furcht und Hoffnung in Ketten an den Seiten. Es ist doch eine Allegorie wie sie nicht leicht besser existiren möchte."

„Es wäre auf der Bühne nicht der erste Elefant", sagte Goethe. „In Paris spielt einer eine völlige Rolle; er ist von einer Volkspartei und nimmt dem einen König die Krone ab und setzt sie dem andern auf, welches freilich grandios sein

muß. Sodann, wenn am Schluſſe des Stücks der Elefant herausgerufen wird, erſcheint er ganz allein, macht ſeine Verbeugung und geht wieder zurück. Sie ſehen alſo, daß bei unſerm Carneval auf den Elefanten zu rechnen wäre. Aber das Ganze iſt viel zu groß und erfordert einen Regiſſeur, wie es deren nicht leicht gibt."

„Es iſt aber ſo voller Glanz und Wirkung", ſagte ich, „daß eine Bühne es ſich nicht leicht wird entgehen laſſen. Und wie es ſich aufbaut und immer bedeutender wird! Zuerſt ſchöne Gärtnerinnen und Gärtner, die das Theater decoriren und zugleich eine Maſſe bilden, ſodaß es den immer bedeutender werdenden Erſcheinungen nicht an Umgebung und Zuſchauern mangelt. Dann, nach dem Elefanten, das Drachengeſpann aus dem Hintergrunde durch die Lüfte kommend, über den Köpfen hervor. Ferner die Erſcheinung des großen Pan, und wie zuletzt alles in ſcheinbarem Feuer ſteht und ſchließlich von herbeiziehenden feuchten Nebelwolken gedämpft und gelöſcht wird! Wenn das alles ſo zur Erſcheinung käme, wie Sie es gedacht haben, das Publikum müßte vor Erſtaunen daſitzen und geſtehen, daß es ihm an Geiſt und Sinnen fehle, den Reichthum ſolcher Erſcheinungen würdig aufzunehmen."

„Geht nur", ſagte Goethe, „und laßt mir das Publikum, von dem ich nichts hören mag. Die Hauptſache iſt, daß es geſchrieben ſteht; mag nun die Welt damit gebaren, ſo gut ſie kann, und es benutzen, ſo weit ſie es fähig iſt."

Wir ſprachen darauf über den Knaben Lenker.

„Daß in der Maske des Plutus der Fauſt ſteckt, und in der Maske des Geizes der Mephiſtopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber iſt der Knabe Lenker?" Ich zauderte und wußte nicht zu antworten. „Es iſt der Euphorion!" ſagte Goethe.

„Wie kann aber dieſer", fragte ich, „ſchon hier im Carneval erſcheinen, da er doch erſt im dritten Act geboren wird?"

„Der Euphorion", antwortete Goethe, „iſt kein menſchliches, ſondern nur ein allegoriſches Weſen. Es iſt in ihm die Poeſie perſonificirt, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Perſon gebunden iſt. Derſelbige Geiſt, dem es

ſpäter beliebt Euphorion zu ſein, erſcheint jetzt als Knabe Lenker, und er iſt darin den Geſpenſtern ähnlich, die überall gegenwärtig ſein und zu jeder Stunde hervortreten können."

Sonntag den 27. December 1829.

Heute nach Tiſche las Goethe mir die Scene vom Papiergelde.

„Sie erinnern ſich", ſagte er, „daß bei der Reichsverſammlung das Ende vom Liede iſt, daß es an Geld fehlt, welches Mephiſtopheles zu verſchaffen verſpricht. Dieſer Gegenſtand geht durch die Maskerade fort, wo Mephiſtopheles es anzuſtellen weiß, daß der Kaiſer in der Maske des großen Pan ein Papier unterſchreibt, welches, dadurch zu Geldeswerth erhoben, tauſendmal vervielfältigt und verbreitet wird.

„In dieſer Scene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiſer zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß, was er gethan hat. Der Schatzmeiſter übergibt die Banknoten und macht das Verhältniß deutlich. Der Kaiſer, anfänglich erzürnt, dann bei näherer Einſicht in den Gewinn hoch erfreut, macht mit der neuen Papiergabe ſeiner Umgebung reichliche Geſchenke und läßt im Abgehen noch einige tauſend Kronen fallen, die der dicke Narr zuſammenrafft und ſogleich geht, um das Papier in Grundbeſitz zu verwandeln."

Indem Goethe die herrliche Scene las, freute ich mich über den glücklichen Griff, daß er das Papiergeld von Mephiſtopheles herleitet und dadurch ein Hauptintereſſe des Tages ſo bedeutend verknüpft und verewigt.

Kaum war die Scene geleſen und manches darüber hin- und hergeſprochen, als Goethe's Sohn herunterkam und ſich zu uns an den Tiſch ſetzte. Er erzählte uns von Cooper's letztem Roman, den er geleſen und den er in ſeiner anſchaulichen Art auf das beſte referirte. Von unſerer geleſenen Scene verriethen wir nichts, aber er ſelbſt fing ſehr bald an viel über preußiſche Treſorſcheine zu reden, und daß man ſie über den Werth bezahle. Während der junge Goethe ſo

ſprach, blickte ich den Vater an mit einigem Lächeln, welches er erwiderte, und wodurch wir uns zu verſtehen gaben, wie ſehr das Dargeſtellte an der Zeit ſei.

Mittwoch den 30. December 1829.

Heute nach Tiſche las Goethe mir die fernere Scene.

„Nachdem ſie nun am kaiſerlichen Hofe Geld haben", ſagte er, „wollen ſie amuſirt ſein. Der Kaiſer wünſcht Paris und Helena zu ſehen, und zwar ſollen ſie durch Zauberkünſte in Perſon erſcheinen. Da aber Mephiſtopheles mit dem griechiſchen Alterthum nichts zu thun und über ſolche Figuren keine Gewalt hat, ſo bleibt dieſes Werk Fauſten zugeſchoben, dem es auch vollkommen gelingt. Was aber Fauſt unternehmen muß, um die Erſcheinung möglich zu machen, iſt noch nicht ganz vollendet, und ich leſe es Ihnen das nächſte mal. Die Erſcheinung von Paris und Helena ſelbſt aber ſollen Sie heute hören."

Ich war glücklich im Vorgefühl des Kommenden, und Goethe fing an zu leſen. In dem alten Ritterſaale ſah ich Kaiſer und Hof einziehen, um das Schauſpiel zu ſehen. Der Vorhang hebt ſich, und das Theater, ein griechiſcher Tempel, iſt mir vor Augen. Mephiſtopheles im Souffleurkaſten, der Aſtrolog auf der einen Seite des Proſceniums, Fauſt auf der andern mit dem Dreifuß heraufſteigend. Er ſpricht die nöthige Formel aus, und es erſcheint, aus dem Weihrauchdampf der Schale ſich entwickelnd, Paris. Indem der ſchöne Jüngling bei ätheriſcher Muſik ſich bewegt, wird er beſchrieben. Er ſetzt ſich, er lehnt ſich, den Arm über den Kopf gebogen, wie wir ihn auf alten Bildwerken dargeſtellt finden. Er iſt das Entzücken der Frauen, die die Reize ſeiner Jugendfülle ausſprechen; er iſt der Haß der Männer, in denen ſich Neid und Eiferſucht regt, und die ihn herunterziehen wie ſie nur können. Paris entſchläft, und es erſcheint Helena. Sie naht ſich dem Schlafenden, ſie drückt einen Kuß auf ſeine Lippen; ſie entfernt ſich von ihm und wendet ſich, nach ihm

zurückzublicken. In dieſer Wendung erſcheint ſie beſonders reizend. Sie macht den Eindruck auf die Männer, wie Paris auf die Frauen. Die Männer zu Liebe und Lob entzündet, die Frauen zu Neid, Haß und Tadel. Fauſt ſelber iſt ganz Entzücken und vergißt im Anblick der Schönheit, die er hervorgerufen, Zeit, Ort und Verhältniß, ſodaß Mephiſtopheles jeden Augenblick nöthig findet, ihn zu erinnern, daß er ja ganz aus der Rolle falle. Neigung und Einverſtändniß ſcheint zwiſchen Paris und Helena zuzunehmen, der Jüngling umfaßt ſie, um ſie zu entführen; Fauſt will ſie ihm entreißen, aber indem er den Schlüſſel gegen ihn wendet, erfolgt eine heftige Exploſion, die Geiſter gehen in Dunſt auf, und Fauſt liegt paralyſirt am Boden.

1830.

Goethe zeigte mir das engliſche Taſchenbuch „Keepsake“ für 1830, mit ſehr ſchönen Kupfern und einigen höchſt intereſſanten Briefen von Lord Byron, die ich zum Nachtiſch las. Er ſelbſt hatte derweil die neueſte franzöſiſche Ueberſetzung ſeines „Fauſt“ von Gérard zur Hand genommen, worin er blätterte und mitunter zu leſen ſchien.

„Es gehen mir wunderliche Gedanken durch den Kopf“, ſagte er, „wenn ich bedenke, daß dieſes Buch noch jetzt in einer Sprache gilt, in der vor funfzig Jahren Voltaire geherrſcht hat. Sie können ſich hierbei nicht denken, was ich mir denke, und haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und ſeine großen Zeitgenoſſen in meiner Jugend hatten, und wie ſie die ganze ſittliche Welt beherrſchten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was dieſe Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekoſtet, mich gegen ſie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahreres Verhältniß zur Natur zu ſtellen.“

Wir ſprachen über Voltaire Ferneres, und Goethe recitirte mir das Gedicht „Les Systèmes“, woraus ich mir abnahm, wie ſehr er ſolche Sachen in ſeiner Jugend mußte ſtudirt und ſich angeeignet haben.

Die erwähnte Ueberſetzung von Gérard, obgleich größtentheils in Proſa, lobte Goethe als ſehr gelungen. „Im Deutſchen“, ſagte er, „mag ich den «Fauſt» nicht mehr leſen; aber in dieſer franzöſiſchen Ueberſetzung wirkt alles wieder durchaus friſch, neu und geiſtreich.

„Der «Fauſt»“, fuhr er fort, „iſt doch ganz etwas In-

commensurables, und alle Versuche, ihn dem Verstande näher zu bringen, sind vergeblich. Auch muß man bedenken, daß der erste Theil aus einem etwas dunkeln Zustande des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieses Dunkel reizt die Menschen, und sie mühen sich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen."

Sonntag den 10. Januar 1830.

Heute zum Nachtisch bereitete Goethe mir einen hohen Genuß, indem er mir die Scene vorlas, wo Faust zu den Müttern geht.

Das Neue, Ungeahnte des Gegenstandes, sowie die Art und Weise wie Goethe mir die Scene vortrug, ergriff mich wundersam, sodaß ich mich ganz in die Lage von Faust versetzt fühlte, den bei der Mittheilung des Mephistopheles gleichfalls ein Schauer überläuft.

Ich hatte das Dargestellte wol gehört und wol empfunden, aber es blieb mir so vieles räthselhaft, daß ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufschluß zu bitten. Er aber, in seiner gewöhnlichen Art, hüllte sich in Geheimnisse, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte:

Die Mütter! Mütter! 's klingt so wunderlich!

„Ich kann Ihnen weiter nichts verrathen", sagte er darauf, „als daß ich beim Plutarch gefunden, daß im griechischen Alterthume von Müttern als Gottheiten die Rede gewesen. Dies ist alles, was ich der Ueberlieferung verdanke, das übrige ist meine eigene Erfindung. Ich gebe Ihnen das Manuscript mit nach Hause, studiren Sie alles wohl und sehen Sie zu, wie Sie zurechtkommen."

Ich war darauf glücklich bei wiederholter ruhiger Betrachtung dieser merkwürdigen Scene und entwickelte mir über der Mütter eigentliches Wesen und Wirken, über ihre Umgebung und Aufenthalt die nachfolgende Ansicht.

Könnte man sich den ungeheuern Weltkörper unserer Erde im Innern als leeren Raum denken, sodaß man Hunderte von Meilen in einer Richtung darin fortzustreben vermöchte, ohne auf etwas Körperliches zu stoßen, so wäre dieses der Aufenthalt jener unbekannten Göttinnen, zu denen Faust hinabgeht. Sie leben gleichsam außer allem Ort, denn es ist nichts Festes, das sie in einiger Nähe umgibt; auch leben sie außer aller Zeit, denn es leuchtet ihnen kein Gestirn, welches auf- oder unterginge und den Wechsel von Tag und Nacht andeutete.

So in ewiger Dämmerung und Einsamkeit beharrend, sind die Mütter schaffende Wesen, sie sind das schaffende und erhaltende Princip, von dem alles ausgeht, was auf der Oberfläche der Erde Gestalt und Leben hat. Was zu athmen aufhört, geht als geistige Natur zu ihnen zurück, und sie bewahren es, bis es wieder Gelegenheit findet, in ein neues Dasein zu treten. Alle Seelen und Formen von dem was einst war und künftig sein wird, alles schweift in dem endlosen Raum ihres Aufenthalts wolkenartig hin und her, es umgibt die Mütter; und der Magier muß also in ihr Reich gehen, wenn er durch die Macht seiner Kunst über die Form eines Wesens Gewalt haben und ein früheres Geschöpf zu einem Scheinleben hervorrufen will.

Die ewige Metamorphose des irdischen Daseins, des Entstehens und Wachsens, des Zerstörens und Wiederbildens, ist also der Mütter nie aufhörende Beschäftigung. Und wie nun bei allem, was auf der Erde durch Fortzeugung ein neues Leben erhält, das Weibliche hauptsächlich wirksam ist, so mögen jene schaffenden Gottheiten mit Recht weiblich gedacht, und es mag der ehrwürdige Name Mütter ihnen nicht ohne Grund beigelegt werden.

Freilich ist dieses alles nur eine poetische Schöpfung; allein der beschränkte Mensch vermag nicht viel weiter zu dringen, und er ist zufrieden etwas zu finden, wobei er sich beruhigen möchte. Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen woher sie kommen und wohin sie gehen. Wir schließen auf einen geistigen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keine Begriffe und keinen

Ausdruck haben, und welches wir zu uns herabziehen und anthropomorphisiren müssen, um unsere dunkeln Ahnungen einigermaßen zu verkörpern und faßlich zu machen.

So sind alle Mythen entstanden, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Völkern fortlebten, und ebenso diese neue von Goethe, die wenigstens den Schein einiger Naturwahrheit hat, und die wol den besten gleichzustellen sein dürfte, die je gedacht worden.

Sonntag den 24. Januar 1830.

„Ich habe dieser Tage einen Brief von unserm berühmten Salzbohrer in Stotternheim erhalten", sagte Goethe, „der einen merkwürdigen Eingang hat und wovon ich Ihnen erzählen muß.

„«Ich habe eine Erfahrung gemacht», schreibt er, «die mir nicht verloren sein soll.» Was aber folgt auf solchen Eingang? Es handelt sich um nichts Geringeres als den Verlust von wenigstens tausend Thalern. Den Schacht, wo es durch weichern Boden und Gestein zwölfhundert Fuß tief zum Steinsalz hinabgeht, hat er unvorsichtigerweise an den Seiten nicht unterstützt; der weichere Boden hat sich abgelöst und die Grube unten so verschlämmt, daß es jetzt einer höchst kostspieligen Operation bedarf, um den Schlamm herauszubringen. Er wird sodann, die zwölfhundert Fuß hinunter, metallene Röhren einsetzen, um für die Folge vor einem ähnlichen Unglück sicher zu sein. Er hätte es gleich thun sollen, und er hätte es auch sicher gleich gethan, wenn solche Leute nicht eine Verwegenheit besäßen, wovon man keinen Begriff hat, die aber dazu gehört, um eine solche Unternehmung zu wagen. Er ist aber durchaus ruhig bei dem Unfall und schreibt ganz getrost: «Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren sein soll.» Das nenne ich doch noch einen Menschen an dem man Freude hat, und der, ohne zu klagen, gleich wieder thätig ist und immer auf den Füßen steht. Was sagen Sie dazu, ist es nicht artig?"

„Es erinnert mich an Sterne", antwortete ich, „welcher beklagt, sein Leiden nicht wie ein vernünftiger Mann benutzt zu haben."

„Es ist etwas Aehnliches", sagte Goethe.

„Auch muß ich an Behrisch denken", fuhr ich fort, „wie er Sie belehrt was Erfahrung sei, welches Kapitel ich gerade dieser Tage zu abermaliger Erbauung gelesen: «Erfahrung aber ist, daß man erfahrend erfährt, was erfahren zu haben man nicht gern erfahren haben möchte.»"

„Ja", sagte Goethe lachend, „das sind die alten Späße, womit wir so schändlich unsere Zeit verdarben!"

„Behrisch", fuhr ich fort, „scheint ein Mensch gewesen zu sein voller Anmuth und Zierlichkeit. Wie artig ist der Spaß im Weinkeller, wo er abends den jungen Menschen verhindern will, zu seinem Liebchen zu gehen, und dieses auf die heiterste Weise vollbringt, indem er seinen Degen umschnallt, bald so und bald so, sodaß er alle zum Lachen bringt und den jungen Menschen die Stunde des Rendezvous darüber vergessen macht."

„Ja", sagte Goethe, „es war artig; es wäre eine der anmuthigsten Scenen auf der Bühne, wie denn Behrisch überall für das Theater ein guter Charakter war."

Wir wiederholten darauf gesprächsweise alle die Wunderlichkeiten, die von Behrisch in Goethe's „Leben" erzählt werden. Seine graue Kleidung, wo Seide, Sammt und Wolle gegeneinander eine abstechende Schattirung gemacht, und wie er darauf studirt habe, immer noch ein neues Grau auf seinen Körper zu bringen. Dann wie er die Gedichte geschrieben, den Setzer nachgeäfft und den Anstand und die Würde des Schreibenden hervorgehoben. Auch wie es sein Lieblingszeitvertreib gewesen, im Fenster zu liegen, die Vorbeigehenden zu mustern und ihren Anzug in Gedanken so zu verändern, daß es höchst lächerlich gewesen sein würde, wenn die Leute sich so gekleidet hätten.

„Und dann sein gewöhnlicher Spaß mit dem Postboten", sagte Goethe, „wie gefällt Ihnen der, ist der nicht auch lustig?"

„Der ist mir unbekannt", sagte ich, „es steht davon nichts in Ihrem Leben."

„Wunderlich!“ sagte Goethe. „So will ich es Ihnen denn erzählen.

„Wenn wir zusammen im Fenster lagen, und Behrisch in der Straße den Briefträger kommen sah, wie er von einem Hause ins andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groschen aus der Tasche und legte ihn bei sich ins Fenster. «Siehst du den Briefträger?» sagte er dann zu mir gewendet, «er kommt immer näher und wird gleich hier oben sein, das sehe ich ihm an. Er hat einen Brief an dich, und was für einen Brief, keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechsel — mit einem Wechsel! ich will nicht sagen wie stark. — Siehst du, jetzt kommt er herein. Nein! — Aber er wird gleich kommen. Da ist er wieder. Jetzt! — Hier, hier herein, mein Freund! hier herein! — Er geht vorbei? Wie dumm! O wie dumm! Wie kann einer nur so dumm sein und so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht: unverantwortlich gegen dich, indem er dir den Wechsel nicht bringt, den er für dich in Händen hat, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich schon für ihn zurechtgelegt hatte und den ich nun wieder einstecke.» So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande wieder in die Tasche, und wir hatten etwas zu lachen.“

Ich freute mich dieses Scherzes, der den übrigen vollkommen gleich sah. Ich fragte Goethe, ob er Behrisch später nie wiedergesehen.

„Ich habe ihn wiedergesehen“, sagte Goethe, „und zwar bald nach meiner Ankunft in Weimar, ungefähr im Jahre 1776, wo ich mit dem Herzog eine Reise nach Dessau machte, wohin Behrisch von Leipzig aus als Erzieher des Erbprinzen berufen war. Ich fand ihn noch ganz wie sonst, als feinen Hofmann und vom besten Humor.“

„Was sagte er dazu“, fragte ich, „daß Sie in der Zwischenzeit so berühmt geworden?“

„«Hab' ich es dir nicht gesagt?» war sein Erstes, «war es nicht gescheit, daß du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich, schlecht waren damals die Sachen auch nicht,

denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammengeblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben und es wäre ebenso gut gewesen.» Sie sehen, er war noch ganz der Alte. Er war bei Hofe sehr gelitten, ich sah ihn immer an der fürstlichen Tafel.

„Zuletzt habe ich ihn im Jahre 1801 gesehen, wo er schon alt war, aber immer noch in der besten Laune. Er bewohnte einige sehr schöne Zimmer im Schlosse, deren eins er ganz mit Geranien angefüllt hatte, womit man damals eine besondere Liebhaberei trieb. Nun hatten aber die Botaniker unter den Geranien einige Unterscheidungen und Abtheilungen gemacht und einer gewissen Sorte den Namen Pelargonien beigelegt. Darüber konnte sich nun der alte Herr nicht zufrieden geben, und er schimpfte auf die Botaniker. «Die dummen Kerle!» sagte er; «ich denke, ich habe das ganze Zimmer voll Geranien, und nun kommen sie und sagen, es seien Pelargonien. Was thu' ich aber damit, wenn es keine Geranien sind, und was soll ich mit Pelargonien!» So ging es nun halbe Stunden lang fort, und Sie sehen, er war sich vollkommen gleich geblieben."

Wir sprachen sodann über die „Classische Walpurgisnacht", deren Anfang Goethe mir vor einigen Tagen gelesen. „Der mythologischen Figuren, die sich hierbei zudrängen", sagte er, „sind eine Unzahl; aber ich hüte mich und nehme blos solche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen. Faust ist jetzt mit dem Chiron zusammen, und ich hoffe, die Scene soll mir gelingen. Wenn ich mich fleißig dazuhalte, kann ich in ein paar Monaten mit der «Walpurgisnacht» fertig sein. Es soll mich nun aber auch nichts wieder vom «Faust» abbringen; denn es wäre doch toll genug, wenn ich es erlebte ihn zu vollenden! Und möglich ist es; der fünfte Act ist so gut wie fertig, und der vierte wird sich sodann wie von selber machen."

Goethe sprach darauf über seine Gesundheit und pries sich glücklich, sich fortwährend vollkommen wohl zu befinden. „Daß ich mich jetzt so gut halte", sagte er, „verdanke ich Vogel; ohne ihn wäre ich längst abgefahren. Vogel ist zum

Arzt wie geboren und überhaupt einer der genialſten Menſchen, die mir je vorgekommen ſind. Doch wir wollen nicht ſagen wie gut er iſt, damit er uns nicht genommen werde."

Sonntag den 31. Januar 1830.

Bei Goethe zu Tiſche. Wir ſprachen über Milton. „Ich habe vor nicht langer Zeit ſeinen «Simſon» geleſen", ſagte Goethe, „der ſo im Sinne der Alten iſt wie kein anderes Stück irgendeines neuern Dichters. Er iſt ſehr groß; und ſeine eigene Blindheit iſt ihm zu ſtatten gekommen, um den Zuſtand Simſon's mit ſolcher Wahrheit darzuſtellen. Milton war in der That ein Poet, und man muß vor ihm allen Reſpect haben."

Es kommen verſchiedene Zeitungen, und wir ſehen in den berliner Theaternachrichten, daß man Seeungeheuer und Walfiſche auf die dortige Bühne gebracht.

Goethe lieſt in der franzöſiſchen Zeitſchrift „Le Temps" einen Artikel über die enorme Beſoldung der engliſchen Geiſtlichkeit, die mehr beträgt als die in der ganzen übrigen Chriſtenheit zuſammen. „Man hat behauptet", ſagte Goethe, „die Welt werde durch Zahlen regiert; das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren, ob ſie gut oder ſchlecht regiert werde."

Mittwoch den 3. Februar 1830.

Bei Goethe zu Tiſche. Wir ſprachen über Mozart. „Ich habe ihn als ſiebenjährigen Knaben geſehen", ſagte Goethe, „wo er auf einer Durchreiſe ein Concert gab. Ich ſelber war etwa vierzehn Jahre alt, und ich erinnere mich des kleinen Mannes in ſeiner Friſur und Degen noch ganz deutlich." Ich machte große Augen, und es war mir ein halbes Wunder, zu hören daß Goethe alt genug ſei, um Mozart als Kind geſehen zu haben.

Sonntag den 7. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſche. Mancherlei Geſpräche über den Fürſt Primas; daß er ihn an der Tafel der Kaiſerin von Oeſterreich durch eine geſchickte Wendung zu vertheidigen gewagt. Des Fürſten Unzulänglichkeit in der Philoſophie, ſein dilettantiſcher Trieb zur Malerei, ohne Geſchmack. Bild, der Miß Gore geſchenkt. Seine Gutherzigkeit und Weichheit, alles wegzugeben, ſodaß er zuletzt in Armuth dageſtanden.

Geſpräche über den Begriff des Desobligeanten.

Nach Tiſche ſtellt ſich der junge Goethe, mit Walter und Wolf, in ſeinem Maskenanzuge als Klingsohr dar und fährt an Hof.

Mittwoch den 10. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſche. Er ſprach mit wahrer Anerkennung über das Feſtgedicht Riemer's zur Feier des 2. Februar. „Ueberall", fügte Goethe hinzu, „was Riemer macht, kann ſich vor Meiſter und Geſellen ſehen laſſen."

Wir ſprachen ſodann über die „Claſſiſche Walpurgisnacht", und daß er dabei auf Dinge komme, die ihn ſelber überraſchen. Auch gehe der Gegenſtand mehr auseinander als er gedacht.

„Ich habe jetzt etwas über die Hälfte", ſagte er, „aber ich will mich dazuhalten und hoffe bis Oſtern fertig zu ſein. Sie ſollen früher nichts weiter davon ſehen, aber ſobald es fertig iſt, gebe ich es Ihnen mit nach Hauſe, damit Sie es in der Stille prüfen. Wenn Sie nun den achtunddreißigſten und neununddreißigſten Band zuſammenſtellten, ſodaß wir Oſtern die letzte Lieferung abſenden könnten, ſo wäre es hübſch, und wir hätten den Sommer zu etwas Großem frei. Ich würde im «Fauſt» bleiben und den vierten Act zu überwinden ſuchen." Ich freute mich dazu und verſprach ihm meinerſeits jeden Beiſtand.

Goethe ſchickte darauf ſeinen Bedienten, um ſich nach der

Großherzogin-Mutter zu erkundigen, die sehr krank geworden und deren Zustand ihm bedenklich schien.

„Sie hätte den Maskenzug nicht sehen sollen", sagte er, „aber fürstliche Personen sind gewohnt ihren Willen zu haben, und so ist denn alles Protestiren des Hofs und der Aerzte vergeblich gewesen. Dieselbige Willenskraft, mit der sie Napoleon widerstand, setzt sie auch ihrer körperlichen Schwäche entgegen; und so sehe ich es schon kommen, sie wird hingehen, wie der Großherzog, in voller Kraft und Herrschaft des Geistes, wenn der Körper schon aufgehört haben wird zu gehorchen."

Goethe schien sichtbar betrübt und war eine Weile stille. Bald aber sprachen wir wieder über heitere Dinge, und er erzählte mir von einem Buche, zur Rechtfertigung von Hudson Lowe geschrieben.

„Es sind darin Züge der kostbarsten Art", sagte er, „die nur von unmittelbaren Augenzeugen herrühren können. Sie wissen, Napoleon trug gewöhnlich eine dunkelgrüne Uniform. Von vielem Tragen und Sonne war sie zuletzt völlig unscheinbar geworden, sodaß die Nothwendigkeit gefühlt wurde, sie durch eine andere zu ersetzen. Er wünschte dieselbe dunkelgrüne Farbe, allein auf der Insel waren keine Vorräthe dieser Art; es fand sich zwar ein grünes Tuch, allein die Farbe war unrein und fiel ins Gelbliche. Eine solche Farbe auf seinen Leib zu nehmen, war nun dem Herrn der Welt unmöglich, und es blieb ihm nichts übrig, als seine alte Uniform wenden zu lassen und sie so zu tragen.

„Was sagen Sie dazu? Ist es nicht ein vollkommen tragischer Zug? Ist es nicht rührend, den Herrn der Könige zuletzt so weit reducirt zu sehen, daß er eine gewendete Uniform tragen muß? Und doch, wenn man bedenkt, daß ein solches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte, so ist das Schicksal, das ihm widerfuhr, immer noch sehr milde; es ist eine Nemesis, die nicht umhin kann, in Erwägung der Größe des Helden immer noch ein wenig galant zu sein. Napoleon gibt uns ein Beispiel, wie gefährlich es sei, sich ins Absolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern."

Wir ſprachen noch manches dahin Bezügliche, und ich ging darauf ins Theater, um den „Stern von Sevilla“ zu ſehen.

Sonntag den 14. Februar 1830.

Dieſen Mittag auf meinem Wege zu Goethe, der mich zu Tiſche eingeladen hatte, traf mich die Nachricht von dem ſoeben erfolgten Tode der Großherzogin-Mutter. Wie wird das bei ſeinem hohen Alter auf Goethe wirken? war mein erſter Gedanke, und ſo betrat ich mit einiger Apprehenſion das Haus. Die Dienerſchaft ſagte mir, daß ſeine Schwiegertochter ſoeben zu ihm gegangen ſei, um ihm die betrübende Botſchaft mitzutheilen. Seit länger als funfzig Jahren, ſagte ich mir, iſt er dieſer Fürſtin verbunden geweſen, er hat ihrer beſondern Huld und Gnade ſich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief berühren. Mit ſolchen Gedanken trat ich zu ihm ins Zimmer; allein ich war nicht wenig überraſcht, ihn vollkommen heiter und kräftig mit ſeiner Schwiegertochter und ſeinen Enkeln am Tiſch ſitzen und ſeine Suppe eſſen zu ſehen, als ob eben nichts paſſirt wäre. Wir ſprachen ganz heiter fort über gleichgültige Dinge. Nun fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau von Goethe blickte mich an, und wir redeten lauter, damit die Töne der Todesglocken ſein Inneres nicht berühren und erſchüttern möchten; denn wir dachten, er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es ſtand in ſeinem Innern gänzlich anders. Er ſaß vor uns gleich einem Weſen höherer Art, von irdiſchen Leiden unberührbar. Hofrath Vogel ließ ſich melden; er ſetzte ſich zu uns und erzählte die einzelnen Umſtände von dem Hinſcheiden der hohen Verewigten, welches Goethe in ſeiner bisherigen vollkommenſten Ruhe und Faſſung aufnahm. Vogel ging wieder, und wir ſetzten unſer Mittagseſſen und Geſpräche fort. Auch vom „Chaos“ war viel die Rede, und Goethe pries die Betrachtungen über das Spiel in der letzten Nummer als ganz vorzüglich. Als Frau von Goethe mit ihren Söhnen hinaufgegangen war, blieb ich mit Goethe allein. Er erzählte mir von ſeiner „Claſſiſchen Walpurgisnacht“, daß

er damit jeden Tag weiter komme, und daß ihm wunderbare Dinge über die Erwartung gelängen. Dann zeigte er mir einen Brief des Königs von Baiern, den er heute erhalten, und den ich mit großem Interesse las. Die edle treue Gesinnung des Königs sprach sich in jeder Zeile aus, und Goethen schien es besonders wohlzuthun, daß der König gegen ihn sich fortwährend so gleich bleibe. Hofrath Soret ließ sich melden und setzte sich zu uns. Er kam mit beruhigenden Trostesworten der kaiserlichen Hoheit an Goethe, die dazu beitrugen, dessen heiter gefaßte Stimmung noch zu erhöhen. Goethe setzt seine Gespräche fort; er erwähnt die berühmte Ninon de Lenclos, die in ihrem sechzehnten Jahre bei großer Schönheit dem Tode nahe gewesen und die Umstehenden in völliger Fassung mit den Worten getröstet habe: „Was ist's denn weiter? Lasse ich doch lauter Sterbliche zurück!" Uebrigens habe sie fortgelebt und sei neunzig Jahre alt geworden, nachdem sie bis in ihr achtzigstes Hunderte von Liebhabern beglückt und zur Verzweiflung gebracht.

Goethe spricht darauf über Gozzi und dessen Theater zu Venedig, wobei die improvisirenden Schauspieler blos die Sujets erhielten. Gozzi habe die Meinung gehabt, es gebe nur sechsunddreißig tragische Situationen; Schiller habe geglaubt, es gebe mehr, allein es sei ihm nicht einmal gelungen, nur so viele zu finden.

Sodann manches Interessante über Grimm, dessen Geist und Charakter und sehr geringes Vertrauen zum Papiergelde.

Mittwoch den 17. Februar 1830.

Wir sprachen über das Theater, und zwar über die Farben der Decorationen und Anzüge. Das Resultat war folgendes.

„Im allgemeinen sollen die Decorationen einen für jede Farbe der Anzüge des Vordergrundes günstigen Ton haben, wie die Decorationen von Beuther, welche mehr oder weniger ins Bräunliche fallen und die Farben der Gewänder in

aller Frische herausſetzen. Iſt aber der Decorationsmaler von einem ſo günſtigen unbeſtimmten Tone abzuweichen genöthigt, und iſt er in dem Falle, etwa ein rothes oder gelbes Zimmer, ein weißes Zelt oder einen grünen Garten darzuſtellen, ſo ſollen die Schauſpieler klug ſein und in ihren Anzügen dergleichen Farben vermeiden. Tritt ein Schauſpieler mit einer rothen Uniform und grünen Beinkleidern in ein rothes Zimmer, ſo verſchwindet der Oberkörper und man ſieht blos die Beine; tritt er mit demſelbigen Anzuge in einen grünen Garten, ſo verſchwinden ſeine Beine und ſein Oberkörper geht auffallend hervor. So ſah ich einen Schauſpieler mit weißer Uniform und ganz dunkeln Beinkleidern, deſſen Oberkörper in einem weißen Zelt, und deſſen Beine auf einem dunkeln Hintergrunde gänzlich verſchwanden.

„Und ſelbſt", fügte Goethe hinzu, „wenn der Decorationsmaler in dem Falle wäre, ein rothes oder gelbes Zimmer oder einen grünen Garten oder Wald zu machen, ſo ſollen dieſe Farben immer etwas ſchwach und duftig gehalten werden, damit jeder Anzug im Vordergrunde ſich ablöſe und die gehörige Wirkung thue."

Wir ſprechen über die „Ilias", und Goethe macht mich auf das ſchöne Motiv aufmerkſam, daß der Achill eine Zeit lang in Unthätigkeit verſetzt werde, damit die übrigen Helden zum Vorſchein kommen und ſich entwickeln mögen.

Von ſeinen „Wahlverwandtſchaften" ſagt er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich ſo, wie er erlebt worden. Daſſelbe von der Geſchichte in Seſenheim.

Nach Tiſche ein Portefeuille der niederländiſchen Schule durchgeſehen. Ein Hafenſtück, wo Männer auf der einen Seite friſches Waſſer einnehmen und auf der andern Würfel auf einer Tonne ſpielen, gab Anlaß zu ſchönen Betrachtungen, wie das Reale vermieden, um der Wirkung der Kunſt nicht zu ſchaden. Der Deckel der Tonne hat das Hauptlicht; die Würfel ſind geworfen, wie man an den Geberden der Männer ſieht, aber ſie ſind auf der Fläche des Deckels nicht gezeichnet, weil ſie das Licht unterbrochen und alſo nachtheilig gewirkt haben würden.

Sodann die Studien von Ruysdael zu ſeinem Kirchhof betrachtet, woraus man ſah, welche Mühe ſich ein ſolcher Meiſter gegeben.

Sonntag 21. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſche. Er zeigt mir die Luftpflanze, die ich mit großem Intereſſe betrachte. Ich bemerke darin ein Beſtreben, ihre Exiſtenz ſo lange wie möglich fortzuſetzen, ehe ſie einem folgenden Individuum erlaubt ſich zu manifeſtiren.

„Ich habe mir vorgenommen", ſagte Goethe darauf, „in vier Wochen ſowenig den «Temps» als «Globe» zu leſen. Die Sachen ſtehen ſo, daß ſich innerhalb dieſer Periode etwas ereignen muß, und ſo will ich die Zeit erwarten, bis mir von außen eine ſolche Nachricht kommt. Meine «Claſſiſche Walpurgisnacht» wird dabei gewinnen, und ohnehin ſind jenes Intereſſen, wovon man nichts hat, welches in manchen Fällen nicht genug bedacht wird."

Er gibt mir ſodann einen Brief von Boiſſerée aus München, der ihm Freude gemacht und den ich gleichfalls mit hohem Vergnügen leſe. Boiſſerée ſpricht beſonders über den „Zweiten Aufenthalt in Rom", ſowie über einige Punkte des letzten Heftes von „Kunſt und Alterthum". Er urtheilt über dieſe Dinge ſo wohlwollend als gründlich, und wir finden Veranlaſſung, über die ſeltene Bildung und Thätigkeit dieſes bedeutenden Mannes viel zu reden.

Goethe erzählte mir darauf von einem neuen Bilde von Cornelius als ſehr brav durchdacht und ausgeführt, und es kommt zur Sprache, daß die Gelegenheit zur guten Färbung eines Bildes in der Compoſition liege.

Später, auf einem Spaziergange, kommt mir die Luftpflanze wieder vor die Seele, und ich habe den Gedanken, daß ein Wesen seine Existenz fortsetzt, so lange es geht, dann aber sich zusammennimmt, um wieder seinesgleichen hervorzubringen. Es erinnert mich dieses Naturgesetz an jene Legende, wo wir uns die Gottheit im Urbeginn der Dinge allein denken, sodann aber den Sohn erschaffend, welcher ihr gleich ist. So auch haben gute Meister nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich gute Schüler zu bilden, in denen sie ihre Grundsätze und Thätigkeiten fortgesetzt sehen. Nicht weniger ist jedes Werk eines Künstlers oder Dichters als seinesgleichen zu betrachten, und in demselbigen Grade wie ein solches Werk vortrefflich ist, wird der Künstler oder Dichter vortrefflich gewesen sein, da er es machte. Ein treffliches Werk eines andern soll daher niemals Neid in mir erregen, indem es mich auf einen vortrefflichen Menschen zurückschließen läßt, der es zu machen werth war.

Mittwoch den 24. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tische. Wir sprechen über den Homer. Ich bemerke, daß sich die Einwirkung der Götter unmittelbar ans Reale anschließe. — „Es ist unendlich zart und menschlich", sagte Goethe, „und ich danke Gott, daß wir aus den Zeiten heraus sind, wo die Franzosen diese Einwirkung der Götter Maschinerie nannten. Aber freilich, so ungeheuere Verdienste nachzuempfinden, bedurfte einiger Zeit, denn es erforderte eine gänzliche Umwandlung ihrer Cultur."

Goethe sagte mir sodann, daß er in die Erscheinung der Helena noch einen Zug hineingebracht, um ihre Schönheit zu erhöhen, welches durch eine Bemerkung von mir veranlaßt worden und meinem Gefühl zur Ehre gereiche.

Nach Tische zeigte Goethe mir den Umriß eines Bildes von Cornelius, den Orpheus vor Pluto's Throne darstellend um die Eurydice zu befreien. Das Bild erschien uns wohl überlegt und das Einzelne vortrefflich gemacht, doch

wollte es nicht recht befriedigen und dem Gemüth kein rechtes Behagen geben. Vielleicht, dachten wir, bringt die Färbung eine größere Harmonie hinein; vielleicht auch wäre der folgende Moment günstiger gewesen, wo Orpheus über das Herz des Pluto bereits gesiegt hat und ihm die Eurydice zurückgegeben wird. Die Situation hätte sodann nicht mehr das Gespannte, Erwartungsvolle, vielmehr würde sie vollkommene Befriedigung gewähren.

Montag den 1. März 1830.

Bei Goethe zu Tische mit Hofrath Voigt aus Jena. Die Unterhaltung geht um lauter naturhistorische Gegenstände, wobei Hofrath Voigt die vielseitigsten Kenntnisse entwickelt. Goethe erzählt, daß er einen Brief erhalten mit der Einwendung, daß die Kotyledonen keine Blätter seien, und zwar weil sie kein Auge hinter sich hätten. Wir überzeugen uns aber an verschiedenen Pflanzen, daß die Kotyledonen allerdings Augen hinter sich haben, so gut wie jedes folgende Blatt. Voigt sagt, daß das Aperçu von der Metamorphose der Pflanze eine der fruchtbarsten Entdeckungen sei, welche die neuere Zeit im Fache der Naturforschung erfahren.

Wir reden über Sammlungen ausgestopfter Vögel, wobei Goethe erzählt, daß ein Engländer mehrere Hunderte lebendiger Vögel in großen Behältern gefüttert habe. Von diesen seien einige gestorben, und er habe sie ausstopfen lassen. Diese ausgestopften hätten ihm nun so gefallen, daß ihm der Gedanke gekommen, ob es nicht besser sei, sie alle todtschlagen und ausstopfen zu lassen; welchen Gedanken er denn auch alsobald ausgeführt habe.

Hofrath Voigt erzählt, daß er im Begriff sei, Cuvier's „Naturgeschichte" in fünf Bänden zu übersetzen und mit Ergänzungen und Erweiterungen herauszugeben.

Nach Tische, als Voigt gegangen war, zeigte Goethe mir das Manuscript seiner „Walpurgisnacht", und ich bin erstaunt über die Stärke, zu der es in den wenigen Wochen herangewachsen.

Mittwoch den 3. März 1830.

Mit Goethe vor Tiſche ſpazieren gefahren. Er ſpricht günſtig über mein Gedicht in Bezug auf den König von Baiern, indem er bemerkt, daß Lord Byron vortheilhaft auf mich gewirkt. Mir fehle jedoch noch dasjenige, was man Convenienz heiße, worin Voltaire ſo groß geweſen. Dieſen wolle er mir zum Muſter vorſchlagen.

Darauf bei Tiſche reden wir viel über Wieland, beſonders über den „Oberon", und Goethe iſt der Meinung, daß das Fundament ſchwach ſei, und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden. Daß zur Herbeiſchaffung der Barthaare und Backenzähne ein Geiſt benutzt werde, ſei gar nicht wohl erfunden, beſonders weil der Held ſich dabei ganz unthätig verhalte. Die anmuthige, ſinnliche und geiſtreiche Ausführung des großen Dichters aber mache das Buch dem Leſer ſo angenehm, daß er an das eigentliche Fundament nicht weiter denke und darüber hinausleſe.

Wir reden fort über viele Dinge, und ſo kommen wir auch wieder auf die Entelechie. „Die Hartnäckigkeit des Individuums, und daß der Menſch abſchüttelt, was ihm nicht gemäß iſt", ſagte Goethe, „iſt mir ein Beweis, daß ſo etwas exiſtire." Ich hatte ſeit einigen Minuten daſſelbige gedacht und ſagen wollen, und ſo war es mir doppelt lieb, daß Goethe es ausſprach. „Leibniz", fuhr er fort, „hat ähnliche Gedanken über ſolche ſelbſtändige Weſen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden."

Ich nahm mir vor, das Weitere darüber in Leibniz an Ort und Stelle nachzuleſen.

Sonntag den 7. März 1830.

Um 12 Uhr zu Goethe, den ich heute beſonders friſch und kräftig fand. Er eröffnete mir, daß er ſeine „Claſſiſche Walpurgisnacht" habe zurücklegen müſſen, um die letzte Lie-

ferung fertig zu machen. „Hierbei aber“, ſagte er, „bin ich klug geweſen, daß ich aufgehört habe, wo ich noch in gutem Zuge war und noch viel bereits Erfundenes zu ſagen hatte. Auf dieſe Weiſe läßt ſich viel leichter wieder anknüpfen, als wenn ich ſo lange fortgeſchrieben hätte bis es ſtockte.“ Ich merkte mir dieſes als eine gute Lehre.

Es war die Abſicht geweſen, vor Tiſche eine Spazierfahrt zu machen; allein wir fanden es beiderſeits ſo angenehm im Zimmer, daß die Pferde abbeſtellt wurden.

Unterdeſſen hatte der Bediente Friedrich eine große von Paris angekommene Kiſte ausgepackt. Es war eine Sendung vom Bildhauer David, in Gips abgegoſſene Porträts, Basreliefs, von ſiebenundfunfzig berühmten Perſonen. Friedrich trug die Abgüſſe in verſchiedenen Schiebläden herein, und es gab große Unterhaltung, alle die intereſſanten Perſönlichkeiten zu betrachten. Beſonders erwartungsvoll war ich auf Mérimée; der Kopf erſchien ſo kräftig und verwegen wie ſein Talent, und Goethe bemerkte, daß er etwas Humoriſtiſches habe. Victor Hugo, Alfred de Vigny, Emile Deſchamps zeigten ſich als reine, freie, heitere Köpfe. Auch erfreuten uns die Porträts der Demoiſelle Gay, der Madame Taſtu und anderer junger Schriftſtellerinnen. Das kräftige Bild von Fabvier erinnerte an Menſchen früherer Jahrhunderte, und wir hatten Genuß, es wiederholt zu betrachten. So gingen wir von einer bedeutenden Perſon zur andern, und Goethe konnte nicht umhin wiederholt zu äußern, daß er durch dieſe Sendung von David einen Schatz beſitze, wofür er dem trefflichen Künſtler nicht genug danken könne. Er werde nicht unterlaſſen, dieſe Sammlung Durchreiſenden vorzuzeigen und ſich mündlich über einzelne ihm noch unbekannte Perſonen unterrichten zu laſſen.

Auch Bücher waren in der Kiſte verpackt geweſen, die er in die vordern Zimmer tragen ließ, wohin wir folgten und uns zu Tiſche ſetzten. Wir waren heiter und ſprachen von Arbeiten und Vorſätzen hin und her. „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei“, ſagte Goethe, „und beſonders nicht, daß er allein arbeite; vielmehr bedarf er der Theilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen ſoll. Ich verdanke Schil-

lern die Achilleis» und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten Theil des «Faust» zu Stande bringe. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, aber ich muß es wiederholen, damit Sie es wissen." Ich freute mich dieser Worte, im Gefühl daß daran viel Wahres sein möge.

Beim Nachtisch öffnete Goethe eins der Packete. Es waren die Gedichte von Emile Deschamps, begleitet von einem Brief, den Goethe mir zu lesen gab. Hier sah ich nun zu meiner Freude, welcher Einfluß Goethen auf das neue Leben der französischen Literatur zugestanden wird, und wie die jungen Dichter ihn als ihr geistiges Oberhaupt verehren und lieben. So hatte in Goethe's Jugend Shakspeare gewirkt. Von Voltaire läßt sich nicht sagen, daß er auf junge Poeten des Auslandes einen Einfluß der Art gehabt, daß sie sich in seinem Geist versammelten und ihn als ihren Herrn und Meister erkannten. Ueberall war der Brief von Emile Deschamps mit sehr liebenswürdiger, herzlicher Freiheit geschrieben. „Man blickt in den Frühling eines schönen Gemüths", sagte Goethe.

Ferner befand sich unter der Sendung von David ein Blatt mit dem Hute Napoleon's in den verschiedensten Stellungen. „Das ist etwas für meinen Sohn", sagte Goethe und sendete das Blatt schnell hinauf. Es verfehlte auch seine Wirkung nicht, indem der junge Goethe sehr bald herunterkam und voller Freude diese Hüte seines Helden für das Nonplusultra seiner Sammlung erklärte. Ehe fünf Minuten vergingen, befand sich das Bild unter Glas und Rahmen und an seinem Ort, unter den übrigen Attributen und Denkmälern des Helden.

Dienstag den 16. März 1830.

Morgens besucht mich Herr von Goethe und eröffnet mir, daß seine lange beabsichtigte Reise nach Italien entschieden, daß von seinem Vater die nöthigen Gelder bewilligt worden,

und daß er wünsche daß ich mitgehe. Wir freuen uns gemeinschaftlich über diese Nachricht und bereden viel wegen der Vorbereitung.

Als ich darauf gegen Mittag bei Goethe's Hause vorbeigehe, winkt Goethe mir am Fenster, und ich bin schnell zu ihm hinauf. Er ist in den vordern Zimmern und sehr heiter und frisch. Er fängt sogleich an von der Reise seines Sohnes zu reden, daß er sie billige, sie vernünftig finde, und sich freue daß ich mitgehe. „Es wird für euch beide gut sein", sagte er, „und Ihre Cultur insbesondere wird sich nicht schlecht dabei befinden."

Er zeigt mir sodann einen Christus mit zwölf Aposteln, und wir reden über das Geistlose solcher Figuren als Gegenstände der Darstellung für den Bildhauer. „Der eine Apostel", sagte Goethe, „ist immer ungefähr wie der andere, und die wenigsten haben Leben und Thaten hinter sich, um ihnen Charakter und Bedeutung zu geben. Ich habe mir bei dieser Gelegenheit den Spaß gemacht, einen Cyklus von zwölf biblischen Figuren zu erfinden, wo jede bedeutend, jede anders, und daher jede ein dankbarer Gegenstand für den Künstler ist.

„Zuerst Adam, der schönste Mann, so vollkommen wie man sich ihn nur zu denken fähig ist. Er mag die eine Hand auf einen Spaten legen, als ein Symbol, daß der Mensch berufen sei die Erde zu bauen.

„Nach ihm Noah, womit wieder eine neue Schöpfung angeht. Er cultivirt den Weinstock, und man kann dieser Figur etwas von einem indischen Bacchus geben.

„Nächst diesem Moses, als erster Gesetzgeber.

„Sodann David, als Krieger und König.

„Auf diesen Jesaias, ein Fürst und Prophet.

„Daniel sodann, der auf Christus, den künftigen, hindeutet.

„Christus.

„Ihm zunächst Johannes, der den gegenwärtigen liebt. Und so wäre denn Christus von zwei jugendlichen Figuren eingeschlossen, von denen der eine (Daniel) sanft und mit langen Haaren zu bilden wäre, der andere (Johannes)

leidenschaftlich, mit kurzem Lockenhaar. Nun, auf den Johannes wer kommt?

„Der Hauptmann von Capernaum, als Repräsentant der Gläubigen, eine unmittelbare Hülfe Erwartenden.

„Auf diesen die Magdalena, als Symbol der reuigen, der Vergebung bedürfenden, der Besserung sich zuwendenden Menschheit. In welchen beiden Figuren der Inbegriff des Christenthums enthalten wäre.

„Dann mag Paulus folgen, welcher die Lehre am kräftigsten verbreitet hat.

„Auf diesen Jacobus, der zu den entferntesten Völkern ging und die Missionare repräsentirt.

„Petrus machte den Schluß. Der Künstler müßte ihn in die Nähe der Thür stellen und ihm einen Ausdruck geben als ob er die Hereintretenden forschend betrachte, ob sie denn auch werth seien, das Heiligthum zu betreten.

„Was sagen Sie zu diesem Cyklus? Ich dächte, er wäre reicher als die zwölf Apostel, wo jeder aussieht wie der andere. Den Moses und die Magdalene würde ich sitzend bilden."

Ich war sehr glücklich, dieses alles zu hören, und bat Goethe, daß er es zu Papier bringen möge, welches er mir versprach. „Ich will es noch alles durchdenken", sagte er, „und es dann nebst andern neuesten Dingen Ihnen zum neununddreißigsten Bande geben."

Mittwoch den 17. März 1830.

Mit Goethe zu Tische. Ich sprach mit ihm über eine Stelle in seinen Gedichten, ob es heißen müsse: „Wie es dem Priester Horaz in der Entzückung verhieß", wie in allen ältern Ausgaben steht; oder: „Wie es dem Priester Properz u. s. w.", welches die neue Ausgabe hat.

„Zu dieser letztern Lesart", sagte Goethe, „habe ich mich durch Göttling verleiten lassen. Priester Properz klingt zudem schlecht, und ich bin daher für die frühere Lesart."

„So", sagte ich, „stand auch in dem Manuscript Ihrer «Helena», daß Theseus sie entführet als ein zehenjährig schlankes Reh. Auf Göttling's Einwendungen dagegen haben Sie nun drucken lassen: ein siebenjährig schlankes Reh, welches gar zu jung ist, sowol für das schöne Mädchen als für die Zwillingsbrüder Castor und Pollux, die sie befreien. Das Ganze liegt ja so in der Fabelzeit, daß niemand sagen kann wie alt sie eigentlich war, und zudem ist die ganze Mythologie so versatil, daß man die Dinge brauchen kann wie es am bequemsten und hübschesten ist."

„Sie haben recht", sagte Goethe; „ich bin auch dafür, daß sie zehn Jahr alt gewesen sei, als Theseus sie entführte, und ich habe daher auch später geschrieben: vom zehnten Jahre an hat sie nichts getaugt. In der künftigen Ausgabe mögt Ihr daher aus dem siebenjährigen Reh immer wieder ein zehnjähriges machen."

Zum Nachtisch zeigte Goethe mir zwei frische Hefte von Neureuther nach seinen Balladen, und wir bewunderten vor allem den freien heitern Geist des liebenswürdigen Künstlers.

Sonntag den 21. März 1830.

Mit Goethe zu Tische. Er spricht zunächst über die Reise seines Sohnes, und daß wir uns über den Erfolg keine zu große Illusion machen sollen. „Man kommt gewöhnlich zurück wie man gegangen ist", sagte er, „ja man muß sich hüten, nicht mit Gedanken zurückzukommen, die später für unsere Zustände nicht passen. So brachte ich aus Italien den Begriff der schönen Treppen zurück, und ich habe dadurch offenbar mein Haus verdorben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen sind als sie hätten sollen. Die Hauptsache ist, daß man lerne sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wol in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten."

Wir sprachen sodann über krankhafte körperliche Zustände und über die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist.

„Es ist unglaublich", sagte Goethe, „wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs, allein der geistige Wille und die Kräfte des obern Theils halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachtheilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir.

„In der Poesie jedoch lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und man muß von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist. So lasse ich mir jetzt in meiner «Walpurgisnacht» Zeit, damit alles die gehörige Kraft und Anmuth erhalten möge. Ich bin gut vorgerückt und hoffe es zu vollenden, bevor Sie gehen.

„Was darin von Piquen vorkommt, habe ich so von den besondern Gegenständen abgelöst und ins Allgemeine gespielt, daß es zwar dem Leser nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wissen wird worauf es eigentlich gemeint ist. Ich habe jedoch gestrebt, daß alles, im antiken Sinne, in bestimmten Umrissen dastehe, und daß nichts Vages, Ungewisses vorkomme, welches dem romantischen Verfahren gemäß sein mag.

„Der Begriff von classischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen verursacht", fuhr Goethe fort, „ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objectiven Verfahrens und wollte nur dieses gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjectiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber, wider Willen, romantisch sei und meine «Iphigenie», durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so classisch und im antiken Sinne sei als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, sodaß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat und nun jedermann von Classicismus und Romanticismus redet, woran vor funfzig Jahren niemand dachte."

Ich lenkte das Gespräch wieder auf den Cyklus der zwölf Figuren, und Goethe sagte mir noch einiges zur Ergänzung.

„Den Adam müßte man bilden wie ich gesagt, jedoch nicht ganz nackt, indem ich ihn mir am besten nach dem Sündenfall denke; man müßte ihn mit einem dünnen Rehfellchen bekleiden. Und zugleich, um auszudrücken daß er der Vater der Menschheit, so würde man wohl thun, ihm seinen ältesten Sohn beizugeben, einen trotzigen, kühn um sich blickenden Knaben, einen kleinen Hercules, in der Hand eine Schlange erdrückend.

„Auch wegen Noah habe ich einen andern Gedanken gehabt, der mir besser gefällt; ich würde ihn nicht dem indischen Bacchus anähneln, sondern ich würde ihn als Winzer darstellen, wobei man sich eine Art von Erlöser denken könnte, der, als erster Pfleger des Weinstocks, die Menschheit von der Qual der Sorgen und Bedrängnisse freimachte."

Ich war beglückt über diese guten Gedanken und nahm mir vor, sie zu notiren.

Goethe zeigte mir sodann das Blatt von Neureuther zu seiner Legende vom Hufeisen. „Der Künstler", sagte ich, „hat dem Heiland nur acht Jünger beigegeben."

„Und schon diese acht", fiel Goethe ein, „waren ihm zu viel, und er hat sehr klug getrachtet, sie durch zwei Gruppen zu trennen und die Monotonie eines geistlosen Zugs zu vermeiden."

Mittwoch den 24. März 1830.

Bei Goethe zu Tische in den heitersten Gesprächen. Er erzählt mir von einem französischen Gedicht, das als Manuscript in der Sammlung von David mitgekommen, unter dem Titel: „Le rire de Mirabeau." „Das Gedicht ist voller Geist und Verwegenheit", sagte Goethe, „und Sie müssen es sehen. Es ist als hätte der Mephistopheles dem Poeten

viel der Geiſ
e oft an Be
Wille und di
ge. Der Geiſ
arbeite ich bei
ich nun dieſes
größere Anſtren-
es gelingt mir.
Dinge nicht
rwarten, was
So laſſe ich
amit alles die
Ich bin gut
ie gehen.
ich ſo von den
meine geſpielt,
fehlen, aber
int iſt. Ich
inne, in be-
s, Ungewiſſes
gemäß ſein

iſcher Poeſie,
Streit und
urſprünglich
in der Poeſie
te nur dieſes
wirkte, hielt
ch zu wehren,
lle Dichtung.
omantiſch ſei
der Empfin-
inne ſei als
ergriffen die
jetzt über die
von Claſſi-
ufzig Jahren

Sodann die Studien von Ruysdael zu ſeinem Kirchhof betrachtet, woraus man ſah, welche Mühe ſich ein ſolcher Meiſter gegeben.

Sonntag 21. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſche. Er zeigt mir die Luftpflanze, die ich mit großem Intereſſe betrachte. Ich bemerke darin ein Beſtreben, ihre Exiſtenz ſo lange wie möglich fortzuſetzen, ehe ſie einem folgenden Individuum erlaubt ſich zu manifeſtiren.

„Ich habe mir vorgenommen", ſagte Goethe darauf, „in vier Wochen ſowenig den «Temps» als «Globe» zu leſen. Die Sachen ſtehen ſo, daß ſich innerhalb dieſer Periode etwas ereignen muß, und ſo will ich die Zeit erwarten, bis mir von außen eine ſolche Nachricht kommt. Meine «Claſſiſche Walpurgisnacht» wird dabei gewinnen, und ohnehin ſind jenes Intereſſen, wovon man nichts hat, welches in manchen Fällen nicht genug bedacht wird."

Er gibt mir ſodann einen Brief von Boiſſerée aus München, der ihm Freude gemacht und den ich gleichfalls mit hohem Vergnügen leſe. Boiſſerée ſpricht beſonders über den „Zweiten Aufenthalt in Rom", ſowie über einige Punkte des letzten Heftes von „Kunſt und Alterthum". Er urtheilt über dieſe Dinge ſo wohlwollend als gründlich, und wir finden Veranlaſſung, über die ſeltene Bildung und Thätigkeit dieſes bedeutenden Mannes viel zu reden.

Goethe erzählte mir darauf von einem neuen Bilde von Cornelius als ſehr brav durchdacht und ausgeführt, und es kommt zur Sprache, daß die Gelegenheit zur guten Färbung eines Bildes in der Compoſition liege.

Später, auf einem Spaziergange, kommt mir die Luftpflanze wieder vor die Seele, und ich habe den Gedanken, daß ein Wesen seine Existenz fortsetzt, so lange es geht, dann aber sich zusammennimmt, um wieder seinesgleichen hervorzubringen. Es erinnert mich dieses Naturgesetz an jene Legende, wo wir uns die Gottheit im Urbeginn der Dinge allein denken, sodann aber den Sohn erschaffend, welcher ihr gleich ist. So auch haben gute Meister nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich gute Schüler zu bilden, in denen sie ihre Grundsätze und Thätigkeiten fortgesetzt sehen. Nicht weniger ist jedes Werk eines Künstlers oder Dichters als seinesgleichen zu betrachten, und in demselbigen Grade wie ein solches Werk vortrefflich ist, wird der Künstler oder Dichter vortrefflich gewesen sein, da er es machte. Ein treffliches Werk eines andern soll daher niemals Neid in mir erregen, indem es mich auf einen vortrefflichen Menschen zurückschließen läßt, der es zu machen werth war.

Mittwoch den 24. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tische. Wir sprechen über den Homer. Ich bemerke, daß sich die Einwirkung der Götter unmittelbar ans Reale anschließe. — „Es ist unendlich zart und menschlich", sagte Goethe, „und ich danke Gott, daß wir aus den Zeiten heraus sind, wo die Franzosen diese Einwirkung der Götter Maschinerie nannten. Aber freilich, so ungeheuere Verdienste nachzuempfinden, bedurfte einiger Zeit, denn es erforderte eine gänzliche Umwandlung ihrer Cultur."

Goethe sagte mir sodann, daß er in die Erscheinung der Helena noch einen Zug hineingebracht, um ihre Schönheit zu erhöhen, welches durch eine Bemerkung von mir veranlaßt worden und meinem Gefühl zur Ehre gereiche.

Nach Tische zeigte Goethe mir den Umriß eines Bildes von Cornelius, den Orpheus vor Pluto's Throne darstellend um die Eurydice zu befreien. Das Bild erschien uns wohl überlegt und das Einzelne vortrefflich gemacht, doch

an Weimar zu denken. Im Grunde waren alles gute Stimmen und hübsche Talente, allein sie spielten und redeten fast alle wie Naturalisten, die keinem Meister etwas schuldig geworden. Sie waren undeutlich und thaten als ob kein Publikum da wäre. Das Spiel einiger Personen gab zu der Bemerkung Anlaß, daß das Unedle ohne Charakter sogleich gemein und unerträglich werde, während es durch Charakter sich sogleich in die höhere Sphäre der Kunst erhebt. Das Publikum war sehr laut und ungestüm, und es fehlte nicht an vielfältigem Dacapo- und Hervorgerufe. Der Zerline ging es gut und übel zugleich, indem die eine Hälfte des Hauses zischte, während die andere applaudirte, sodaß sich die Parteien steigerten und es jedesmal mit einem wüsten Lärm und Tumult endigte.

Mailand, den 28. Mai 1830.

Ich bin nun bald drei Wochen hier, und es ist wol Zeit daß ich einiges aufschreibe.

Das große Theater della Scala ist zu unserm Bedauern geschlossen; wir waren darin und sahen es angefüllt mit Gerüsten. Man nimmt verschiedene Reparaturen vor und baut, wie man sagt, noch eine Reihe Logen. Die ersten Sänger und Sängerinnen haben diesen Zeitpunkt wahrgenommen und sind auf Reisen gegangen. Einige, sagt man, sind in Wien, andere in Paris.

Das Marionettentheater habe ich gleich nach meiner Ankunft besucht und habe mich gefreut an der außerordentlichen Deutlichkeit der redenden Personen. Dies Marionettentheater ist vielleicht das beste in der Welt; es ist berühmt, und man hört davon reden, sowie man Mailand nahe kommt.

Das Theater della Canobiana, mit fünf Reihen Logen übereinander, ist nach der Scala das größte. Es faßt dreitausend Menschen. Es ist mir sehr angenehm; ich habe es oft besucht und immer dieselbige Oper und dasselbige Ballet gesehen. Man gibt seit drei Wochen „Il Conte Ory", Oper

von Roſſini, und das Ballet „L'Orfana di Genevra". Die Decorationen, von San-Quirico oder unter deſſen Anleitung gemacht, wirken durchaus angenehm und ſind beſcheiden genug, um ſich von den Anzügen der ſpielenden Figuren überbieten zu laſſen. San-Quirico, ſagt man, hat viele geſchickte Leute in ſeinem Dienſt; alle Beſtellungen gehen an ihn, er überträgt ſie ferner und gibt die Anleitungen, ſodaß alles unter ſeinem Namen geht und er ſelbſt ſehr wenig macht. Er ſoll vielen geſchickten Künſtlern jährlich ein ſchönes Fixum geben und dieſes auch bezahlen, wenn ſie krank ſind und das ganze Jahr nichts zu thun haben.

Bei der Oper ſelbſt war es mir zunächſt lieb, keinen Souffleurkaſten zu ſehen, der ſonſt, ſo unangenehm, immer die Füße der handelnden Perſonen verdeckt.

Sodann gefiel mir der Platz des Kapellmeiſters. Er ſtand ſo, daß er ſein ganzes Orcheſter überſieht, und rechts und links winken und leiten kann, und von allen geſehen wird, ein wenig erhöht, in der Mitte, zunächſt am Parket, ſodaß er über das Orcheſter hinaus frei auf die Bühne ſieht. In Weimar dagegen ſteht der Kapellmeiſter ſo, daß er zwar frei auf die Bühne ſieht, aber das Orcheſter im Rücken hat, ſodaß er ſich immer umwenden muß, wenn er jemand etwas bedeuten will.

Das Orcheſter ſelbſt iſt ſehr ſtark beſetzt, ich zählte ſechzehn Bäſſe, und zwar an jedem äußerſten Ende acht. Das gegen hundert Perſonen ſich belaufende Perſonal iſt von beiden Seiten zu nach innen auf den Kapellmeiſter gewendet, und zwar ſo, daß ſie den Rücken gegen die ins Proſcenium hineingehenden Parterrelogen haben und mit dem einen Auge auf die Bühne und mit dem andern ins Parterre ſehen, gerade aus aber auf den Kapellmeiſter.

Die Stimmen der Sänger und Sängerinnen betreffend, ſo entzückte mich dieſer reine Klang und die Stärke der Töne, dieſes leichte Anſprechen und freie Herausgehen ohne die geringſte Anſtrengung. Ich dachte an Zelter und wünſchte ihm an meiner Seite zu ſein. Vor allen beglückte mich die Stimme der Signora Corradi-Pantanelli, welche den Pagen ſang. Ich ſprach über dieſe treffliche Sängerin gegen

andere und hörte, ſie ſei auf nächſten Winter für die Scala engagirt. Die Primadonna, als Conteſſa Adele, war eine junge Anfängerin, Signora Albertini; in ihrer Stimme liegt etwas ſehr Zartes, Hellreines wie das Licht der Sonne. Jeden aus Deutſchland Kommenden muß ſie in hohem Grade erfreuen. Sodann ein junger Baſſiſt ragte hervor. Seine Stimme hat den gewaltigſten Ton, iſt jedoch noch ein wenig unbeholfen, ſowie auch ſein Spiel, obgleich frei, auf die Jugend ſeiner Kunſt ſchließen ließ.

Die Chöre gingen vortrefflich und mit dem Orcheſter auf das präciſeſte.

Die Körperbewegung der ſpielenden Perſonen anlangend, ſo war mir eine gewiſſe Mäßigkeit und Ruhe merkwürdig, indem ich Aeußerungen des lebhaften italieniſchen Charakters erwartet hatte.

Die Schminke war nur ein Hauch von Röthe, ſo wie man es in der Natur gern ſieht, und ſo, daß man nicht an geſchminkte Wangen erinnert wird.

Bei der ſtarken Beſetzung des Orcheſters war es mir merkwürdig, daß es nie die Stimmen der Sänger übertönte, ſondern daß dieſe immer die herrſchenden blieben. Ich ſprach darüber an Table-d'hôte und hörte einen verſtändigen jungen Mann Folgendes erwidern.

„Die deutſchen Orcheſter", ſagte er, „ſind egoiſtiſch und wollen als Orcheſter ſich hervorthun und etwas ſein. Ein italieniſches Orcheſter dagegen iſt discret. Es weiß recht gut, daß in der Oper der Geſang der menſchlichen Stimmen die Hauptſache iſt, und daß die Begleitung des Orcheſters dieſen nur tragen ſoll. Zudem hält der Italiener dafür, daß der Ton eines Inſtruments nur ſchön ſei, wenn man ihn nicht forcirt. Mögen daher in einem italieniſchen Orcheſter noch ſo viele Geigen, Clarinetten, Trompeten und Bäſſe geſpielt und geblaſen werden, der Totaleindruck des Ganzen wird immer ſanft und angenehm bleiben, während ein deutſches Orcheſter bei dreifach ſchwächerer Beſetzung ſehr leicht laut und rauſchend wird."

Ich konnte ſo überzeugenden Worten nicht widerſprechen und freute mich, mein Problem ſo klar gelöſt zu ſehen.

„Aber sollten nicht auch", versetzte ich, „die neuesten Componisten schuld sein, indem sie die Orchesterbegleitung der Oper zu stark instrumentiren?"

„Allerdings", erwiderte der Fremde, „sind neuere Componisten in diesen Fehler gefallen; allein niemals wirklich große Meister wie Mozart und Rossini. Ja es findet sich sogar bei diesen, daß sie in der Begleitung eigene, von der Melodie des Gesanges unabhängige Motive ausgeführt haben; allein demungeachtet haben sie sich immer so mäßig gehalten, daß die Stimme des Gesanges immer das Herrschende und Vorwaltende geblieben ist. Neueste Meister dagegen übertönen, bei wirklicher Armuth an Motiven in der Begleitung, durch eine gewaltsame Instrumentirung sehr oft den Gesang."

Ich gab dem verständigen jungen Fremden meinen Beifall. Mein Tischnachbar sagte mir, es sei ein junger livländischer Baron, der sich lange in Paris und London aufgehalten und nun seit fünf Jahren hier sei und viel studire.

Noch etwas muß ich erwähnen, das ich in der Oper bemerkt, und welches mir Freude machte zu bemerken. Es ist nämlich dieses, daß die Italiener auf dem Theater die Nacht nicht als wirkliche Nacht, sondern nur symbolisch behandeln. Auf deutschen Theatern war es mir immer unangenehm, daß in nächtlichen Scenen eine vollkommene Nacht eintrat, wo denn der Ausdruck der handelnden Figuren, ja oft die Personen selber ganz verschwanden, und man eben nichts mehr sah als die leere Nacht. Die Italiener behandeln das weiser. Ihre Theaternacht ist nie eine wirkliche, sondern nur eine Andeutung. Nur der Hintergrund des Theaters verdunkelte sich ein weniges, und die spielenden Personen zogen sich so sehr in den Vordergrund, daß sie durchaus beleuchtet blieben und kein Zug in dem Ausdruck ihrer Gesichter uns entging. In der Malerei sollte es billig auch so sein, und es soll mich wundern, ob ich Bilder finden werde, wo die Nacht die Gesichter so verdunkelt hat, daß der Ausdruck unkenntlich wird. Ich hoffe von guten Meistern kein solches Bild zu finden.

Dieselbige schöne Maxime fand ich auch im Ballet ange-

wendet. Eine nächtliche Scene war vorgestellt, wo ein Mädchen von einem Räuber überfallen wird. Das Theater ist nur ein weniges verdunkelt, sodaß man alle Bewegungen und den Ausdruck der Gesichter vollkommen sieht. Auf das Geschrei des Mädchens entflieht der Mörder, und die Landleute eilen aus ihren Hütten herzu mit Lichtern. Aber nicht mit Lichtern von trüber Flamme, sondern dem Weißfeuer ähnlichen, sodaß uns durch diesen Contrast der hellsten Beleuchtung erst fühlbar wird, daß es in der vorigen Scene Nacht war.

Was man mir in Deutschland von dem lauten italienischen Publikum voraussagte, habe ich bestätigt gefunden, und zwar nimmt die Unruhe des Publikums zu, je länger eine Oper gegeben wird. Vor vierzehn Tagen sah ich eine der ersten Vorstellungen von dem „Conte Ory". Die besten Sänger und Sängerinnen empfing man bei ihrem Auftreten mit Applaus; man sprach wol in gleichgültigen Scenen, allein bei dem Eintritt guter Arien wurde alles stille, und ein allgemeiner Beifall lohnte den Sänger. Die Chöre gingen vortrefflich, und ich bewunderte die Präcision, wie Orchester und Stimmen stets zusammentrafen. Jetzt aber, nachdem man die Oper seit der Zeit jeden Abend gegeben hat, ist beim Publikum jede Aufmerksamkeit hin, sodaß alles redet und das Haus von einem lauten Getöse summt. Es regt sich kaum eine Hand mehr, und man begreift kaum, wie man auf der Bühne noch die Lippen öffnen und im Orchester noch einen Strich thun mag. Man bemerkt auch keinen Eifer und keine Präcision mehr, und der Fremde, der gern etwas hören möchte, wäre in Verzweiflung, wenn man in so heiterer Umgebung überall verzweifeln könnte.

Mailand, den 30. Mai 1830,
am ersten Pfingsttage.

Ich will noch einiges notiren, was mir bisjetzt in Italien zu bemerken Freude machte oder sonst ein Interesse erweckte.

Oben auf dem Simplon, in der Einöde von Schnee und Nebel, in der Nähe einer Refuge, kam ein Knabe mit seinem Schwesterchen den Berg herauf an unsern Wagen. Beide hatten kleine Körbe auf dem Rücken, mit Holz, das sie in dem untern Gebirge, wo noch einige Vegetation ist, geholt hatten. Der Knabe reichte uns einige Bergkrystalle und sonstiges Gestein, wofür wir ihm einige kleine Münze gaben. Nun hat sich mir als unvergeßlich eingeprägt, mit welcher Wonne er verstohlen auf sein Geld blickte, indem er an unserm Wagen herging. Diesen himmlischen Ausdruck von Glückseligkeit habe ich nie vorher gesehen. Ich hatte zu bedenken, daß Gott alle Quellen und alle Fähigkeiten des Glücks in das menschliche Gemüth gelegt hat, und daß es zum Glück völlig gleich ist, wo und wie einer wohnt.

Ich wollte in meinen Mittheilungen fortfahren, allein ich ward unterbrochen und kam während meines fernern Aufenthaltes in Italien, wo freilich kein Tag ohne bedeutende Eindrücke und Beobachtungen verging, nicht wieder zum Schreiben. Erst nachdem ich mich von Goethe dem Sohne getrennt und die Alpen im Rücken hatte, richtete ich Folgendes wieder an Goethe.

Genf, Sonntag den 12. September 1830.

Ich habe Ihnen diesmal so viel mitzutheilen, daß ich nicht weiß wo ich anfangen und wo ich endigen soll.

Euer Excellenz haben oft im Scherz gesagt, daß das Fortreisen eine recht gute Sache sei, wenn nur das Wiederkommen nicht wäre. Ich finde dies nun zu meiner Qual bestätigt, indem ich mich an einer Art von Scheideweg befinde und nicht weiß, welchen ich einschlagen soll.

Mein Aufenthalt in Italien, so kurz er auch war, ist doch wie billig nicht ohne große Wirkung für mich gewesen. Eine reiche Natur hat mit ihren Wundern zu mir gesprochen und mich gefragt, wie weit ich denn gekommen, um solche Sprache zu vernehmen. Große Werke der Menschen, große Thätigkeiten haben mich angeregt und mich auf meine eigenen Hände blicken lassen, um zu sehen was denn ich selbst vermöge. Existenzen tausendfacher Art haben mich berührt und mich gefragt, wie denn die meinige beschaffen. Und so sind drei große Bedürfnisse in mir lebendig: mein Wissen zu vermehren, meine Existenz zu verbessern, und, daß beides möglich sei, vor allen Dingen etwas zu thun.

Was nun dieses letztere betrifft, so bin ich über das, was zu thun sei, keineswegs in Zweifel. Es liegt mir seit lange ein Werk am Herzen, womit ich mich diese Jahre her in freien Stunden beschäftigt habe, und das so weit fertig ist wie ungefähr ein neugebautes Schiff, dem noch das Tauwerk und die Segel fehlen, um in die See zu gehen.

Es sind dies jene Gespräche über große Maximen in allen Fächern des Wissens und der Kunst, sowie Aufschlüsse über höhere menschliche Interessen, Werke des Geistes und vorzügliche Personen des Jahrhunderts, wozu sich im Laufe der sechs Jahre, die ich in Ihrer Nähe zu sein das Glück hatte, die häufigsten Anlässe fanden. Es sind diese Gespräche für mich ein Fundament von unendlicher Cultur geworden, und wie ich im höchsten Grade beglückt war, sie zu hören und in mich aufzunehmen, so wollte ich auch andern Guten dieses Glück bereiten, indem ich sie niederschrieb und sie der bessern Menschheit bewahrte.

Euer Excellenz haben von diesen Conversationen hin und wieder einige Bogen gesehen, Sie haben selbigen Ihren Beifall geschenkt und mich wiederholt aufgemuntert, in diesem Unternehmen fortzufahren. Solches ist denn periodenweise geschehen, wie mein zerstreutes Leben in Weimar es zuließ, sodaß sich etwa zu zwei Bänden reichliche Materialien gesammelt finden.

Vor meiner Abreise nach Italien habe ich diese wichtigen Manuscripte nicht mit meinen übrigen Schriften und Sachen

in meine Koffer verpackt, ſondern ich habe ſie, in einem beſondern Packet verſiegelt, unſerm Freunde Soret zur Aufbewahrung vertraut, mit dem Erſuchen, im Fall mir auf der Reiſe ein Unheil zuſtieße und ich nicht zurückkäme, ſie in Ihre Hände zu geben.

Nach dem Beſuche in Venedig, bei unſerm zweiten Aufenthalt in Mailand, überfiel mich ein Fieber, ſodaß ich einige Nächte ſehr krank war und eine ganze Woche, ohne Neigung zu der geringſten Nahrung, ganz ſchmählich daniederlag. In dieſen einſamen verlaſſenen Stunden gedachte ich vorzüglich jenes Manuſcripts, und es beunruhigte mich, daß es ſich nicht in einem ſo klaren abgeſchloſſenen Zuſtande befinde, um davon entſchieden Gebrauch zu machen. Es trat mir vor Augen, daß es häufig nur mit der Bleifeder geſchrieben, daß einige Stellen undeutlich und nicht gehörig ausgedrückt, daß manches ſich nur in Andeutungen befinde, und, mit Einem Wort, eine gehörige Redaction und die letzte Hand fehle.

In ſolchen Zuſtänden und bei ſolchem Gefühl erwachte in mir ein dringendes Verlangen nach jenen Papieren. Die Freude, Neapel und Rom zu ſehen, verſchwand, und eine Sehnſucht ergriff mich, nach Deutſchland zurückzukehren, um, von allem zurückgezogen, einſam, jenes Manuſcript zu vollenden.

Ohne von dem, was tiefer in mir vorging, zu reden, ſprach ich mit Ihrem Herrn Sohn über meine körperlichen Zuſtände; er empfand das Gefährliche, mich in der großen Hitze weiter mitzuſchleppen, und wir wurden eins, daß ich noch Genua verſuchen, und wenn dort mein Befinden ſich nicht beſſern ſollte, es meiner Wahl überlaſſen ſei, nach Deutſchland zurückzugehen.

So hatten wir uns einige Zeit in Genua aufgehalten, als ein Brief von Ihnen uns erreichte, worin Sie aus der Ferne her zu empfinden ſchienen, wie es ungefähr mit uns ſtehen möchte, und worin Sie ausſprachen, daß, im Fall ich etwa Neigung hätte zurückzukehren, ich Ihnen willkommen ſein ſolle.

Wir verehrten Ihren Blick und waren erfreut, daß Sie jenſeit der Alpen Ihre Zuſtimmung zu einer Angelegenheit gaben, die ſoeben unter uns ausgemacht worden. Ich war

entſchloſſen ſogleich zu gehen, Ihr Herr Sohn jedoch fand es artig, wenn ich noch bleiben und an demſelbigen Tage mit ihm zugleich abreiſen wollte.

Dieſes that ich mit Freuden, und ſo war es denn Sonntag den 25. Juli, morgens 4 Uhr, als wir uns auf der Straße in Genua zum Lebewohl umarmten. Zwei Wagen ſtanden, der eine um an der Küſte hinauf nach Livorno zu gehen, welchen Ihr Herr Sohn beſtieg, der andere über das Gebirge nach Turin bereit, worein ich mich zu andern Gefährten ſetzte. So fuhren wir auseinander, in entgegengeſetzten Richtungen, beide gerührt und mit den treueſten Wünſchen für unſer wechſelſeitiges Wohl.

Nach einer dreitägigen Reiſe in großer Hitze und Staub, über Novi, Aleſſandria und Aſti, kam ich nach Turin, wo es nöthig war mich einige Tage zu erholen und umzuſehen, und eine weitere paſſende Gelegenheit über die Alpen zu erwarten. Dieſe fand ſich Montag den 2. Auguſt, über den Mont-Cenis nach Chambery, wo wir abends den 6. ankamen. Am 7. nachmittags fand ich weitere Gelegenheit nach Aix, und am 8. ſpät in Dunkelheit und Regen erreichte ich Genf, wo ich im Gaſthof zur Krone ein Unterkommen fand.

Hier war alles voll von Engländern, die, von Paris geflohen, als Augenzeugen der dortigen außerordentlichen Auftritte viel zu erzählen hatten. Sie können denken, welchen Eindruck das erſte Erfahren jener welterſchütternden Begebenheiten auf mich machte, mit welchem Intereſſe ich die Zeitungen las, die im Piemonteſiſchen unterdrückt waren, und wie ich den Erzählungen der täglich neu Ankommenden ſowie dem Hin- und Widerreden und Streiten politiſirender Menſchen an Table-d'hôte zuhörte. Alles war in der höchſten Aufregung, und man verſuchte die Folgen zu überſehen, die aus ſo großen Gewaltſchritten für das übrige Europa hervorgehen könnten. Ich beſuchte Freundin Sylveſtre, Soret's Aeltern und Bruder; und da jeder in ſo aufgeregten Tagen eine Meinung haben mußte, ſo bildete ich mir die, daß die franzöſiſchen Miniſter vorzüglich deswegen ſtrafbar ſeien, weil ſie den Monarchen zu Schritten verleitet, wodurch

beim Volke das Vertrauen und das königliche Ansehen verletzt worden.

Es war meine Absicht gewesen, Ihnen bei meiner Ankunft in Genf sogleich ausführlich zu schreiben; allein die Aufregung und Zerstreuung der ersten Tage war zu groß, als daß ich die Sammlung finden konnte, um mich Ihnen mitzutheilen wie ich es wollte. Sodann am 15. August erreichte mich ein Brief unsers Freundes Sterling aus Genua, mit einer Nachricht, die mich im Tiefsten betrübte und mir jede Communication nach Weimar untersagte. Jener Freund meldete, daß Ihr Herr Sohn am Tage seiner Trennung von mir bei einem Umsturz mit dem Wagen das Schlüsselbein gebrochen habe und in Spezzia daniederliege. Ich schrieb sogleich als Erwiderung, daß ich bereit sei, auf den ersten Wink über die Alpen zurückzukommen, und daß ich Genf auf keinen Fall zur Fortsetzung meiner Reise nach Deutschland verlassen würde, bis nicht durchaus beruhigende Nachrichten aus Genua bei mir eingegangen. In Erwartung solcher richtete ich mich in einem Privatlogis wirthschaftlich ein und benutzte meinen Aufenthalt zu meiner weitern Ausbildung in der französischen Sprache.

Endlich, am 28. August, ward mir ein doppelter Festtag bereitet, indem an diesem Tage ein zweiter Brief von Sterling des Inhalts mich beglückte, daß Ihr Herr Sohn von seinem Unfall in kurzer Zeit völlig hergestellt sei und durchaus heiter, wohl und stark sich in Livorno befinde. So waren denn alle meine Besorgnisse von jener Seite mit einem mal völlig gehoben, und ich betete in der Stille meines Herzens die Verse:

Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Ich schickte mich nun ernstlich an Ihnen Nachricht von mir zu geben; ich wollte Ihnen sagen was ungefähr auf den vorliegenden Blättern enthalten; ich wollte ferner ersuchen, ob es mir nicht vergönnt sein wolle, jenes Manuscript, das mir so sehr am Herzen liegt, von Weimar entfernt in stiller Zurückgezogenheit zu vollenden, indem ich nicht

eher völlig frei und froh zu werden glaube, als bis ich Ihnen jenes lange gehegte Werk in deutlicher Reinschrift, geheftet, zur Genehmigung der Publication vorlegen könne.

Nun aber erhalte ich Briefe aus Weimar, woraus ich sehe, daß meine baldige Zurückkunft erwartet wird, und daß man die Absicht hat, mir eine Stelle zu geben. Solches Wohlwollen habe ich zwar mit Dank zu erkennen, allein es durchkreuzt meine jetzigen Plane und bringt mich in einen wunderlichen Zwiespalt mit mir selber.

Käme ich jetzt nach Weimar zurück, so wäre an eine schnelle Vollendung meiner nächsten literarischen Vorsätze gar nicht zu denken. Ich käme dort sogleich wieder in die alte Zerstreuung; ich wäre in der kleinen Stadt, wo einer dem andern auf dem Halse liegt, sogleich wieder von verschiedenen kleinen Verhältnissen hin- und hergezerrt, die mich zerstören, ohne mir und andern entschieden zu nutzen.

Zwar enthält sie viel Gutes und Treffliches, das ich seit lange geliebt habe und das ich ewig lieben werde; denke ich aber daran zurück, so ist es mir als sähe ich vor den Thoren der Stadt einen Engel mit einem feurigen Schwert, um mir den Eingang zu wehren und mich davon hinwegzutreiben.

Ich bin, wie ich mich kenne, ein wunderliches Wesen von einem Menschen. An gewissen Dingen hänge ich treu und fest, ich halte an Vorsätzen durch viele Jahre hindurch und führe sie aus, hartnäckig, durch tausend Umwege und Schwierigkeiten; aber in einzelnen Berührungen des täglichen Lebens ist niemand abhängiger, wankender, bestimmbarer, allerlei Eindrücke fähiger als ich: welches beides denn das höchst veränderliche und wiederum feste Geschick meines Lebens bildet. Sehe ich auf meine durchlaufene Bahn zurück, so sind die Verhältnisse und Zustände, durch die ich gegangen, höchst bunt und verschieden; blicke ich aber tiefer, so sehe ich durch alle hindurch einen gewissen einfachen Zug eines höhern Hinaufstrebens hindurchgehen, sodaß es mir denn auch gelungen ist, von Stufe zu Stufe mich zu veredeln und zu verbessern.

Aber eben jene große Bestimmbarkeit und Fügsamkeit meines Wesens macht es von Zeit zu Zeit nöthig, meine Lebensverhältnisse zu rectificiren; so wie ein Schiffer, den die

Launen verſchiedener Winde von ſeiner Bahn gebracht, immer wieder die alte Richtung ſucht.

Eine Stelle anzunehmen, iſt mit meinen ſo lange zurückgedrängten literariſchen Zwecken jetzt nicht zu vereinigen. Stunden an junge Engländer zu geben, iſt nicht ferner meine Abſicht. Ich habe die Sprache gewonnen, und das iſt alles was mir fehlte, und worüber ich nun froh bin. Ich verkenne nicht das Gute, das mir aus dem langen Verkehr mit den jungen Fremdlingen erwachſen iſt; allein jedes Ding hat ſeine Zeit und ſeinen Wechſel.

Ueberall iſt das mündliche Lehren und Wirken gar nicht meine Sache. Es iſt ein Metier, wozu ich ſo wenig Talent als Ausbildung beſitze. Es fehlt mir alle redneriſche Gabe, indem jedes lebendige vis-à-vis gewöhnlich eine ſolche Gewalt über mich ausübt, daß ich mich ſelber vergeſſe, daß es mich in ſein Weſen und Intereſſe zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle und ſelten zur Freiheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange.

Dagegen dem Papier gegenüber fühle ich mich durchaus frei und ganz im Beſitz meiner ſelbſt; das ſchriftliche Entwickeln meiner Gedanken iſt daher auch meine eigentliche Luſt und mein eigentliches Leben, und ich halte jeden Tag für verloren, an dem ich nicht einige Seiten geſchrieben habe, die mir Freude machen.

Meine ganze Natur drängt mich jetzt, aus mir ſelber heraus auf einen größern Kreis zu wirken, in der Literatur Einfluß zu gewinnen und zu weiterm Glück mir endlich einigen Namen zu machen.

Zwar iſt der literariſche Ruhm, an ſich betrachtet, kaum der Mühe werth, ja ich habe geſehen, daß er etwas ſehr Läſtiges und Störendes ſein kann; allein doch hat er das Gute, daß er den Thätig-Strebenden gewahr werden läßt, daß ſeine Wirkungen einen Boden gefunden, und dies iſt ein Gefühl göttlicher Art, welches erhebt und Gedanken und Kräfte gibt, wozu man ſonſt nicht gekommen wäre.

Wenn man ſich dagegen zu lange in engen kleinen Verhältniſſen herumdrückt, ſo leidet der Geiſt und Charakter,

man wird zuletzt großer Dinge unfähig, und hat Mühe sich zu erheben.

Hat die Frau Großherzogin wirklich die Absicht, etwas für mich zu thun, so finden so hohe Personen sehr leicht eine Form, um ihre gnädigen Gesinnungen auszulassen. Will sie meine nächsten literarischen Schritte unterstützen und begünstigen, so wird sie ein gutes Werk thun, dessen Früchte nicht verloren sein sollen.

Vom Prinzen kann ich sagen, daß er eine besondere Stelle in meinem Herzen hat. Ich hoffe viel Gutes von seinen geistigen Fähigkeiten und seinem Charakter und werde gern meine wenigen Kenntnisse zu seiner Disposition stellen. Ich werde mich immer weiter auszubilden suchen, und er wird immer älter werden, um das empfangen zu können, was ich etwa Besseres zu geben hätte.

Zunächst aber liegt mir vor allen Dingen die völlige Ausarbeitung jenes mehrerwähnten Manuscripts am Herzen. Ich möchte einige Monate in stiller Zurückgezogenheit, bei meiner Geliebten und deren Verwandten in der Nähe von Göttingen, mich dieser Sache widmen, damit ich, von einer alten Bürde mich befreiend, zu künftigen neuen mich wieder geneigt und bereit machte. Mein Leben ist seit einigen Jahren in Stocken gerathen, und ich möchte gern daß es noch einmal einigen frischen Curs bekäme. Zudem ist meine Gesundheit schwach und wankend, ich bin meines langen Bleibens nicht sicher, und ich möchte gern etwas Gutes zurücklassen, das meinen Namen in dem Andenken der Menschen eine Weile erhielte.

Nun aber vermag ich nichts ohne Sie, ohne Ihre Zustimmung und Ihren Segen. Ihre fernern Wünsche in Bezug auf mich sind mir verborgen, auch weiß ich nicht was man höchsten Orts vielleicht Gutes mit mir im Sinne hat. So aber, wie ich es ausgesprochen, steht es mit mir, und da ich Ihnen nun klar vorliege, so werden Sie leicht sehen, ob wichtigere Gründe zu meinem Glück meine nächste Zurückkunft wünschen lassen, oder ob ich getrost vorderhand meinen eigenen geistigen Vorsätzen folgen kann.

Ich gehe in einigen Tagen von hier über Neufchâtel, Colmar und Straßburg, mit gehöriger Muße und Umher-

ſchauung, nach Frankfurt, ſowie ich die Reiſegelegenheit finde. Nun würde es mich ſehr beglücken, wenn ich in Frankfurt einige Zeilen von Ihnen erwarten könnte, die ich dorthin poste restante an mich gehen zu laſſen bitte.

Ich bin nun froh, daß ich dieſe ſchwere Beichte von der Seele habe, und freue mich, in einem nächſten Briefe über Dinge leichterer Art mich Euer Excellenz mitzutheilen.

Ich bitte um einen herzlichen Gruß an Hofrath Meyer, Oberbaudirector Coudray, Profeſſor Riemer, Kanzler von Müller und was Ihnen ſonſt nahe iſt und meiner gedenken mag.

Sie ſelbſt aber drücke ich zu meinem Herzen und verharre in den Geſinnungen der höchſten Verehrung und Liebe, wo ich auch ſei, ganz der Ihrige.

E.

Genf, den 14. September 1830.

Zu meiner großen Freude habe ich aus einem Ihrer letzten Briefe in Genua erſehen, daß die Lücken und das Ende der „Claſſiſchen Walpurgisnacht" glücklich erobert worden. Die drei erſten Acte wären alſo vollkommen fertig, die „Helena" verbunden, und demnach das Schwierigſte gethan. Das Ende iſt, wie Sie mir ſagten, ſchon da, und ſo wird, wie ich hoffe, der vierte Act ſich Ihnen bald überwunden ergeben, und etwas Großes wäre zu Stande gebracht, woran künftige Jahrhunderte ſich erbauen und üben möchten. Ich freue mich dazu ganz außerordentlich und werde jede Nachricht, die mir das Vorrücken der poetiſchen Mächte vermeldet, mit Jubel empfangen.

Ich habe auf meiner Reiſe häufige Gelegenheit gehabt, des „Fauſt" zu gedenken und daraus einige claſſiſche Stellen anzuwenden. Wenn ich in Italien die ſchönen Menſchen und das Gedeihen der friſchen Kinder ſah, waren mir die Verſe zugegen:

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund;
Ein jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir ſtaunen drob, noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind.

Dagegen wenn ich, von dem Anblick der ſchönen Natur hingeriſſen, Herz und Augen an Seen, Bergen und Thälern weidete, ſchien irgendein unſichtbarer kleiner Teufel ſein Spiel mit mir zu treiben, indem er mir jedesmal die Verſe zuflüſterte:

Und hätt' ich nicht gerüttelt und geſchüttelt,
Wie wäre dieſe Welt ſo ſchön?

Alle vernünftige Anſchauung war ſodann mit einem mal verſchwunden, die Abſurdität fing an zu herrſchen, ich fühlte eine Art Umwälzung in meinem Innern, und es war keine Hülfe, als jedesmal mit Lachen zu endigen.

Bei ſolchen Gelegenheiten habe ich recht empfunden, daß der Poet eigentlich immer poſitiv ſein ſollte. Der Menſch gebraucht den Dichter, um das auszuſprechen, was er ſelbſt nicht auszudrücken vermag. Von einer Erſcheinung, von einer Empfindung wird er ergriffen, er ſucht nach Worten, ſeinen eigenen Vorrath findet er unzulänglich, und ſo muß ihm der Dichter zu Hülfe kommen, der ihn freimacht, indem er ihn befriedigt.

In dieſem Gefühl habe ich denn jene erſtern Verſe wiederholt geſegnet und die letztern täglich lachend verwünſcht. Wer aber möchte ſie an der Stelle entbehren, für die ſie gemacht ſind und wo ſie im ſchönſten Sinne wirken!

Ein eigentliches Tagebuch habe ich in Italien nicht geführt; die Erſcheinungen waren zu groß, zu viel, zu ſchnell wechſelnd, als daß man ſich ihrer im nächſten Augenblick hätte bemächtigen mögen und können. Ich habe jedoch meine Augen und Ohren immer offen gehabt und mir vieles ge-

merkt. Solche Erinnerungen will ich nun zueinander gruppiren und unter einzelnen Rubriken behandeln. Besonders habe ich hübsche Bemerkungen zur Farbenlehre gemacht, auf deren nächste Darstellung ich mich freue. Es ist natürlich nichts Neues, allein immer ist es erwünscht, neue Manifestationen des alten Gesetzes zu finden.

In Genua hat Sterling für die Lehre ein großes Interesse gezeigt. Was ihm von Newton's Theorie überliefert worden, hat ihm nicht genügt, und so hatte er denn offene Ohren für die Grundzüge, die ich ihm von Ihrer Lehre in wiederholten Gesprächen habe geben können. Wenn man Gelegenheit hätte, ein Exemplar des Werks nach Genua zu spediren, so könnte ich wohl sagen daß ihm ein solches Geschenk nicht unwillkommen sein würde.

Hier in Genf habe ich seit drei Wochen eine wißbegierige Schülerin an Freundin Sylvestre gefunden. Ich habe dabei die Bemerkung gemacht, daß das Einfache schwerer zu fassen ist als man denkt, und daß es eine große Uebung erfordert, in den mannichfaltigsten Einzelheiten der Erscheinung immer das Grundgesetz zu finden. Dem Geist aber gibt es eine große Gewandtheit, indem die Natur sehr delicat ist und man immer auf der Hut sein muß, durch einen zu raschen Ausspruch ihr nicht Gewalt zu thun.

Uebrigens findet man hier in Genf an einer so großen Sache auch nicht die Spur einer Theilnahme. Nicht allein daß man auf hiesiger Bibliothek Ihre „Farbenlehre" nicht hat, ja man weiß nicht einmal, daß so etwas in der Welt ist. Hieran mögen nun die Deutschen mehr schuld sein als die Genfer, allein es verdrießt mich doch und reizt mich zu schalkhaften Bemerkungen.

Bekanntlich hat Lord Byron einige Zeit sich hier aufgehalten, und da er die Gesellschaft nicht liebte, so hat er sein Wesen bei Tag und Nacht in der Natur und auf dem See getrieben, wovon man hier noch zu erzählen hat und wovon in seinem „Childe Harold" ein schönes Denkmal geblieben. Auch die Farbe der Rhône hat er bemerkt, und wenn er auch die Ursache nicht ahnen konnte, so hat er doch ein empfängliches Auge gezeigt. Er sagt in einer Bemerkung zum dritten Gesange:

„The colour of the Rhône at Geneva is blue, to a depth of tint which I have never seen equalled in water, salt or fresh, except in the Mediterranean and Archipelago."

Die Rhône, wie ſie ſich zuſammendrängt, um durch Genf zu gehen, theilt ſich in zwei Arme, über welche vier Brücken führen, auf denen hin- und hergehend man die Farbe des Waſſers recht gut beobachten kann.

Nun iſt merkwürdig, daß das Waſſer des einen Armes blau iſt, wie Byron es geſehen hat, das des andern aber grün. Der Arm, wo das Waſſer blau erſcheint, iſt reißender und hat den Grund ſo tief gehöhlt, daß kein Licht hinabdringen kann und alſo unten vollkommene Finſterniß herrſcht. Das ſehr klare Waſſer wirkt als ein trübes Mittel, und es entſteht aus den bekannten Geſetzen das ſchönſte Blau. Das Waſſer des andern Armes geht nicht ſo tief, das Licht erreicht noch den Grund, ſodaß man Steine ſieht, und da es unten nicht finſter genug iſt, um blau zu werden, aber nicht flach und der Boden nicht rein, weiß und glänzend genug, um gelb zu ſein, ſo bleibt die Farbe in der Mitte und manifeſtirt ſich als grün.

Wäre ich nun, wie Byron, zu tollen Streichen aufgelegt, und hätte ich die Mittel ſie auszuführen, ſo würde ich folgendes Experiment machen.

Ich würde in dem grünen Arm der Rhône, in der Nähe der Brücke, wo täglich Tauſende von Menſchen paſſiren, ein großes ſchwarzes Bret, oder ſo etwas, ſo tief befeſtigen laſſen, daß ein reines Blau entſtände, und nicht weit davon ein ſehr großes Stück weißes glänzendes Blech in ſolcher Tiefe des Waſſers, daß im Schein der Sonne ein entſchiedenes Gelb erglänzte. Wenn nun die Menſchen vorbeigingen und in dem grünen Waſſer den gelben und blauen Fleck erblickten, ſo würde ihnen das ein Räthſel ſein, das ſie neckte und das ſie nicht löſen könnten. Man kommt auf Reiſen zu allerlei Späßen; dieſer aber ſcheint mir zu den guten zu gehören, worin einiger Sinn vorhanden iſt und einiger Nutzen ſein könnte.

Vor einiger Zeit war ich in einem Buchladen, wo in dem

erſten kleinen Duodezbändchen, das ich zur Hand nahm, mir eine Stelle vor Augen trat, die in meiner Ueberſetzung alſo lautet:

„Aber jetzt ſagt mir: wenn man eine Wahrheit entdeckt hat, muß man ſie den andern Menſchen mittheilen? Wenn ihr ſie bekannt macht, ſo werdet ihr von einer Unzahl von Leuten verfolgt, die von dem entgegengeſetzten Irrthum leben, indem ſie verſichern, daß eben dieſer Irrthum die Wahrheit, und alles, was dahin geht ihn zu zerſtören, der größte Irrthum ſelber ſei.“

Dieſe Stelle ſchien mir auf die Art, wie die Männer vom Fach Ihre „Farbenlehre“ aufgenommen, eine Anwendung zu finden als wäre ſie dafür geſchrieben worden, und ſie gefiel mir dermaßen, daß ich ihr zu Liebe das ganze Buch kaufte. Es enthielt „Paul et Virginie“ und „La Chaumière indienne“ von Bernardin de Saint-Pierre, und ich hatte alſo auch übrigens meinen Kauf nicht zu bereuen. Ich las das Buch mit Freuden; der reine herrliche Sinn des Verfaſſers erquickte mich, und ſeine zarte Kunſt, beſonders wie er bekannte Gleichniſſe ſchicklich anwendet, wußte ich zu erkennen und zu ſchätzen.

Auch die erſte Bekanntſchaft mit Rouſſeau und Montesquieu habe ich hier gemacht; damit aber mein Brief nicht ſelbſt zum Buche werde, ſo will ich über dieſe ſowie über vieles andere, das ich noch ſagen möchte, für heute hinweggehen.

Seitdem ich den langen Brief von vorgeſtern von der Seele habe, fühle ich mich heiter und frei wie nicht ſeit Jahren, und ich möchte immer ſchreiben und reden. Es iſt mir wirklich das höchſte Bedürfniß, mich wenigſtens vorderhand von Weimar entfernt zu halten; ich hoffe, daß Sie es billigen, und ſehe ſchon die Zeit, wo Sie ſagen werden, daß ich recht gethan.

Morgen wird das hieſige Theater mit dem „Barbier von Sevilla“ eröffnet, welches ich noch ſehen will; dann aber gedenke ich ernſtlich abzureiſen. Das Wetter ſcheint ſich auch aufklären und mich begünſtigen zu wollen. Es hat hier geregnet ſeit Ihrem Geburtstage, wo es ſchon morgens früh

mit Gewittern anfing, die den ganzen Tag, in der Richtung von Lyon her, die Rhône herauf über den See zogen nach Lausanne zu, sodaß es fast den ganzen Tag donnerte. Ich habe ein Zimmer für 16 Sous täglich, das mir die schönste Aussicht auf den See und das Gebirge gewährt. Gestern regnete es unten, es war kalt, und die höchsten Spitzen des Jura zeigten sich nach vorbeigezogenem Schauer zum ersten mal weiß mit Schnee, der aber heute schon wieder verschwunden ist. Die Vorgebirge des Montblanc fangen schon an sich mit bleibendem Weiß zu umhüllen; an der Küste des Sees hinauf, in dem Grün der reichen Begetation, stehen schon einige Bäume gelb und braun; die Nächte werden kalt, und man sieht daß der Herbst vor der Thür ist.

Ich grüße Frau von Goethe, Fräulein Ulrike und Walter, Wolf und die Alma herzlich. Ich habe an Frau von Goethe vieles über Sterling zu schreiben, welches morgen geschehen soll.

Ich freue mich, von Euer Excellenz einen Brief in Frankfurt zu erhalten, und bin glücklich in dieser Hoffnung.

Mit den besten Wünschen und treuesten Gesinnungen verharrend.

E.

Ich reiste am 21. September von Genf ab, und nachdem ich mich in Bern ein paar Tage aufgehalten, kam ich am 27. nach Straßburg, wo ich abermals einige Tage verweilte.

Hier, an dem Fenster eines Friseurs vorbeigehend, sah ich eine kleine Büste Napoleon's, die von der Straße zu gegen das Dunkel des Zimmers betrachtet alle Abstufungen von Blau zeigte, vom milchigen Hellblau bis zum tiefen Violet. Ich hatte eine Ahnung, daß vom Innern des Zimmers gegen das Licht angesehen die Büste mir alle Abstufungen des Gelben gewähren würde, und so konnte ich einem

augenblicklichen lebhaften Triebe nicht widerstehen, zu den mir ganz unbekannten Personen geradezu hineinzutreten.

Mein erster Blick war nach der Büste, wo mir denn die herrlichsten Farben der activen Seite, vom blassesten Gelb bis zum dunkeln Rubinroth, zu großer Freude entgegenglänzten. Ich fragte lebhaft, ob man nicht geneigt sein wolle, mir dieses Brustbild des großen Helden zu überlassen. Der Wirth erwiderte mir, daß er, aus gleicher Anhänglichkeit für den Kaiser, sich vor kurzem die Büste aus Paris mitgebracht habe; da jedoch meine Liebe die seinige noch um ein gutes Theil zu übertreffen scheine, wie er aus meiner enthusiastischen Freude schließe, so gebühre mir auch der Vorzug des Besitzes, und er wolle sie mir gern überlassen.

In meinen Augen hatte dies gläserne Bild einen unschätzbaren Werth, und ich konnte daher nicht umhin den guten Eigenthümer mit einiger Verwunderung anzusehen, als er es für wenige Franken in meine Hände gab.

Ich schickte es, nebst einer in Mailand gekauften gleichfalls merkwürdigen Medaille, als ein kleines Reisegeschenk an Goethe, der es denn nach Verdienst zu schätzen wußte.

In Frankfurt und später erhielt ich von ihm folgende Briefe.

Erster Brief.

„Nur mit dem Wenigsten vermelde, daß Ihre beiden Schreiben von Genf glücklich angekommen sind, freilich erst am 26. September. Ich eile daher nur so viel zu sagen: bleiben Sie ja in Frankfurt, bis wir wohl überlegt haben, wo Sie Ihren künftigen Winter zubringen wollen.

„Ich lege für diesmal nur ein Blättchen an Herrn und Frau Geh. Rath von Willemer bei, welches ich baldigst abzugeben bitte. Sie werden ein paar Freunde finden, die im edelsten Sinne mit mir verbunden sind und Ihnen den Aufenthalt in Frankfurt nützlich und angenehm machen können.

„So viel also für diesmal. Schreiben Sie mir alsobald, wenn Sie diesen Brief erhalten haben.

Unwandelbar

Weimar,
den 26. Septbr. 1830. Goethe."

Zweiter Brief.

„Zum allerschönsten begrüße ich Sie, mein Theuerster, in meiner Vaterstadt und hoffe, Sie werden die wenigen Tage in vertraulichem Vergnügen mit meinen vortrefflichen Freunden zugebracht haben.

„Wenn Sie nach Nordheim abzugehen und daselbst einige Zeit zu verweilen wünschen, so wüßt' ich nichts entgegenzusetzen. Wollen Sie sich in stiller Zeit mit dem Manuscripte beschäftigen, das in Soret's Händen ist, so soll es mir um desto angenehmer sein, weil ich zwar keine baldige Publication desselben wünsche, es aber gern mit Ihnen durchgehen und rectificiren möchte. Es wird seinen Werth erhöhen, wenn ich bezeugen kann, daß es ganz in meinem Sinne aufgefaßt sei.

„Mehr sage ich nicht, überlasse Ihnen und erwarte das Weitere. Man grüßt Sie freundlich aus meinem Hause; von den übrigen Theilnehmern habe seit dem Empfang Ihres Briefes niemand gesprochen.

„Alles Gute wünschend

treulichst

Weimar,
den 12. Octbr. 1830. J. W. v. Goethe."

Dritter Brief.

„Der lebhafte Eindruck, den Sie beim Anblick des merkwürdigen, Farbe vermittelnden Brustbildes erfuhren, die Begierde, sich solches anzueignen, das artige Abenteuer, welches

Sie deshalb beſtanden, und der gute Gedanke, mir ſolches als Reiſegabe zu verehren: das alles deutet darauf, wie durchdrungen Sie ſind von dem herrlichen Urphänomen, welches hier in allen ſeinen Aeußerungen hervortritt. Dieſer Begriff, dieſes Gefühl wird Sie mit ſeiner Fruchtbarkeit durch Ihr ganzes Leben begleiten und ſich noch auf manche productive Weiſe bei Ihnen legitimiren. Der Irrthum gehört den Bibliotheken an, das Wahre dem menſchlichen Geiſte; Bücher mögen ſich durch Bücher vermehren, indeſſen der Verkehr mit lebendigen Urgeſetzen dem Geiſte gefällt, der das Einfache zu erfaſſen weiß, das Verwickelte ſich entwirrt und das Dunkle ſich aufklärt.

„Wenn Ihr Dämon Sie wieder nach Weimar führt, ſollen Sie jenes Bild in der heftigen klaren Sonne ſtehen ſehen, wo unter dem ruhigen Blau des durchſcheinenden Angeſichts die derbe Maſſe der Bruſt und der Epauletten von dem mächtigſten Rubinroth in allen Schattirungen auf- und abwärts leuchtet, und wie das Granitbild Memnon's in Tönen, ſo ſich hier das trübe Glasbild in Farbenpracht manifeſtirt. Man ſieht hier wirklich den Helden auch für die Farbenlehre ſieghaft. Haben Sie den ſchönſten Dank für dieſe unerwartete Bekräftigung der mir ſo werthen Lehre.

„Auch mit der Medaille haben Sie mein Cabinet doppelt und dreifach bereichert; ich bin auf einen Mann aufmerkſam worden mit Namen Dupré. Ein vortrefflicher Bildhauer, Erzgießer, Medailleur; er war es, der das Bildniß Heinrich's des Vierten auf dem Pontneuf modellirte und goß. Durch die geſendete Medaille angeregt, ſah ich meine übrigen durch, fand noch ſehr vorzügliche mit demſelben Namen, andere vermuthlich von ihm, und ſo hat Ihre Gabe auch hier eine ſchöne Anregung veranlaßt.

„Mit meiner «Metamorphoſe», die Soret'ſche Ueberſetzung an der Seite, ſind wir erſt am fünften Bogen; ich wußte lange nicht, ob ich dieſem Unternehmen mit Fluch oder Segen gedenken ſollte. Nun aber, da es mich wieder in die Betrachtung der organiſchen Natur hineindrängt, freu' ich mich daran und folge dem Berufe willig. Die für mich nun über

vierzig Jahre alte Maxime gilt noch immer fort; man wird durch sie in dem ganzen labyrinthischen Kreise des Begreiflichen glücklich umhergeleitet und bis an die Grenze des Unbegreiflichen geführt, wo man sich denn, nach großem Gewinn, gar wohl bescheiden kann. Alle Philosophen der alten und neuen Welt vermochten auch nicht weiter zu gelangen. Mehr darf man sich in Schriften auszusprechen kaum anmaßen.

J. W. v. Goethe."

Bei meinem Aufenthalte zu Nordheim, wo ich, nach einigem Verweilen zu Frankfurt und Kassel, erst gegen Ende October angekommen war, vereinigten sich alle Umstände dahin, um meine Rückkehr nach Weimar erwünscht zu machen.

Die baldige Herausgabe meiner Conversationen hatte Goethe nicht gebilligt, und somit war denn an eine erfolgreiche Eröffnung einer rein literarischen Laufbahn nicht mehr zu denken.

Sodann das Wiedersehen meiner seit Jahren innigst Geliebten und das täglich erneute Gefühl ihrer großen Tugenden erregten den Wunsch ihres baldigen Besitzes und das Verlangen nach einer sichern Existenz auf das lebhafteste.

Unter solchen Umständen erreichte mich eine Botschaft aus Weimar, von der Frau Großherzogin befohlen, die ich mit Freuden ergriff, wie aus folgendem Briefe an Goethe näher hervorgeht.

Nordheim, den 6. November 1830.

Der Mensch denkt — und Gott lenkt, und ehe man eine Hand umwendet, sind unsere Zustände und Wünsche anders als wir es vorausdachten.

Vor einigen Wochen hatte ich eine gewisse Furcht, nach Weimar zurückzukehren, und jetzt stehen die Sachen so, daß ich nicht allein bald und gern zurückkomme, sondern auch

mit Gedanken umgehe, mich dort häuslich einzurichten und für immer zu befestigen.

Ich habe vor einigen Tagen ein Schreiben von Soret erhalten, mit dem Anerbieten eines fixen Gehaltes von seiten der Frau Großherzogin, wenn ich zurückkommen und in meinem bisherigen Unterricht mit dem Prinzen fortfahren wolle. Noch anderes Gute will Soret mir mündlich mittheilen, und so sehe ich denn aus allem, daß man gnädige Gesinnungen gegen mich hegen mag.

Ich schriebe nun gern eine zustimmende Antwort an Soret; allein ich höre, er ist zu den Seinigen nach Genf gereist, und so bleibt mir weiter nichts übrig, als mich an Euer Excellenz mit der Bitte zu wenden: der kaiserlichen Hoheit den Entschluß meiner baldigen Zurückkunft geneigtest mitzutheilen.

Ihnen selbst hoffe ich zugleich durch diese Nachricht einige Freude zu machen, indem doch mein Glück und meine Beruhigung Ihnen seit lange am Herzen liegt.

Ich sende die schönsten Grüße allen lieben Ihrigen und hoffe ein baldiges frohes Wiedersehen. E.

Am 20. November nachmittags reiste ich von Nordheim ab auf dem Wege nach Göttingen, das ich in der Dunkelheit erreichte.

Abends an Table-d'hôte, als der Wirth hörte daß ich aus Weimar sei und dahin zurückwolle, äußerte er in gemüthlicher Ruhe, daß doch der große Dichter Goethe in seinem hohen Alter noch ein schweres Leid habe erfahren müssen, indem, wie er heute in den Zeitungen gelesen, sein einziger Sohn in Italien am Schlage gestorben sei.

Man mag denken, was ich bei diesen Worten empfand. Ich nahm ein Licht und ging auf mein Zimmer, um nicht die anwesenden Fremden zu Zeugen meiner innern Bewegung zu machen.

Ich verbrachte die Nacht schlaflos. Das mich so nahe berührende Ereigniß war mir beständig vor der Seele. Die folgenden Tage und Nächte unterwegs und in Mühlhausen

und Gotha vergingen mir nicht beſſer. Einſam im Wagen, bei den trüben Novembertagen und in den öden Feldern, wo nichts Aeußeres mich zu zerſtreuen und aufzuheitern geeignet war, bemühte ich mich vergebens, andere Gedanken zu faſſen, und in den Gaſthöfen unter Menſchen hörte ich, als von einer Neuigkeit des Tages, immer von dem mich ſo nahe betreffenden traurigen Fall. Meine größte Beſorgniß war, daß Goethe in ſeinem hohen Alter den heftigen Sturm väterlicher Empfindungen nicht überſtehen möchte. Und welchen Eindruck — ſagte ich mir — wird deine Ankunft machen, da du mit ſeinem Sohne gegangen biſt und nun allein zurückkommſt! Er wird ihn erſt zu verlieren glauben, wenn er dich wiederſieht!

Unter ſolchen Gedanken und Empfindungen erreichte ich Dienstag den 23. November abends 6 Uhr das letzte Chauſſeehaus vor Weimar. Ich fühlte abermals in meinem Leben, daß das menſchliche Daſein ſchwere Momente habe, durch die man hindurch müſſe, Meine Gedanken verkehrten mit höhern Weſen über mir, als mich ein Blick des Mondes traf, der auf einige Secunden aus dichtem Gewölk glänzend hervortrat und ſich dann wieder finſter verhüllte wie zuvor. War dieſes nun Zufall, oder war es etwas mehr, genug ich nahm es als ein günſtiges Zeichen von oben und gewann daraus eine unerwartete Stärkung.

Kaum daß ich meine Wirthsleute begrüßt hatte, ſo war mein erſter Weg in das Goethe'ſche Haus. Ich ging zuerſt zu Frau von Goethe. Ich fand ſie bereits in tiefer Trauerkleidung, jedoch ruhig und gefaßt, und wir hatten viel gegeneinander auszuſprechen.

Ich ging ſodann zu Goethe hinunter. Er ſtand aufrecht und feſt und ſchloß mich in ſeine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig. Wir ſetzten uns und ſprachen ſogleich von geſcheiten Dingen, und ich war höchſt beglückt, wieder bei ihm zu ſein. Er zeigte mir zwei angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geſchrieben, aber nicht hatte abgehen laſſen. Wir ſprachen ſodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches andere; ſeines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht.

Donnerstag den 25. November 1830.

Goethe ſendete mir am Morgen einige Bücher, die als Geſchenk engliſcher und deutſcher Autoren für mich angekommen waren. Mittags ging ich zu ihm zu Tiſche. Ich fand ihn eine Mappe mit Kupferſtichen und Handzeichnungen betrachtend, die ihm zum Verkauf zugeſendet waren. Er erzählte mir, daß die Frau Großherzogin ihn am Morgen mit einem Beſuche erfreut, und daß er ihr meine Ankunft verkündigt habe.

Frau von Goethe geſellte ſich zu uns, und wir ſetzten uns zu Tiſche. Ich mußte von meiner Reiſe erzählen. Ich ſprach über Venedig, über Mailand, über Genua, und es ſchien ihm beſonders intereſſant, nähere Nachrichten über die Familie des dortigen engliſchen Conſuls zu vernehmen. Ich erzählte ſodann von Genf, und er erkundigte ſich theilnehmend nach der Familie Soret und Herrn von Bonſtetten. Von letzterm wünſchte er eine nähere Schilderung, die ich ihm gab, ſo gut es gelingen wollte.

Nach Tiſche war es mir lieb daß Goethe von meinen Converſationen zu reden anfing. „Es muß Ihre erſte Arbeit ſein", ſagte er, „und wir wollen nicht eher nachlaſſen, als bis alles vollkommen gethan und im Reinen iſt."

Uebrigens erſchien Goethe mir heute beſonders ſtill und oft in ſich verloren, welches mir kein gutes Zeichen war.

Dienstag den 30. November 1830.

Goethe ſetzte uns vorigen Freitag in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutſturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, ſechs Pfund Blut, welches bei ſeinem achtzigjährigen Alter viel ſagen will. Die große Geſchicklichkeit ſeines Arztes, des Hofraths Vogel, verbunden mit ſeiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch diesmal geſiegt, ſodaß er mit raſchen Schritten

seiner Genesung entgegengeht, schon wieder den besten Appetit zeigt und auch die ganze Nacht wieder schläft. Es darf niemand zu ihm, das Reden ist ihm verboten, doch sein ewig reger Geist kann nicht ruhen, er denkt schon wieder an seine Arbeiten. Diesen Morgen erhielt ich von ihm folgendes Billet, das er mit der Bleifeder im Bette geschrieben:

„Haben Sie die Güte, mein bester Doctor, beikommende schon bekannte Gedichte nochmals durchzugehen und die voranliegenden neuen einzuordnen, damit es sich zum Ganzen schicke. «Faust» folgt hierauf.

Ein frohes Wiedersehen!

W. d. 30. Nov.
1830. Goethe."

Nach Goethe's rasch erfolgender völligen Genesung wendete er sein ganzes Interesse auf den vierten Act des „Faust" sowie auf die Vollendung des vierten Bandes von „Wahrheit und Dichtung".

Mir empfahl er die Redaction seiner kleinen bis dahin ungedruckten Schriften, desgleichen eine Durchsicht seiner Tagebücher und abgegangenen Briefe, damit es uns klar werden möchte, wie damit bei künftiger Herausgabe zu verfahren.

An eine Redaction meiner Gespräche mit ihm war nicht mehr zu denken; auch hielt ich es für vernünftiger, anstatt mich mit dem bereits Geschriebenen zu befassen, den Vorrath ferner durch Neues zu vermehren, so lange ein gütiges Geschick geneigt sein wolle es mir zu vergönnen.

1831.

Sonnabend den 1. Januar 1831.

Von Goethe's Briefen an verſchiedene Perſonen, wovon die Concepte ſeit dem Jahre 1807 geheftet aufbewahrt und vorhanden ſind, habe ich in den letzten Wochen einige Jahrgänge ſorgfältig betrachtet, und will nunmehr in nachſtehenden Paragraphen einige allgemeine Bemerkungen niederſchreiben, die bei einer künftigen Redaction und Herausgabe vielleicht möchten genutzt werden.

§. 1.

Zunächſt iſt die Frage entſtanden, ob es gerathen ſei, dieſe Briefe ſtellenweiſe und gleichſam im Auszuge mitzutheilen.

Hierauf ſage ich, daß es im allgemeinen Goethe's Natur und Verfahren iſt, auch bei den kleinſten Gegenſtänden mit einiger Intention zu Werke zu gehen, welches denn auch vorzüglich in dieſen Briefen erſcheint, wo der Verfaſſer immer als ganzer Menſch bei der Sache geweſen, ſodaß jedes Blatt von Anfang bis zu Ende nicht allein vollkommen gut geſchrieben iſt, ſondern auch darin eine ſuperiore Natur und vollendete Bildung ſich in keiner Zeile verleugnet hat.

Ich bin demnach dafür, die Briefe ganz zu geben von Anfang bis zu Ende, zumal da einzelne bedeutende Stellen durch das Vorangehende und Nachfolgende oft erſt ihren wahren Glanz und wirkſamſtes Verſtändniß erhalten.

Und genau beſehen und dieſe Briefe vis-à-vis einer mannichfaltigen großen Welt betrachtet, wer wollte ſich denn anmaßen und ſagen, welche Stelle bedeutend und alſo mit-

zutheilen ſei, und welche nicht? Hat doch der Grammatiker, der Biograph, der Philoſoph, der Ethiker, der Naturforſcher, der Künſtler, der Poet, der Akademiker, der Schauſpieler, und ſo ins Unendliche, hat doch jeder ſeine verſchiedenen Intereſſen, ſodaß der eine gerade über die Stelle hinausließt, die der andere als höchſt bedeutend ergreift und ſich aneignet.

So findet ſich z. B. in dem erſten Hefte von 1807 ein Brief an einen Freund, deſſen Sohn ſich dem Forſtfache widmen will, und dem Goethe die Carrière vorzeichnet, die der junge Mann zu machen hat. Einen ſolchen Brief wird vielleicht ein junger Literator überſchlagen, während ein Forſtmann ſicher mit Freuden bemerken wird, daß der Dichter auch in ſein Fach hineingeblickt und auch darin guten Rath hat ertheilen wollen.

Ich wiederhole daher, daß ich dafür bin, dieſe Briefe ohne Zerſtückelung ganz ſo zu geben wie ſie ſind, und zwar um ſo mehr, als ſie in der Welt in ſolcher Geſtalt verbreitet exiſtiren, und man ſicher darauf rechnen kann, daß die Perſonen, die ſie erhalten, ſie einſt ganz ſo werden drucken laſſen wie ſie geſchrieben worden.

§. 2.

Fänden ſich jedoch Briefe, deren unzerſtückte Publication bedenklich wäre, die aber im einzelnen gute Sachen enthielten, ſo ließe man dieſe Stellen ausſchreiben und vertheilte ſie entweder in das Jahr, wohin ſie gehören, oder machte auch daraus nach Gutbefinden eine beſondere Sammlung.

§. 3.

Es könnte der Fall vorkommen, daß ein Brief uns in dem erſten Hefte, wo wir ihm begegnen, von keiner ſonderlichen Bedeutung erſchiene und wir alſo nicht für ſeine Mittheilung geſtimmt wären. Fände ſich nun aber in den ſpätern Jahrgängen, daß ein ſolcher Brief Folge gehabt und

also als Anfangsglied einer fernern Kette zu betrachten wäre, so würde er durch diesen Umstand bedeutend werden und unter die mitzutheilenden aufzunehmen sein.

§. 4.

Man könnte zweifeln, ob es besser sei, die Briefe nach den Personen zusammenzustellen, an die sie geschrieben worden, oder sie nach den verschiedenen Jahren bunt durcheinander fortlaufen zu lassen.

Ich bin für dieses letztere, zunächst weil es eine schöne immer wieder anfrischende Abwechselung gewähren würde, indem einer andern Person gegenüber nicht allein immer ein anders nuancirter Ton des Vortrags eintritt, sondern auch stets andere Sachen zur Sprache gebracht werden, sodaß denn Theater, poetische Arbeiten, Naturstudien, Familienangelegenheiten, Bezüge zu höchsten Personen, freundschaftliche Verhältnisse u. s. w. sich abwechselnd darstellen.

Sodann aber bin ich für eine gemischte Herausgabe nach Jahren auch aus dem Grunde, weil die Briefe eines Jahres durch die Berührung dessen, was gleichzeitig lebte und wirkte, nicht allein den Charakter des Jahres tragen, sondern auch die Zustände und Beschäftigungen der schreibenden Person nach allen Seiten und Richtungen hin zur Sprache bringen, sodaß denn solche Jahresbriefe ganz geeignet sein möchten, die bereits gedruckte summarische Biographie der „Tag- und Jahreshefte" mit dem frischen Detail des Augenblicks zu ergänzen.

§. 5.

Briefe, die andere Personen bereits haben drucken lassen, indem sie vielleicht eine Anerkennung ihrer Verdienste oder sonst ein Lob und eine Merkwürdigkeit enthalten, soll man in dieser Sammlung noch einmal bringen, indem sie theils in die Reihe gehören, anderntheils aber jenen Personen damit ein Wille geschehen möchte, indem sie dadurch vor der Welt bestätigt sehen, daß ihre Documente echt waren.

§. 6.

Die Frage, ob ein Empfehlungsbrief in die Sammlung aufzunehmen sei oder nicht, soll in Erwägung der empfohlenen Person entschieden werden. Ist aus ihr nichts geworden, so soll man den Brief, im Fall er nicht sonstige gute Dinge enthält, nicht aufnehmen; hat aber die empfohlene Person sich in der Welt einen rühmlichen Namen gemacht, so soll man den Brief aufnehmen.

§. 7.

Briefe an Personen, die aus Goethe's „Leben" bekannt sind, wie z. B. Lavater, Jung, Behrisch, Kniep, Hackert und andere, haben an sich Interesse, und ein solcher Brief wäre mitzutheilen wenn er auch außerdem eben nichts Bedeutendes enthalten sollte.

§. 8.

Man soll überhaupt in Mittheilung dieser Briefe nicht zu ängstlich sein, indem sie uns von Goethe's breiter Existenz und mannichfaltiger Wirkung nach allen Ecken und Enden einen Begriff geben, und indem sein Benehmen gegen die verschiedensten Personen und in den mannichfaltigsten Lagen als im hohen Grade lehrreich zu betrachten ist.

§. 9.

Wenn verschiedene Briefe über eine und dieselbe Thatsache reden, so soll man die vorzüglichsten auswählen; und wenn ein gewisser Punkt in verschiedenen Briefen vorkommt, so soll man ihn in einigen unterdrücken und ihn dort stehen lassen, wo er am besten ausgesprochen ist.

§. 10.

In den Briefen von 1811 und 1812 dagegen kommen vielleicht zwanzig Stellen vor, wo um Handschriften merk-

würdiger Menſchen gebeten wird. Solche und ähnliche Stellen müſſen nicht unterdrückt werden, indem ſie als durchaus charakteriſirend und liebenswürdig erſcheinen.

Vorſtehende Paragraphen ſind durch Betrachtung der Briefe von den Jahren 1807, 1808 und 1809 angeregt. Was ſich im fernern Verlauf der Arbeit an allgemeinen Bemerkungen noch ergeben möchte, ſoll Gegenwärtigem nachträglich hinzugefügt werden.

W. d. 1. Januar 1831.

E.

Heut nach Tiſche beſprach ich mit Goethe die vorſtehende Angelegenheit punktweiſe, wo er denn dieſen meinen Vorſchlägen ſeine beifällige Zuſtimmung gab. „Ich werde", ſagte er, „in meinem Teſtament Sie zum Herausgeber dieſer Briefe ernennen und darauf hindeuten, daß wir über das dabei zu beobachtende Verfahren im allgemeinen miteinander einig geworden."

Mittwoch den 9. Februar 1831.

Ich las geſtern mit dem Prinzen in Voſſens „Luiſe" weiter und hatte über das Buch für mich im ſtillen manches zu bemerken. Die großen Verdienſte der Darſtellung der Localität und äußern Zuſtände der Perſonen entzückten mich; jedoch wollte mir erſcheinen, daß das Gedicht eines höhern Gehaltes entbehre, welche Bemerkung ſich mir beſonders an ſolchen Stellen aufdrang, wo die Perſonen in wechſelſeitigen Reden ihr Inneres auszuſprechen in dem Fall ſind. Im „Vicar of Wakefield" iſt auch ein Landprediger mit ſeiner

Familie dargeſtellt, allein der Poet beſaß eine höhere Weltcultur, und ſo hat ſich dieſes auch ſeinen Perſonen mitgetheilt, die alle ein mannichfaltigeres Innere an den Tag legen. In der „Luiſe" ſteht alles auf dem Niveau einer beſchränkten mittlern Cultur, und ſo iſt freilich immer genug da, um einen gewiſſen Kreis von Leſern durchaus zu befriedigen. Die Verſe betreffend, ſo wollte es mir vorkommen als ob der Hexameter für ſolche beſchränkte Zuſtände viel zu prätentiös, auch oft ein wenig gezwungen und geziert ſei, und daß die Perioden nicht immer natürlich genug hinfließen, um bequem geleſen zu werden.

Ich äußerte mich über dieſen Punkt heute Mittag bei Tiſche gegen Goethe. „Die frühern Ausgaben jenes Gedichts", ſagte er, „ſind in ſolcher Hinſicht weit beſſer, ſodaß ich mich erinnere, es mit Freuden vorgeleſen zu haben. Später jedoch hat Voß viel daran gekünſtelt und aus techniſchen Grillen das Leichte, Natürliche der Verſe verdorben. Ueberhaupt geht alles jetzt aufs Techniſche aus, und die Herren Kritiker fangen an zu quängeln, ob in einem Reim ein s auch wieder auf ein s komme und nicht etwa ein ß auf ein s. Wäre ich noch jung und verwegen genug, ſo würde ich abſichtlich gegen alle ſolche techniſche Grillen verſtoßen, ich würde Alliterationen, Aſſonanzen und falſche Reime, alles gebrauchen, wie es mir käme und bequem wäre; aber ich würde auf die Hauptſache losgehen und ſo gute Dinge zu ſagen ſuchen, daß jeder gereizt werden ſollte, es zu leſen und auswendig zu lernen."

Freitag den 11. Februar 1831.

Heute bei Tiſche erzählte mir Goethe, daß er den vierten Act des „Fauſt" angefangen habe und ſo fortzufahren gedenke, welches mich ſehr beglückte.

Sodann ſprach er mit großem Lobe über Karl Schöne, einen jungen Philologen in Leipzig, der ein Werk über die Coſtüme in den Stücken des Euripides geſchrieben und, bei

großer Gelehrſamkeit, doch davon nicht mehr entwickelt habe als eben zu ſeinen Zwecken nöthig.

„Ich freue mich", ſagte Goethe, „wie er mit productivem Sinn auf die Sache losgeht, während andere Philologen der letzten Zeit ſich gar zu viel mit dem Techniſchen und mit langen und kurzen Silben zu ſchaffen gemacht haben.

„Es iſt immer ein Zeichen einer unproductiven Zeit, wenn ſie ſo ins Kleinliche des Techniſchen geht, und ebenſo iſt es ein Zeichen eines unproductiven Individuums, wenn es ſich mit dergleichen befaßt.

„Und dann ſind auch wieder andere Mängel hinderlich. So finden ſich z. B. im Grafen Platen faſt alle Haupterforderniſſe eines guten Poeten: Einbildungskraft, Erfindung, Geiſt, Productivität beſitzt er im hohen Grade, auch findet ſich bei ihm eine vollkommene techniſche Ausbildung und ein Studium und ein Ernſt wie bei wenigen andern; allein ihn hindert ſeine unſelige polemiſche Richtung.

„Daß er in der großen Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der deutſchen Literatur nicht vergeſſen kann, iſt einem ſo hohen Talent gar nicht zu verzeihen. Der «Romantiſche Oedipus» trägt Spuren, daß, beſonders was das Techniſche betrifft, gerade Platen der Mann war, um die beſte deutſche Tragödie zu ſchreiben; allein nachdem er in gedachtem Stück die tragiſchen Motive parodiſtiſch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernſt eine Tragödie machen!

„Und dann, was nie genug bedacht wird, ſolche Händel occupiren das Gemüth, die Bilder unſerer Feinde werden zu Geſpenſtern, die zwiſchen aller freien Production ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron iſt an ſeiner polemiſchen Richtung zu Grunde gegangen, und Platen hat Urſache, zur Ehre der deutſchen Literatur von einer ſo unerfreulichen Bahn für immer abzulenken."

Sonnabend den 12. Februar 1831.

Ich lese im Neuen Testament und gedenke eines Bildes, das Goethe mir in diesen Tagen zeigte, wo Christus auf dem Meere wandelt, und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Muthlosigkeit sogleich einzusinken anfängt.

„Es ist dies eine der schönsten Legenden", sagte Goethe, „die ich vor allen liebhabe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Muth im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringsten Zweifel sogleich verloren sei."

Sonntag den 13. Februar 1831.

Bei Goethe zu Tische. Er erzählt mir, daß er im vierten Act des „Faust" fortfahre, und daß ihm jetzt der Anfang so gelungen, wie er es gewünscht. „Das, was geschehen sollte", sagte er, „hatte ich, wie Sie wissen, längst; allein mit dem Wie war ich noch nicht ganz zufrieden, und da ist es mir nun lieb, daß mir gute Gedanken gekommen sind. Ich werde nun diese ganze Lücke, von der Helena bis zum fertigen fünften Act, durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederschreiben, damit ich sodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächst anmuthen. Dieser Act bekommt wieder einen ganz eigenen Charakter, sodaß er, wie eine für sich bestehende kleine Welt, das übrige nicht berührt und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließt."

„Er wird also", sagte ich, „völlig im Charakter des übrigen sein; denn im Grunde sind doch der Auerbach'sche Keller, die Hexenküche, der Blocksberg, der Reichstag, die Maskerade, das Papiergeld, das Laboratorium, die Classische Walpurgisnacht, die Helena lauter für sich bestehende kleine Weltenkreise, die, in

ſich abgeſchloſſen, wol aufeinander wirken, aber doch einander wenig angehen. Dem Dichter liegt daran, eine mannichfaltige Welt auszuſprechen, und er benutzt die Fabel eines berühmten Helden blos als eine Art von durchgehender Schnur, um darauf aneinanderzureihen was er Luſt hat. Es iſt mit der «Odyſſee» und dem «Gil-Blas» auch nicht anders."

„Sie haben vollkommen recht", ſagte Goethe; „auch kommt es bei einer ſolchen Compoſition blos darauf an, daß die einzelnen Maſſen bedeutend und klar ſeien, während es als ein Ganzes immer incommenſurabel bleibt, aber ebendeswegen gleich einem unaufgelöſten Problem die Menſchen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt."

Ich erzählte ſodann von dem Brief eines jungen Militärs, dem ich nebſt andern Freunden gerathen hatte, in ausländiſche Dienſte zu gehen, und der nun, da er die fremden Zuſtände nicht nach ſeinem Sinne gefunden, auf alle diejenigen ſchilt, die ihm gerathen.

„Es iſt mit dem Rathgeben ein eigenes Ding", ſagte Goethe, „und wenn man eine Weile in der Welt geſehen hat, wie die geſcheiteſten Dinge mislingen und das Abſurdeſte oft zu einem glücklichen Ziele führt, ſo kommt man wol davon zurück, jemand einen Rath ertheilen zu wollen. Im Grunde iſt es auch von dem, der einen Rath verlangt, eine Beſchränktheit, und von dem, der ihn gibt, eine Anmaßung. Man ſollte nur Rath geben in Dingen, in denen man ſelber mitwirken will. Bittet mich ein anderer um guten Rath, ſo ſage ich wol, daß ich bereit ſei ihn zu geben, jedoch nur mit dem Beding, daß er verſprechen wolle nicht danach zu handeln."

Das Geſpräch lenkte ſich auf das Neue Teſtament, indem ich erzählte, daß ich die Stelle nachgeleſen, wo Chriſtus auf dem Meere wandelt und Petrus ihm entgegengeht. „Wenn man die Evangeliſten lange nicht geleſen", ſagte ich, „ſo erſtaunt man immer wieder über die ſittliche Großheit der Figuren. Man findet in den hohen Anforderungen an unſere moraliſche Willenskraft auch eine Art von kategoriſchem Imperativ."

„Beſonders", ſagte Goethe, „finden Sie den kategoriſchen

Imperativ des Glaubens, welches ſodann Mohammed noch weiter getrieben hat."

„Uebrigens", ſagte ich, „ſind die Evangeliſten, wenn man ſie näher anſieht, voller Abweichungen und Widerſprüche, und die Bücher müſſen wunderliche Schickſale gehabt haben, ehe ſie ſo beiſammengebracht ſind, wie wir ſie nun haben."

„Es iſt ein Meer auszutrinken", ſagte Goethe, „wenn man ſich in eine hiſtoriſche und kritiſche Unterſuchung dieſerhalb einläßt. Man thut immer beſſer, ſich ohne weiteres an das zu halten, was wirklich da iſt, und ſich davon anzueignen, was man für ſeine ſittliche Cultur und Stärkung gebrauchen kann. Uebrigens iſt es hübſch, ſich die Localität deutlich zu machen, und da kann ich Ihnen nichts Beſſeres empfehlen als das herrliche Buch von Röhr über Paläſtina. Der verſtorbene Großherzog hatte über dieſes Buch eine ſolche Freude, daß er es zweimal kaufte, indem er das erſte Exemplar, nachdem er es geleſen, der Bibliothek ſchenkte und das andere für ſich behielt, um es immer in ſeiner Nähe zu haben."

Ich wunderte mich über des Großherzogs Theilnahme an ſolchen Dingen. „Darin", ſagte Goethe, „war er groß. Er hatte Intereſſe für alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach ſchlagen in welches es wollte. Er war immer vorſchreitend, und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, ſuchte er bei ſich einheimiſch zu machen. Wenn etwas mislang, ſo war davon weiter nicht die Rede. Ich dachte oft wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entſchuldigen wollte, allein er ignorirte jedes Mislingen auf die heiterſte Weiſe und ging immer ſogleich wieder auf etwas Neues los. Es war dieſes eine eigene Größe ſeines Weſens, und zwar nicht durch Bildung gewonnen, ſondern angeboren."

Zum Nachtiſch betrachteten wir einige Kupfer nach neueſten Meiſtern, beſonders im landſchaftlichen Fach, wobei mit Freuden bemerkt wurde, daß daran nichts Falſches wahrzunehmen. „Es iſt ſeit Jahrhunderten ſo viel Gutes in der Welt", ſagte Goethe, „daß man ſich billig nicht wundern ſollte, wenn es wirkt und wieder Gutes hervorruft."

„Es ist nur das Ueble", sagte ich, „daß es so viele falsche Lehren gibt, und daß ein junges Talent nicht weiß, welchem Heiligen es sich widmen soll."

„Davon haben wir Proben", sagte Goethe; „wir haben ganze Generationen an falschen Maximen verloren gehen und leiden sehen, und haben selber darunter gelitten. Und nun in unsern Tagen die Leichtigkeit, jeden Irrthum durch den Druck sogleich allgemein predigen zu können! Mag ein solcher Kunstrichter nach einigen Jahren auch besser denken, und mag er auch seine bessere Ueberzeugung öffentlich verbreiten, seine Irrlehre hat doch unterdeß gewirkt und wird auch künftig gleich einem Schlingkraut neben dem Guten immer fortwirken. Mein Trost ist nur, daß ein wirklich großes Talent nicht irrezuleiten und nicht zu verderben ist."

Wir betrachteten die Kupfer weiter. „Es sind wirklich gute Sachen", sagte Goethe; „Sie sehen reine hübsche Talente, die was gelernt und die sich Geschmack und Kunst in bedeutendem Grade angeeignet haben. Allein doch fehlt diesen Bildern allen etwas und zwar — das Männliche. Merken Sie sich dieses Wort, und unterstreichen Sie es. Es fehlt den Bildern eine gewisse zudringliche Kraft, die in frühern Jahrhunderten sich überall aussprach und die dem jetzigen fehlt, und zwar nicht blos in Werken der Malerei, sondern auch in allen übrigen Künsten. Es lebt ein schwächeres Geschlecht, von dem sich nicht sagen läßt, ob es so ist durch die Zeugung oder durch eine schwächere Erziehung und Nahrung."

„Man sieht aber dabei", sagte ich, „wie viel in den Künsten auf eine große Persönlichkeit ankommt, die freilich in frühern Jahrhunderten besonders zu Hause war. Wenn man in Venedig vor den Werken von Tizian und Paul Veroneſe steht, so empfindet man den gewaltigen Geist dieser Männer in ihrem ersten Aperçu von dem Gegenstande wie in der letzten Ausführung. Ihr großes energisches Empfinden hat die Glieder des ganzen Bildes durchdrungen, und diese höhere Gewalt der künstlerischen Persönlichkeit dehnt unser eigenes Wesen aus und erhebt uns über uns selbst, wenn wir solche Werke betrachten. Dieser männliche Geist,

von dem Sie ſagen, findet ſich auch ganz beſonders in den Rubens'ſchen Landſchaften. Es ſind freilich auch nur Bäume, Erdboden, Waſſer, Felſen und Wolken, allein ſeine kräftige Geſinnung iſt in die Formen gefahren, und ſo ſehen wir zwar immer die bekannte Natur, allein wir ſehen ſie von der Gewalt des Künſtlers durchdrungen und nach ſeinem Sinne von neuem hervorgebracht."

„Allerdings", ſagte Goethe, „iſt in der Kunſt und Poeſie die Perſönlichkeit alles; allein doch hat es unter den Kritikern und Kunſtrichtern der neueſten Zeit ſchwache Perſonnagen gegeben, die dieſes nicht zugeſtehen und die eine große Perſönlichkeit bei einem Werke der Poeſie oder Kunſt nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wiſſen.

„Aber freilich, um eine große Perſönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum ſelber etwas ſein. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgeſprochen, waren arme Heringe und einer ſolchen Erhebung nicht fähig; oder ſie waren unverſchämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer ſchwachen Welt mehr aus ſich machen wollten und auch wirklich machten, als ſie waren."

Montag den 14. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tiſche. Er hatte die „Memoiren" des Generals Rapp geleſen, wodurch das Geſpräch auf Napoleon kam, und welch ein Gefühl die Madame Lätitia müſſe gehabt haben, ſich als Mutter ſo vieler Helden und einer ſo gewaltigen Familie zu wiſſen. „Sie hatte Napoleon, ihren zweiten Sohn, geboren als ſie achtzehn Jahre alt war und ihr Gemahl dreiundzwanzig, ſodaß alſo die friſcheſte Jugendkraft der Aeltern ſeinem phyſiſchen Theile zugute kam. Neben ihm gebiert ſie drei andere Söhne, alle bedeutend begabt, tüchtig und energiſch in weltlichen Dingen und alle mit einem gewiſſen poetiſchen Talent. Auf ſolche vier Söhne folgen drei Töchter, und zuletzt Jérôme, der am ſchwächſten von allen ausgeſtattet geweſen zu ſein ſcheint.

„Das Talent iſt freilich nicht erblich, allein es will eine tüchtige phyſiſche Unterlage, und da iſt es denn keineswegs einerlei, ob jemand der Erſt- oder Letztgeborene, und ob er von kräftigen und jungen, oder von ſchwachen und alten Aeltern iſt gezeugt worden.“

„Merkwürdig iſt“, ſagte ich, „daß ſich von allen Talenten das muſikaliſche am früheſten zeigt, ſodaß Mozart in ſeinem fünften, Beethoven in ſeinem achten, und Hummel in ſeinem neunten Jahre ſchon die nächſte Umgebung durch Spiel und Compoſitionen in Erſtaunen ſetzten.“

„Das muſikaliſche Talent“, ſagte Goethe, „kann ſich wol am früheſten zeigen, indem die Muſik ganz etwas Angeborenes, Inneres iſt, das von außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freilich, eine Erſcheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären iſt. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn ſie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen verſuchte, die wir anſtaunen, und nicht begreifen woher ſie kommen!“

Dienstag den 15. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tiſche. Ich erzähle ihm vom Theater: er lobt das geſtrige Stück, „Heinrich der Dritte“ von Dumas, als ganz vortrefflich, findet jedoch natürlich, daß es für das Publikum nicht die rechte Speiſe geweſen. „Ich hätte es unter meiner Direction nicht zu bringen gewagt“, ſagte er, „denn ich erinnere mich noch gar wohl, was wir mit dem «Standhaften Prinzen» für Noth gehabt, um ihn beim Publikum einzuſchwärzen, der doch noch weit menſchlicher und poetiſcher iſt und im Grunde weit näher liegt als «Heinrich der Dritte».“

Ich rede vom „Groß-Kophta“, den ich in dieſen Tagen abermals geleſen. Ich gehe die einzelnen Scenen geſprächsweiſe durch und ſchließe mit dem Wunſch, es einmal auf der Bühne zu ſehen.

„Es ist mir lieb" sagte Goethe, „daß Ihnen das Stück gefällt, und daß Sie herausfinden was ich hineingearbeitet habe. Es war im Grunde keine geringe Operation, ein ganz reales Factum erst poetisch und dann theatralisch zu machen. Und doch werden Sie zugeben, daß das Ganze recht eigentlich für die Bühne gedacht ist. Schiller war auch sehr für das Stück, und wir haben es einmal gegeben, wo es sich denn für höhere Menschen wirklich brillant machte. Für das Publikum im allgemeinen jedoch ist es nicht; die behandelten Verbrechen behalten immer etwas Apprehensives, wobei es den Leuten nicht heimlich ist. Es fällt seinem verwegenen Charakter nach ganz in den Kreis der «Klara Gazul», und der französische Dichter könnte mich wirklich beneiden, daß ich ihm ein so gutes Sujet weggenommen. Ich sage ein so gutes Sujet, denn im Grunde ist es nicht blos von sittlicher, sondern auch von großer historischer Bedeutung; das Factum geht der Französischen Revolution unmittelbar voran und ist davon gewissermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandgeschichte so nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und so hatte sie denn in der Meinung des Volks den Standpunkt verloren, um unantastbar zu sein. Der Haß schadet niemand, aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzt. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten sich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewisse Journale erst verächtlich machen."

Donnerstag den 17. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tische. Ich bringe ihm seinen „Aufenthalt in Karlsbad" vom Jahre 1807, dessen Redaction ich am Morgen beendigt. Wir reden über kluge Stellen, die darin als flüchtige Tagesbemerkungen vorkommen. „Man meint immer", sagte Goethe lachend, „man müsse alt werden um gescheit zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten als man gewesen ist. Der Mensch wird in seinen verschiedenen Lebensstufen

wol ein anderer, aber er kann nicht sagen, daß er ein besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahre recht haben als in seinem sechzigsten.

„Man sieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirgs, und anders auf den Gletschern des Urgebirgs. Man sieht auf dem einen Standpunkt ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber das ist auch alles, und man kann nicht sagen, daß man auf dem einen mehr recht hätte als auf dem andern. Wenn daher ein Schriftsteller aus verschiedenen Stufen seines Lebens Denkmale zurückläßt, so kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen besitze, daß er auf jeder Stufe rein gesehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke gerade und treu gesagt habe wie er gedacht. Dann wird sein Geschriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entstanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag sich auch später entwickeln und verändern wie er wolle."

Ich gab diesen guten Worten meine vollkommene Beistimmung. „Es kam mir in diesen Tagen ein Blatt Makulatur in die Hände", fuhr Goethe fort, „das ich las. Hm! sagte ich zu mir selber, was da geschrieben steht, ist gar nicht so unrecht, du denkst auch nicht anders und würdest es auch nicht viel anders gesagt haben. Als ich aber das Blatt recht besehe, war es ein Stück aus meinen eigenen Werken. Denn da ich immer vorwärts strebe, so vergesse ich was ich geschrieben habe, wo ich denn sehr bald in den Fall komme, meine Sachen als etwas durchaus Fremdes anzusehen."

Ich erkundigte mich nach dem „Faust", und wie er vorrücke. „Der läßt mich nun nicht wieder los", sagte Goethe, „ich denke und erfinde täglich daran fort. Ich habe nun auch das ganze Manuscript des zweiten Theils heute heften lassen, damit es mir als eine sinnliche Masse vor Augen sei. Die Stelle des fehlenden vierten Actes habe ich mit weißem Papier ausgefüllt, und es ist keine Frage, daß das Fertige anlockt und reizt, um das zu vollenden, was noch zu thun ist. Es liegt in solchen sinnlichen Dingen mehr als man denkt, und man muß dem Geistigen mit allerlei Künsten zu Hülfe kommen."

Goethe ließ den geheften neuen „Fauſt“ hereinbringen, und ich war erſtaunt über die Maſſe des Geſchriebenen, das im Manuſcript als ein guter Foliosband mir vor Augen war.

„Es iſt doch alles“, ſagte ich, „ſeit den ſechs Jahren gemacht, die ich hier bin, und doch haben Sie bei dem andern Vielen, was ſeitdem geſchehen, nur ſehr wenige Zeit darauf verwenden können. Man ſieht aber, wie etwas heranwächſt, wenn man auch nur hin und wieder etwas hinzuthut.“

„Davon überzeugt man ſich beſonders wenn man älter wird“, ſagte Goethe, „während die Jugend glaubt, es müſſe alles an Einem Tage geſchehen. Wenn aber das Glück mir günſtig iſt, und ich mich ferner wohl befinde, ſo hoffe ich in den nächſten Frühlingsmonaten am vierten Act ſehr weit zu kommen. Es war auch dieſer Act, wie Sie wiſſen, längſt erfunden; allein da ſich das übrige während der Ausführung ſo ſehr geſteigert hat, ſo kann ich jetzt von der frühern Erfindung nur das Allgemeinſte brauchen, und ich muß nun auch dieſes Zwiſchenſtück durch neue Erfindungen ſo heranheben, daß es dem andern gleich werde.“

„Es kommt doch in dieſem zweiten Theil“, ſagte ich, „eine weit reichere Welt zur Erſcheinung als im erſten.“

„Ich ſollte denken“, ſagte Goethe. „Der erſte Theil iſt faſt ganz ſubjectiv; es iſt alles aus einem befangenern, leidenſchaftlichern Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menſchen auch ſo wohlthun mag. Im zweiten Theile aber iſt faſt gar nichts Subjectives, es erſcheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenſchaftloſere Welt, und wer ſich nicht etwas umgethan und einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wiſſen.“

„Es ſind darin einige Denkübungen“, ſagte ich, „und es möchte auch mitunter einige Gelehrſamkeit erfordert werden. Es iſt mir nur lieb, daß ich Schelling's Büchlein über die Kabiren geleſen, und daß ich nun weiß, wohin Sie in jener famoſen Stelle der «Claſſiſchen Walpurgisnacht» deuten.“

„Ich habe immer gefunden“, ſagte Goethe lachend, „daß es gut ſei, etwas zu wiſſen.“

Freitag den 18. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tiſche. Wir reden über verſchiedene Regierungsformen, und es kommt zur Sprache, welche Schwierigkeiten ein zu großer Liberalismus habe, indem er die Anforderungen der einzelnen hervorrufe, und man vor lauter Wünſchen zuletzt nicht mehr wiſſe, welche man befriedigen ſolle. Man werde finden, daß man von oben herab mit zu großer Güte, Milde und moraliſcher Delicateſſe auf die Länge nicht durchkomme, indem man eine gemiſchte und mitunter verruchte Welt zu behandeln und in Reſpect zu erhalten habe. Es wird zugleich erwähnt, daß das Regierungsgeſchäft ein ſehr großes Metier ſei, das den ganzen Menſchen verlange, und daß es daher nicht gut, wenn ein Regent zu große Nebenrichtungen, wie z. B. eine vorwaltende Tendenz zu den Künſten, habe, wodurch nicht allein das Intereſſe des Fürſten, ſondern auch die Kräfte des Staats gewiſſen nöthigern Dingen entzogen würden. Eine vorwaltende Neigung zu den Künſten ſei mehr die Sache reicher Privatleute.

Goethe erzählte mir ſodann, daß ſeine „Metamorphoſe der Pflanzen“ mit Soret's Ueberſetzung gut vorrücke, und daß ihm bei der jetzigen nachträglichen Bearbeitung dieſes Gegenſtandes, beſonders der Spirale, ganz unerwartet günſtige Dinge von außen zu Hülfe kommen. „Wir beſchäftigen uns“, ſagte er, „wie Sie wiſſen, mit dieſer Ueberſetzung ſchon länger als ſeit einem Jahre, es ſind tauſend Hinderniſſe dazwiſchengetreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig geſtockt, und ich habe es oft im ſtillen verwünſcht. Nun aber komme ich in den Fall, alle dieſe Hinderniſſe zu verehren, indem im Laufe dieſer Zögerungen außerhalb, bei andern trefflichen Menſchen, Dinge herangereift ſind, die jetzt als das ſchönſte Waſſer auf meine Mühle mich über alle Begriffe weiter bringen und meine Arbeit einen Abſchluß erlangen laſſen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar geweſen. Dergleichen iſt mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in ſolchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämoniſches zu glauben, das man anbetet, ohne ſich anzumaßen es weiter erklären zu wollen.“

Sonnabend den 19. Februar 1831.

Bei Goethe zu Tiſche mit Hofrath Vogel. Goethen war eine Broſchüre über die Inſel Helgoland zugekommen, worin er mit großem Intereſſe las und uns das Weſentlichſte daraus mittheilte.

Nach den Geſprächen über eine ſo eigenthümliche Localität kamen ärztliche Dinge an die Reihe, und Vogel erzählte als das Neueſte des Tages von den natürlichen Blattern, die trotz aller Impfung mit einem male wieder in Eiſenach hervorgebrochen ſeien und in kurzer Zeit berits viele Menſchen hingerafft hätten.

„Die Natur", ſagte Vogel, „ſpielt einem doch immer einmal wieder einen Streich, und man muß ſehr aufpaſſen, wenn eine Theorie gegen ſie ausreichen ſoll. Man hielt die Schutzblattern ſo ſicher und ſo untrüglich, daß man ihre Einimpfung zum Geſetz machte. Nun aber dieſer Vorfall in Eiſenach, wo die Geimpften von den natürlichen dennoch befallen worden, macht die Unfehlbarkeit der Schutzblattern verdächtig und ſchwächt die Motive für das Anſehen des Geſetzes."

„Dennoch aber", ſagte Goethe, „bin ich dafür, daß man von dem ſtrengen Gebot der Impfung auch ferner nicht abgehe, indem ſolche kleine Ausnahmen gegen die unüberſehbaren Wohlthaten des Geſetzes gar nicht in Betracht kommen."

„Ich bin auch der Meinung", ſagte Vogel, „und möchte ſogar behaupten, daß in allen ſolchen Fällen, wo die Schutzblattern vor den natürlichen nicht geſichert, die Impfung mangelhaft geweſen iſt. Soll nämlich die Impfung ſchützen, ſo muß ſie ſo ſtark ſein, daß Fieber entſteht; ein bloßer Hautreiz ohne Fieber ſchützt nicht. Ich habe daher heute in der Seſſion den Vorſchlag gethan, eine verſtärkte Impfung der Schutzblattern allen im Lande damit Beauftragten zur Pflicht zu machen."

„Ich hoffe, daß Ihr Vorſchlag durchgegangen iſt", ſagte Goethe, „ſowie ich immer dafür bin, ſtrenge auf ein Geſetz zu halten, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo man aus Schwäche und übertriebener Liberalität überall mehr nachgibt als billig."

Es kam ſodann zur Sprache, daß man jetzt auch in der Zurechnungsfähigkeit der Verbrecher anfange weich und ſchlaff zu werden, und daß ärztliche Zeugniſſe und Gutachten oft dahin gehen, dem Verbrecher an der verwirkten Strafe vorbeizuhelfen. Bei dieſer Gelegenheit lobte Vogel einen jungen Phyſikus, der in ähnlichen Fällen immer Charakter zeige, und der noch kürzlich bei dem Zweifel eines Gerichts, ob eine gewiſſe Kindesmörderin für zurechnungsfähig zu halten, ſein Zeugniß dahin ausgeſtellt habe, daß ſie es allerdings ſei.

Sonntag den 20. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tiſche. Er eröffnet mir, daß er meine Beobachtung über die blauen Schatten im Schnee, daß ſie nämlich aus dem Widerſchein des blauen Himmels entſtehen, geprüft habe und für richtig anerkenne. „Es kann jedoch beides zugleich wirken", ſagte er, „und die durch das gelbliche Licht erregte Forderung kann die blaue Erſcheinung verſtärken." Ich gebe dieſes vollkommen zu und freue mich, daß Goethe mir endlich beiſtimmt.

„Es ärgert mich nur", ſagte ich, „daß ich meine Farbenbeobachtungen am Monte-Roſa und Montblanc nicht an Ort und Stelle im Detail niedergeſchrieben habe. Das Hauptreſultat jedoch war, daß in einer Entfernung von achtzehn bis zwanzig Stunden mittags bei der hellſten Sonne der Schnee gelb, ja röthlichgelb erſchien, während die ſchneefreien dunkeln Theile des Gebirgs im entſchiedenſten Blau herüberſahen. Das Phänomen überraſchte mich nicht, indem ich mir hatte vorherſagen können, daß die gehörige Maſſe von zwiſchenliegender Trübe dem die Mittagsſonne reflectirenden weißen Schnee einen tiefgelben Ton geben würde; aber das Phänomen freute mich beſonders aus dem Grunde, weil es die irrige Anſicht einiger Naturforſcher, daß die Luft eine blaufärbende Eigenſchaft beſitze, ſo ganz entſchieden widerlegt. Denn wäre die Luft in ſich bläulich, ſo hätte eine Maſſe von zwanzig Stunden, wie ſie zwiſchen mir und dem Monte-Roſa

lag, den Schnee müſſen hellblau oder weißbläulich durchſcheinen laſſen, aber nicht gelb und gelbröthlich."

„Die Beobachtung", ſagte Goethe, „iſt von Bedeutung und widerlegt jenen Irrthum durchaus."

„Im Grunde", ſagte ich, „iſt die Lehre vom Trüben ſehr einfach, ſodaß man gar zu leicht zu dem Glauben verführt wird, man könne ſie einem andern in wenig Tagen und Stunden überliefern. Das Schwierige aber iſt, nun mit dem Geſetz zu operiren und ein Urphänomen in tauſendfältig bedingten und verhüllten Erſcheinungen immer wiederzuerkennen."

„Ich möchte es dem Whiſt vergleichen", ſagte Goethe, „deſſen Geſetze und Regeln auch gar leicht zu überliefern ſind, das man aber ſehr lange geſpielt haben muß, um darin ein Meiſter zu ſein. Ueberhaupt lernt niemand etwas durch bloßes Anhören, und wer ſich in gewiſſen Dingen nicht ſelbſt thätig bemüht, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb."

Goethe erzählte mir ſodann von dem Buche eines jungen Phyſikers, das er loben müſſe wegen der Klarheit, mit der es geſchrieben, und dem er die teleologiſche Richtung gern nachſehe.

„Es iſt dem Menſchen natürlich", ſagte Goethe, „ſich als das Ziel der Schöpfung zu betrachten und alle übrigen Dinge nur in Bezug auf ſich und inſofern ſie ihm dienen und nützen. Er bemächtigt ſich der vegetabiliſchen und animaliſchen Welt, und indem er andere Geſchöpfe als paſſende Nahrung verſchlingt, erkennt er ſeinen Gott und preiſt deſſen Güte, die ſo väterlich für ihn geſorgt. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck gibt, glaubt er auch daß ſie dazu ſind geſchaffen worden. Ja er kann ſich nicht denken, daß nicht auch das kleinſte Kraut für ihn da ſei, und wenn er deſſen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt hat, ſo glaubt er doch daß ſolches ſich künftig ihm gewiß entdecken werde.

„Und wie der Menſch nun im allgemeinen denkt, ſo denkt er auch im beſondern, und er unterläßt nicht, ſeine gewohnte Anſicht aus dem Leben auch in die Wiſſenſchaft zu tragen

und auch bei den einzelnen Theilen eines organischen Wesens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen.

„Dies mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wissenschaft eine Weile damit durchkommen; allein gar bald wird er auf Erscheinungen stoßen, wo er mit einer so kleinen Ansicht nicht ausreicht, und wo er ohne höhern Halt sich in lauter Widersprüchen verwickelt.

„Solche Nützlichkeitslehrer sagen wol: der Ochse habe Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: warum hat das Schaf keine? und wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, sodaß sie ihm zu nichts dienen?

„Etwas anderes aber ist es, wenn ich sage: der Ochse wehrt sich mit seinen Hörnern, weil er sie hat.

„Die Frage nach dem Zweck, die Frage Warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? Denn wenn ich frage: Wie hat der Ochse Hörner? so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann.

„So hat der Mensch in seinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage Warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage Wie? mich belehrt, daß diese Höhlen Reste des thierischen Schädels sind, die sich bei solchen geringern Organisationen in stärkerm Maße befinden, und die sich beim Menschen trotz seiner Höhe noch nicht ganz verloren haben.

„Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab damit er sich vertheidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen.

„Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter gibt und dem Menschen Speise und Trank so viel er genießen mag; ich aber bete den an, der eine solche Productionskraft

in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteſte Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geſchöpfen wimmelt, ſodaß Krieg, Peſt, Waſſer und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das iſt mein Gott!"

Montag den 21. Februar 1831.

Goethe lobte ſehr die neueſte Rede von Schelling, womit dieſer die münchener Studenten beruhigt. „Die Rede", ſagte er, „iſt durch und durch gut, und man freut ſich einmal wieder über das vorzügliche Talent, das wir lange kannten und verehrten. Es war in dieſem Falle ein trefflicher Gegenſtand und ein redlicher Zweck, wo ihm denn das Vorzüglichſte gelungen iſt. Könnte man von dem Gegenſtande und Zweck ſeiner Kabirenſchrift daſſelbige ſagen, ſo würden wir ihn auch da rühmen müſſen, denn ſeine rhetoriſchen Talente und Künſte hat er auch da bewieſen."

Schelling's „Kabiren" brachten das Geſpräch auf die „Claſſiſche Walpurgisnacht", und wie ſich dieſe von den Brockenſcenen des erſten Theils unterſcheide.

„Die alte Walpurgisnacht", ſagte Goethe, „iſt monarchiſch, indem der Teufel dort überall als entſchiedenes Oberhaupt reſpectirt wird; die claſſiſche aber iſt durchaus republikaniſch, indem alles in der Breite nebeneinander ſteht, ſodaß der eine ſo viel gilt wie der andere, und niemand ſich ſubordinirt und ſich um den andern bekümmert."

„Auch", ſagte ich, „ſondert ſich in der claſſiſchen alles in ſcharf umriſſene Individualitäten, während auf dem deutſchen Blocksberg jedes einzelne ſich in eine allgemeine Hexenmaſſe auflöſt."

„Deshalb", ſagte Goethe, „weiß auch der Mephiſtopheles, was es zu bedeuten hat, wenn der Homunculus ihm von theſſaliſchen Hexen redet. Ein guter Kenner des Alterthums wird bei dem Worte theſſaliſche Hexen ſich auch einiges zu denken vermögen, während es dem Ungelehrten ein bloßer Name bleibt."

„Das Alterthum", ſagte ich, „mußte Ihnen doch ſehr lebendig ſein, um alle jene Figuren wieder ſo friſch ins Leben treten zu laſſen und ſie mit ſolcher Freiheit zu gebrauchen und zu behandeln, wie Sie es gethan haben."

„Ohne eine lebenslängliche Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt", ſagte Goethe, „wäre es mir nicht möglich geweſen. Das Schwierige indeſſen war, ſich bei ſo großer Fülle mäßig zu halten und alle ſolche Figuren abzulehnen, die nicht durchaus zu meiner Intention paßten. So habe ich z. B. von dem Minotaurus, den Harpyien und einigen andern Ungeheuern keinen Gebrauch gemacht."

„Aber was Sie in jener Nacht erſcheinen laſſen", ſagte ich, „iſt alles ſo zuſammengehörig und ſo gruppirt, daß man es ſich in der Einbildungskraft leicht und gern zurückruft und alles willig ein Bild macht. Die Maler werden ſich ſo gute Anläſſe auch gewiß nicht entgehen laſſen; beſonders freue ich mich, den Mephiſtopheles bei den Phorkyaden zu ſehen, wo er im Profil die famöſe Maske probirt."

„Es ſtecken darin einige gute Späße", ſagte Goethe, „welche die Welt über kurz oder lang auf manche Weiſe benutzen wird. Wenn die Franzoſen nur erſt die «Helena» gewahr werden und ſehen, was daraus für ihr Theater zu machen iſt! Sie werden das Stück wie es iſt verderben; aber ſie werden es zu ihren Zwecken klug gebrauchen, und das iſt alles was man erwarten und wünſchen kann. Der Phorkyas werden ſie ſicher einen Chor von Ungeheuern beigeben, wie es an einer Stelle auch bereits angedeutet iſt."

„Es käme darauf an", ſagte ich, „daß ein tüchtiger Poet von der romantiſchen Schule das Stück durchweg als Oper behandelte, und Roſſini ſein großes Talent zu einer bedeutenden Compoſition zuſammennähme, um mit der «Helena» Wirkung zu thun. Denn es ſind darin Anläſſe zu prächtigen Decorationen, überraſchenden Verwandlungen, glänzenden Coſtümen und reizenden Balleten, wie nicht leicht in einem andern Stück, ohne zu erwähnen, daß eine ſolche Fülle von Sinnlichkeit ſich auf dem Fundament einer geiſtreichen Fabel bewegt, wie ſie nicht leicht beſſer erfunden werden dürfte."

„Wir wollen erwarten", ſagte Goethe, „was uns die

Götter Weiteres bringen. Es läßt ſich in ſolchen Dingen nichts beſchleunigen. Es kommt darauf an, daß es den Menſchen aufgehe, und daß Theaterdirectoren, Poeten und Componiſten darin ihren Vortheil gewahr werden."

Dienstag den 22. Februar 1831.

Oberconſiſtorialrath Schwabe begegnet mir in den Straßen; ich begleite ihn eine Strecke, wo er mir von ſeinen mannichfaltigen Geſchäften erzählt und ich in den bedeutenden Wirkungskreis dieſes vorzüglichen Mannes hineinblicke. Er ſagt, daß er in den Nebenſtunden ſich mit Herausgabe eines Bändchens neuer Predigten beſchäftige, daß eins ſeiner Schulbücher kürzlich ins Däniſche überſetzt, daß davon vierzigtauſend Exemplare verkauft worden und man es in Preußen in den vorzüglichſten Schulen eingeführt habe. Er bittet mich ihn zu beſuchen, welches ich mit Freuden verſpreche.

Darauf mit Goethe zu Tiſche rede ich über Schwabe, und Goethe ſtimmt in deſſen Lob vollkommen ein. „Die Großherzogin", ſagte er, „ſchätzt ihn auch im hohen Grade, wie denn dieſe Dame überall recht gut weiß, was ſie an den Leuten hat. Ich werde ihn zu meiner Porträtſammlung zeichnen laſſen, und Sie thun ſehr wohl, ihn zu beſuchen und ihn vorläufig um dieſe Erlaubniß zu bitten. Beſuchen Sie ihn ja, zeigen Sie ihm Theilnahme an dem, was er thut und vorhat. Es wird für Sie von Intereſſe ſein, in einen Wirkungskreis eigener Art hineinzublicken, wovon man doch ohne einen nähern Verkehr mit einem ſolchen Manne keinen rechten Begriff hat."

Ich verſpreche dieſes zu thun, indem die Kenntniß praktiſch thätiger, das Nützliche befördernder Menſchen meine wahre Neigung iſt.

Mittwoch den 23. Februar 1831.

Vor Tiſche bei einem Spaziergange auf der Erfurter Chauſſee begegnet mir Goethe, welcher halten läßt und mich in ſeinen Wagen nimmt. Wir fahren eine gute Strecke hinaus bis auf die Höhe neben das Tannenhölzchen und reden über naturhiſtoriſche Dinge.

Die Hügel und Berge waren mit Schnee bedeckt, und ich erwähne die große Zartheit des Gelben, und daß in der Entfernung von einigen Meilen, mittels zwiſchenliegender Trübe, ein Dunkles eher blau erſcheine als ein Weißes gelb. Goethe ſtimmt mir zu, und wir ſprechen ſodann von der hohen Bedeutung der Urphänomene, hinter welchen man unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaube.

„Ich frage nicht", ſagte Goethe, „ob dieſes höchſte Weſen Verſtand und Vernunft habe, ſondern ich fühle, es iſt der Verſtand, es iſt die Vernunft ſelber. Alle Geſchöpfe ſind davon durchdrungen, und der Menſch hat davon ſo viel, daß er Theile des Höchſten erkennen mag."

Bei Tiſche kam das Beſtreben gewiſſer Naturforſcher zur Erwähnung, die, um die organiſche Welt zu durchſchreiten, von der Mineralogie aufwärts gehen wollen. „Dieſes iſt ein großer Irrthum", ſagte Goethe. „In der mineralogiſchen Welt iſt das Einfachſte das Herrlichſte, und in der organiſchen iſt es das Complicirteſte. Man ſieht alſo, daß beide Welten ganz verſchiedene Tendenzen haben, und daß von der einen zur andern keineswegs ein ſtufenartiges Fortſchreiten ſtattfindet."

Ich merkte mir dieſes als von großer Bedeutung.

Donnerstag den 24. Februar 1831.

Ich leſe Goethe's Aufſatz über Zahn in den „Wiener Jahrbüchern", den ich bewundere, indem ich die Prämiſſen bedenke, die es vorausſetzte, um ihn zu ſchreiben.

Bei Tiſche erzählt mir Goethe, daß Soret bei ihm ge-

weſen, und daß ſie in der Ueberſetzung der „Metamorphoſe“ einen hübſchen Fortſchritt gemacht.

„Das Schwierige bei der Natur“, ſagte Goethe, „iſt: das Geſetz auch da zu ſehen, wo es ſich uns verbirgt, und ſich nicht durch Erſcheinungen irremachen zu laſſen, die unſern Sinnen widerſprechen. Denn es widerſpricht in der Natur manches den Sinnen und iſt doch wahr. Daß die Sonne ſtillſtehe, daß ſie nicht auf- und untergehe, ſondern daß die Erde ſich täglich in undenkbarer Geſchwindigkeit herumwälze, widerſpricht den Sinnen ſo ſtark wie etwas, aber doch zweifelt kein Unterrichteter, daß es ſo ſei. Und ſo kommen auch widerſprechende Erſcheinungen im Pflanzenreiche vor, wobei man ſehr auf ſeiner Hut ſein muß, ſich dadurch nicht auf falſche Wege leiten zu laſſen.“

Sonnabend den 26. Februar 1831.

Ich las heute viel in Goethe's „Farbenlehre“ und freute mich, zu bemerken, daß ich dieſe Jahre her durch vielfache Uebung mit den Phänomenen in das Werk ſo hineingewachſen, um jetzt ſeine großen Verdienſte mit einiger Klarheit empfinden zu können. Ich bewundere, was es gekoſtet hat, ein ſolches Werk zuſammenzubringen, indem mir nicht blos die letzten Reſultate erſcheinen, ſondern indem ich tiefer blicke, was alles durchgemacht worden, um zu feſten Reſultaten zu gelangen.

Nur ein Menſch von großer moraliſcher Kraft konnte das durchführen, und wer es ihm nachthun wollte, müßte ſich daran ſehr hoch hinaufbringen. Alles Unzarte, Unwahre, Egoiſtiſche würde aus der Seele verſchwinden müſſen, oder die reine wahre Natur würde ihn verſchmähen. Bedächten dieſes die Menſchen, ſo würden ſie gern einige Jahre ihres Lebens daranwenden und den Kreis einer ſolchen Wiſſenſchaft auf ſolche Weiſe durchmachen, um daran Sinne, Geiſt und Charakter zu prüfen und zu erbauen. Sie würden Re-

ſpect vor dem Geſetzlichen gewinnen und dem Göttlichen ſo nahe treten, als es einem irdiſchen Geiſte überall nur möglich.

Dagegen beſchäftigt man ſich viel zu viel mit Poeſie und überſinnlichen Myſterien, welches ſubjective, nachgiebige Dinge ſind, die an den Menſchen weiter keine Anforderungen machen, ſondern ihm ſchmeicheln und im günſtigen Falle ihn laſſen wie er iſt.

In der Poeſie iſt nur das wahrhaft Große und Reine förderlich, was wiederum wie eine zweite Natur daſteht und uns entweder zu ſich heraufhebt, oder uns verſchmäht. Eine mangelhafte Poeſie hingegen entwickelt unſere Fehler, indem wir die anſteckenden Schwächen des Poeten in uns aufnehmen. Und zwar in uns aufnehmen ohne es zu wiſſen, weil wir das unſerer Natur Zuſagende nicht für mangelhaft erkennen.

Um aber in der Poeſie aus Gutem wie aus Schlechtem einigen Vortheil zu ziehen, müßte man bereits auf einer ſehr hohen Stufe ſtehen und ein ſolches Fundament beſitzen, um dergleichen Dinge als außer uns liegende Gegenſtände zu betrachten.

Deshalb lobe ich mir den Verkehr mit der Natur, die unſere Schwächen auf keine Weiſe begünſtigt, und die entweder etwas aus uns macht, oder überall nichts mit uns zu thun hat.

Montag den 28. Februar 1831.

Ich beſchäftige mich den ganzen Tag mit dem Manuſcript des vierten Bandes von Goethe's „Leben", das er mir geſtern zuſandte, um zu prüfen, was daran etwa noch zu thun ſein möchte. Ich bin glücklich über dieſes Werk, indem ich bedenke was es ſchon iſt und was es noch werden kann. Einige Bücher erſcheinen ganz vollendet und laſſen nichts Weiteres wünſchen. An andern dagegen iſt noch ein gewiſſer Mangel an Congruenz wahrzunehmen, welches daher entſtanden ſein mag, daß zu ſehr verſchiedenen Epochen daran iſt gearbeitet worden.

Dieſer ganze vierte Band iſt ſehr verſchieden von den drei frühern. Jene ſind durchaus fortſchreitend in einer gewiſſen gegebenen Richtung, ſodaß denn auch der Weg durch viele Jahre geht. Bei dieſem dagegen ſcheint die Zeit kaum zu rücken, auch ſieht man kein entſchiedenes Beſtreben der Hauptperſon. Manches wird unternommen, aber nicht vollendet, manches gewollt, aber anders geleitet: und ſo empfindet man überall eine heimlich einwirkende Gewalt, eine Art von Schickſal, das mannichfaltige Fäden zu einem Gewebe aufzieht, das erſt künftige Jahre vollenden ſollen.

Es war daher in dieſem Bande am Ort, von jener geheimen problematiſchen Gewalt zu reden, die alle empfinden, die kein Philoſoph erklärt, und über die der Religiöſe ſich mit einem tröſtlichen Worte hinaushilft.

Goethe nennt dieſes unausſprechliche Welt- und Lebensräthſel das Dämoniſche, und indem er ſein Weſen bezeichnet, fühlen wir daß es ſo iſt, und es kommt uns vor als würden vor gewiſſen Hintergründen unſers Lebens die Vorhänge weggezogen. Wir glauben weiter und deutlicher zu ſehen, werden aber bald gewahr, daß der Gegenſtand zu groß und mannichfaltig iſt, und daß unſere Augen nur bis zu einer gewiſſen Grenze reichen.

Der Menſch iſt überall nur für das Kleine geboren, und er begreift nur und hat nur Freude an dem, was ihm bekannt iſt. Ein großer Kenner begreift ein Gemälde, er weiß das verſchiedene Einzelne dem ihm bekannten Allgemeinen zu verknüpfen, und das Ganze wie das Einzelne iſt ihm lebendig. Er hat auch keine Vorliebe für gewiſſe einzelne Theile, er fragt nicht, ob ein Geſicht garſtig oder ſchön, ob eine Stelle hell oder dunkel, ſondern er fragt, ob alles an ſeinem Ort ſtehe und geſetzlich und recht ſei. Führen wir aber einen Unkundigen vor ein Gemälde von einigem Umfang, ſo werden wir ſehen, wie ihn das Ganze unberührt läßt oder verwirrt, wie einzelne Theile ihn anziehen, andere ihn abſtoßen, und wie er am Ende bei ihm bekannten ganz kleinen Dingen ſtehen bleibt, indem er etwa lobt, wie doch dieſer Helm und dieſe Feder ſo gut gemacht ſei.

Im Grunde aber ſpielen wir Menſchen vor dem großen

Schickſalsgemälde der Welt mehr oder weniger alle die Rolle dieſes Unkundigen. Die Lichtpartien, das Anmuthige ziehen uns an, die ſchattigen und widerwärtigen Stellen ſtoßen uns zurück, das Ganze verwirrt uns, und wir ſuchen vergebens nach der Idee eines einzigen Weſens, dem wir ſo Widerſprechendes zuſchreiben.

Nun kann wol einer in menſchlichen Dingen ein großer Kenner werden, indem es denkbar iſt, daß er ſich die Kunſt und das Wiſſen eines Meiſters vollkommen aneigne, allein in göttlichen Dingen könnte es nur ein Weſen, das dem Höchſten ſelber gleich wäre. Ja und wenn nun dieſes uns ſolche Geheimniſſe überliefern und offenbaren wollte, ſo würden wir ſie nicht zu faſſen und nichts damit anzufangen wiſſen, und wir würden wiederum jenem Unkundigen vor dem Gemälde gleichen, dem der Kenner ſeine Prämiſſen, nach denen er urtheilt, durch alles Einreden nicht mitzutheilen im Stande wäre.

In dieſer Hinſicht iſt es denn ſchon ganz recht, daß alle Religionen nicht unmittelbar von Gott ſelber gegeben worden, ſondern daß ſie, als das Werk vorzüglicher Menſchen, für das Bedürfniß und die Faßlichkeit einer großen Maſſe ihresgleichen berechnet ſind.

Wären ſie ein Werk Gottes, ſo würde ſie niemand begreifen; da ſie aber ein Werk der Menſchen ſind, ſo ſprechen ſie das Unerforſchliche nicht aus.

Die Religion der hochgebildeten alten Griechen kam nicht weiter, als daß ſie einzelne Aeußerungen des Unerforſchlichen durch beſondere Gottheiten verſinnlichte. Da aber ſolche Einzelheiten beſchränkte Weſen waren und im Ganzen des Zuſammenhangs eine Lücke blieb, ſo erfanden ſie die Idee des Fatums, das ſie über alle ſetzten, wodurch denn, da dieſes wiederum ein vielſeitig Unerforſchliches blieb, die Angelegenheit mehr abgethan als abgeſchloſſen wurde.

Chriſtus dachte einen alleinigen Gott, dem er alle die Eigenſchaften beilegte, die er in ſich ſelbſt als Vollkommenheiten empfand. Er ward das Weſen ſeines eigenen ſchönen Innern, voll Güte und Liebe wie er ſelber, und ganz geeignet daß gute Menſchen ſich ihm vertrauensvoll hingeben und dieſe

Idee, als die süßeste Verknüpfung nach oben, in sich aufnehmen.

Da nun aber das große Wesen, welches wir die Gottheit nennen, sich nicht blos im Menschen, sondern auch in einer reichen gewaltigen Natur und in mächtigen Weltbegebenheiten ausspricht, so kann auch natürlich eine nach menschlichen Eigenschaften von ihm gebildete Vorstellung nicht ausreichen, und der Aufmerkende wird bald auf Unzulänglichkeiten und Widersprüche stoßen, die ihn in Zweifel, ja in Verzweiflung bringen, wenn er nicht entweder klein genug ist, sich durch eine künstliche Ausrede beschwichtigen zu lassen, oder groß genug, sich auf den Standpunkt einer höhern Ansicht zu erheben.

Einen solchen Standpunkt fand Goethe früh in Spinoza, und er erkennt mit Freuden, wie sehr die Ansichten dieses großen Denkers den Bedürfnissen seiner Jugend gemäß gewesen. Er fand in ihm sich selber, und so konnte er sich auch an ihm auf das schönste befestigen.

Und da nun solche Ansichten nicht subjectiver Art waren, sondern in den Werken und Aeußerungen Gottes durch die Welt ein Fundament hatten, so waren es nicht Schalen, die er bei seiner eigenen spätern tiefen Welt- und Naturforschung als unbrauchbar abzuwerfen in den Fall kam, sondern es war das anfängliche Keimen und Wurzeln einer Pflanze, die durch viele Jahre in gleich gesunder Richtung fortwuchs und sich zuletzt zu der Blüte einer reichen Erkenntniß entfaltete.

Widersacher haben ihn oft beschuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber blos den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war. Wollte er den seinigen aussprechen, so würden sie erstaunen, aber sie würden nicht fähig sein ihn zu fassen.

Goethe selbst aber ist weit entfernt zu glauben, daß er das höchste Wesen erkenne wie es ist. Alle seine schriftlichen und mündlichen Aeußerungen gehen darauf hin, daß es ein Unerforschliches sei, wovon der Mensch nur annähernde Spuren und Ahnungen habe.

Uebrigens ist die Natur und sind wir Menschen alle vom Göttlichen so durchdrungen, daß es uns hält, daß wir darin leben, weben und sind, daß wir nach ewigen Gesetzen leiden

und uns freuen, daß wir sie ausüben und daß sie an uns ausgeübt werden, gleichviel ob wir sie erkennen oder nicht.

Schmeckt doch dem Kinde der Kuchen, ohne daß es vom Bäcker weiß, und dem Sperling die Kirsche, ohne daß er daran denkt wie sie gewachsen ist.

Mittwoch den 2. März 1831.

Heute bei Goethe zu Tische kam das Gespräch bald wieder auf das Dämonische, und er fügte zu dessen näherer Bezeichnung noch Folgendes hinzu.

„Das Dämonische", sagte er, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen."

„Napoleon", sagte ich, „scheint dämonischer Art gewesen zu sein."

„Er war es durchaus", sagte Goethe, „im höchsten Grade, sodaß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist. Auch der verstorbene Großherzog war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, sodaß sein eigenes Reich ihm zu klein war, und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter."

„Erscheint nicht auch", sagte ich, „das Dämonische in den Begebenheiten?"

„Ganz besonders", sagte Goethe, „und zwar in allen, die wir durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen vermögen. Ueberhaupt manifestirt es sich auf die verschiedenste Weise in der ganzen Natur, in der unsichtbaren wie in der sichtbaren. Manche Geschöpfe sind ganz dämonischer Art, in manchen sind Theile von ihm wirksam."

„Hat nicht auch", sagte ich, „der Mephistopheles dämonische Züge?"

„Nein", sagte Goethe; „der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen, das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Thatkraft.

„Unter den Künſtlern“, fuhr Goethe fort, „findet es ſich mehr bei Muſikern, weniger bei Malern. Bei Paganini zeigt es ſich im hohen Grade, wodurch er denn auch ſo große Wirkungen hervorbringt.“

Ich war ſehr erfreut über alle dieſe Bezeichnungen, wodurch es mir nun deutlicher wurde, was Goethe ſich unter dem Begriff des Dämoniſchen dachte.

Wir reden ſodann viel über den vierten Band, und Goethe bittet mich, aufzuzeichnen was noch daran möchte zu thun ſein.

Donnerstag den 3. März 1831.

Mittags mit Goethe. Er ſah einige architektoniſche Hefte durch und meinte, es gehöre einiger Uebermuth dazu, Paläſte zu bauen, indem man nie ſicher ſei, wie lange ein Stein auf dem andern bleiben würde. „Wer in Zelten leben kann“, ſagte er, „ſteht ſich am beſten. Oder wie gewiſſe Engländer thun, die von einer Stadt und einem Wirthshaus ins andere ziehen und überall eine hübſche Tafel gedeckt finden.“

Sonntag den 6. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſche in mancherlei Unterhaltungen. Wir reden auch von Kindern und deren Unarten, und er vergleicht ſie den Stengelblättern einer Pflanze, die nach und nach von ſelber abfallen, und wobei man es nicht ſo genau und ſo ſtreng zu nehmen brauche.

„Der Menſch“, ſagte er, „hat verſchiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre beſondern Tugenden und Fehler mit ſich, die in der Epoche, wo ſie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewiſſermaßen recht ſind. Auf der folgenden Stufe iſt er wieder

ein anderer, von den frühern Tugenden und Fehlern ist keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten sind an deren Stelle getreten. Und so geht es fort, bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen wie wir sein werden."

Zum Nachtisch las Goethe mir sodann einige seit 1775 sich erhaltene Fragmente von „Hanswursts Hochzeit". Kilian Brustfleck eröffnet das Stück mit einem Monolog, worin er sich beklagt, daß ihm Hanswursts Erziehung trotz aller Mühe so schlecht geglückt sei. Die Scene sowie alles übrige war ganz im Tone des „Faust" geschrieben. Eine gewaltige productive Kraft bis zum Uebermuth sprach sich in jeder Zeile aus, und ich bedauerte blos, daß es so über alle Grenzen hinausgehe, daß selbst die Fragmente sich nicht mittheilen lassen. Goethe las mir darauf den Zettel der im Stück spielenden Personen, die fast drei Seiten füllten und sich gegen hundert belaufen mochten. Es waren alle erdenklichen Schimpfnamen, mitunter von der derbsten lustigsten Sorte, sodaß man nicht aus dem Lachen kam. Manche gingen auf körperliche Fehler und zeichneten eine Figur dermaßen, daß sie lebendig vor die Augen trat; andere deuteten auf die mannichfaltigsten Unarten und Laster und ließen einen tiefen Blick in die Breite der unsittlichen Welt voraussetzen. Wäre das Stück zu Stande gekommen, so hätte man die Erfindung bewundern müssen, der es geglückt, so mannichfaltige symbolische Figuren in eine einzige lebendige Handlung zu verknüpfen.

„Es war nicht zu denken, daß ich das Stück hätte fertig machen können", sagte Goethe, „indem es einen Gipfel von Muthwillen voraussetzte, der mich wol augenblicklich anwandelte, aber im Grunde nicht in dem Ernst meiner Natur lag und auf dem ich mich also nicht halten konnte. Und dann sind in Deutschland unsere Kreise zu beschränkt, als daß man mit so etwas hätte hervortreten können. Auf einem breiten Terrain wie Paris mag dergleichen sich herumtummeln, sowie man auch dort wol ein Béranger sein kann, welches in Frankfurt oder Weimar gleichfalls nicht zu denken wäre."

Dienstag den 8. März 1831.

Heute mit Goethe zu Tiſche erzählte er mir zunächſt, daß er den „Ivanhoe“ leſe. „Walter Scott iſt ein großes Talent“, ſagte er, „das nicht ſeinesgleichen hat, und man darf ſich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Leſewelt ſo außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er gibt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunſt, die ihre eigenen Geſetze hat.“

Wir ſprachen ſodann über den vierten Band der Biographie und waren im Hin- und Wiederreden über das Dämoniſche begriffen, ehe wir es uns verſahen.

„In der Poeſie“, ſagte Goethe, „iſt durchaus etwas Dämoniſches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verſtand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch ſo über alle Begriffe wirkt.

„Desgleichen iſt es in der Muſik im höchſten Grade, denn ſie ſteht ſo hoch, daß kein Verſtand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die alles beherrſcht und von der niemand im Stande iſt ſich Rechenſchaft zu geben. Der religiöſe Cultus kann ſie daher auch nicht entbehren; ſie iſt eins der erſten Mittel, um auf die Menſchen wunderbar zu wirken.

„So wirft ſich auch das Dämoniſche gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn ſie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große.

„Beim verſtorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerſtehen konnte. Er übte auf die Menſchen eine Anziehung durch ſeine ruhige Gegenwart, ohne daß er ſich eben gütig und freundlich zu erweiſen brauchte. Alles, was ich auf ſeinen Rath unternahm, glückte mir, ſodaß ich in Fällen, wo mein Verſtand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte was zu thun ſei, wo er es denn inſtinctmäßig ausſprach und ich immer im voraus eines guten Erfolgs gewiß ſein konnte.

„Ihm wäre zu gönnen geweſen, daß er ſich meiner Ideen und höhern Beſtrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämoniſche Geiſt verließ und nur das Menſch-

liche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen und er war übel daran.

„Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attractiva in großer Masse besessen, sodaß ihm denn besonders die Frauen nicht haben widerstehen können."

„In die Idee vom Göttlichen", sagte ich versuchend, „scheint die wirkende Kraft, die wir das Dämonische nennen, nicht einzugehen."

„Liebes Kind", sagte Goethe, „was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben."

Mittwoch den 9. März 1831.

Goethe fuhr heute fort mit der höchsten Anerkennung über Walter Scott zu reden.

„Man liest viel zu viel geringe Sachen", sagte er, „womit man die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat. Man sollte eigentlich immer nur das lesen, was man bewundert, wie ich in meiner Jugend that, und wie ich es nun an Walter Scott erfahre. Ich habe jetzt den «Rob Roy» angefangen und will so seine besten Romane hintereinander durchlesen. Da ist freilich alles groß, Stoff, Gehalt, Charaktere, Behandlung, und dann der unendliche Fleiß in den Vorstudien, sowie in der Ausführung die große Wahrheit des Details! Man sieht aber, was die englische Geschichte ist, und was es sagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine solche Erbschaft zutheil wird. Unsere deutsche Geschichte in fünf Bänden ist dagegen eine wahre Armuth, sodaß man auch nach dem «Götz von Berlichingen» sogleich ins Privatleben ging und eine «Agnes Bernauerin» und einen «Otto von Wittelsbach» schrieb, womit freilich nicht viel gethan war."

Ich erzählte, daß ich „Daphnis und Chloe" leſe und zwar in der Ueberſetzung von Courier. „Das iſt auch ein Meiſterſtück", ſagte Goethe, „das ich oft geleſen und bewundert habe, worin Verſtand, Kunſt und Geſchmack auf ihrem höchſten Gipfel erſcheinen, und wogegen der gute Virgil freilich ein wenig zurücktritt. Das landſchaftliche Local iſt ganz im Pouſſin'ſchen Stil und erſcheint hinter den Perſonen mit ſehr wenigen Zügen vollendet.

„Sie wiſſen, Courier hat in der Bibliothek zu Florenz eine neue Handſchrift gefunden mit der Hauptſtelle des Gedichts, welche die bisherigen Ausgaben nicht hatten. Nun muß ich bekennen, daß ich immer das Gedicht in ſeiner mangelhaften Geſtalt geleſen und bewundert habe, ohne zu fühlen und zu bemerken, daß der eigentliche Gipfel fehlte. Es mag aber dieſes für die Vortrefflichkeit des Gedichts zeugen, indem das Gegenwärtige uns ſo befriedigte, daß man an ein Abweſendes gar nicht dachte."

Nach Tiſche zeigte Goethe mir eine von Coudray gezeichnete höchſt geſchmackvolle Thür des dornburger Schloſſes, mit einer lateiniſchen Inſchrift, ungefähr dahin lautend, daß der Einkehrende freundlich empfangen und bewirthet werden ſolle und man dem Vorbeiziehenden die glücklichſten Pfade wünſche.

Goethe hatte dieſe Inſchrift in ein deutſches Diſtichon verwandelt und als Motto über einen Brief geſetzt, den er im Sommer 1828 nach dem Tode des Großherzogs bei ſeinem Aufenthalte in Dornburg an den Oberſten von Beulwitz geſchrieben. Ich hatte von dieſem Briefe damals viel im Publikum reden hören, und es war mir nun ſehr lieb, daß Goethe mir ihn heute mit jener gezeichneten Thür vorlegte.

Ich las den Brief mit großem Intereſſe und hatte daran zu bewundern, wie er die Localität des dornburger Schloſſes ſowol als das untere Terrain im Thale benutzt, um daran die größten Anſichten zu knüpfen, und zwar Anſichten ſolcher Art, um den Menſchen nach einem erlittenen großen Verluſt durchaus wieder aufzurichten und auf die friſcheſten Füße zu ſtellen.

Ich war über dieſen Brief ſehr glücklich, indem ich für mich bemerkte, daß man nach einem guten Stoff nicht weit zu reiſen brauche, ſondern daß alles auf einen tüchtigen Gehalt im Innern des Dichters ankomme, um aus den geringſten Anläſſen etwas Bedeutendes zu machen.

Goethe legte den Brief und die Zeichnung in eine beſondere Mappe zuſammen, um beides für die Zukunft zu erhalten.

Donnerstag den 10. März 1831.

Ich las heute mit dem Prinzen Goethe's Novelle vom Tiger und Löwen, worüber der Prinz ſehr glücklich war, indem er den Effect einer großen Kunſt empfand, und ich nicht weniger glücklich, indem ich in das geheime Gewebe einer vollendeten Compoſition deutlich hineinſah. Ich empfand daran eine gewiſſe Allgegenwart des Gedankens, welches daher entſtanden ſein mag, daß der Dichter den Gegenſtand ſo viele Jahre in ſeinem Innern hegte und dadurch ſo ſehr Herr ſeines Stoffes ward, daß er das Ganze wie das Einzelne in höchſter Klarheit zugleich überſehen und jede einzelne Partie geſchickt dahin ſtellen konnte, wo ſie für ſich nothwendig war und zugleich das Kommende vorbereitete und darauf hinwirkte. Nun bezieht ſich alles vorwärts und rückwärts und iſt zugleich an ſeiner Stelle recht, ſodaß man als Compoſition ſich nicht leicht etwas Vollkommeneres denken kann. Indem wir weiter laſen, empfand ich den lebhaften Wunſch, daß Goethe ſelbſt dieſes Juwel einer Novelle als ein fremdes Werk möchte betrachten können. Zugleich bedachte ich, daß der Umfang des Gegenſtandes gerade ein ſehr günſtiges Maß habe, ſowol für den Poeten, um alles klug durcheinander zu verarbeiten, als für den Leſer, um dem Ganzen wie dem Einzelnen mit einiger Vernunft wieder beizukommen.

Freitag den 11. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſche in mannichfaltigen Geſprächen. „Bei Walter Scott“, ſagte er, „iſt es eigen, daß eben ſein großes Verdienſt in Darſtellung des Details ihn oft zu Fehlern verleitet. So kommt im «Ivanhoe» eine Scene vor, wo man nachts in der Halle eines Schloſſes zu Tiſche ſitzt und ein Fremder hereintritt. Nun iſt es zwar recht, daß er den Fremden von oben herab beſchrieben hat, wie er ausſieht und wie er gekleidet iſt, allein es iſt ein Fehler, daß er auch ſeine Füße, ſeine Schuhe und Strümpfe beſchreibt. Wenn man abends am Tiſche ſitzt und jemand hereintritt, ſo ſieht man nur ſeinen obern Körper. Beſchreibe ich aber die Füße, ſo tritt ſogleich das Licht des Tages herein und die Scene verliert ihren nächtlichen Charakter.“

Ich fühlte das Ueberzeugende ſolcher Worte und merkte ſie mir für künftige Fälle.

Goethe fuhr ſodann fort mit großer Bewunderung über Walter Scott zu reden. Ich erſuchte ihn, ſeine Anſichten zu Papiere zu bringen, welches er jedoch mit dem Bemerken ablehnte, daß die Kunſt in jenem Schriftſteller ſo hoch ſtehe, daß es ſchwer ſei, ſich darüber öffentlich mitzutheilen.

Montag den 14. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſche, mit dem ich mancherlei berede. Ich muß ihm von der „Stummen von Portici“ erzählen, die vorgeſtern gegeben worden, und es kommt zur Sprache, daß darin eigentlich gegründete Motive zu einer Revolution gar nicht zur Anſchauung gebracht worden, welches jedoch den Leuten gefalle, indem nun jeder in die leer gelaſſene Stelle das hineintrage, was ihm ſelber in ſeiner Stadt und ſeinem Lande nicht behagen mag. „Die ganze Oper“, ſagte Goethe, „iſt im Grunde eine Satire auf das Volk, denn wenn es den Liebeshandel eines Fiſchermädchens zur öffentlichen Angele-

genheit macht und den Fürſten einen Tyrannen nennt, weil er eine Fürſtin heirathet, ſo erſcheint es doch wol ſo abſurd und ſo lächerlich wie möglich."

Zum Nachtiſche zeigte Goethe mir Zeichnungen nach berliner Redensarten, worunter die heiterſten Dinge vorkommen, und woran die Mäßigkeit des Künſtlers gelobt wurde, der an die Caricatur nur heran-, aber nicht wirklich hineingegangen.

Dienstag den 15. März 1831.

Ich beſchäftige mich den ganzen Morgen mit dem Manuſcript des vierten Bandes von „Wahrheit und Dichtung" und ſchreibe darüber folgende Notiz an Goethe:

Das zweite, vierte und fünfte Buch ſind als vollendet anzuſehen, bis auf einige Kleinigkeiten, die bei einer letzten Durchſicht ſehr leicht werden abzuthun ſein.

Ueber das erſte und dritte Buch folgen hier einige Bemerkungen.

Erſtes Buch.

Die Erzählung von Jung's verunglückter Augencur iſt von ſo ernſter Bedeutung, daß es die Menſchen auf innere tiefe Betrachtungen führt, und daß, wenn in Geſellſchaft erzählt, darauf ſicherlich eine Pauſe im Geſpräch entſtehen würde. Ich rathe daher, das erſte Buch damit zu ſchließen, damit auch auf ſolche Weiſe eine Art von Pauſe eintrete.

Die artigen Anekdoten vom Feuer in der Judengaſſe und Schlittſchuhlaufen im rothen Sammtpelz der Mutter, die jetzt am Ende des erſten Buchs liegen und da nicht an paſſender Stelle ſind, würden ſehr ſchicklich dort zu verknüpfen ſein, wo von dem bewußtloſen ganz unvorbedachten poetiſchen Produciren die Rede iſt. Denn jene Fälle deuten auf einen ähn-

lichen glücklichen Zuſtand des Gemüths, das auch handelnd ſich nicht lange fragt und beſinnt was zu thun ſei, ſondern ſchon gethan hat, ehe noch der Gedanke kommt.

Drittes Buch.

Dieſes würde nach der Verabredung dasjenige aufnehmen, was über den äußern politiſchen Zuſtand von 1775 ſowie über den innern von Deutſchland, die Bildung des Adels u.ſ.w. noch zu dictiren ſein möchte.

Was über „Hanswurſts Hochzeit" ſowie über andere zu Stande gekommene und nicht zu Stande gekommene poetiſche Unternehmungen zu ſagen wäre, könnte, im Fall es ſich in dem bereits ſehr ſtarken vierten Buche nicht beſſer anſchlöſſe oder vielleicht gar dort den ſehr gut verknüpften Zuſammenhang unterbräche, ſich gleichfalls dieſem dritten Buche anfügen.

Ich habe alle Schemata und Fragmente zu dieſem Zweck im dritten Buche zuſammengelegt und wünſche nun Glück und Neigung, auch dieſes noch Fehlende mit friſchem Geiſt und gewohnter Anmuth zu dictiren.

E.

Mittags zu Tiſche mit dem Prinzen und Herrn Soret. Wir reden viel über Courier und ſodann über den Schluß von Goethe's Novelle, wobei ich die Bemerkung mache, daß Gehalt und Kunſt darin viel zu hoch ſtehen, als daß die Menſchen wüßten was ſie damit anzufangen haben. Man will immer wieder hören und wieder ſehen, was man ſchon einmal gehört und geſehen hat; und wie man gewohnt iſt, die Blume Poeſie in durchaus poetiſchen Gefilden anzutreffen, ſo iſt man in dieſem Falle erſtaunt, ſie aus einem durchaus realen Boden hervorwachſen zu ſehen. In der poetiſchen Region läßt man ſich alles gefallen und iſt kein Wunder zu unerhört, als daß man es nicht glauben möchte; hier aber

in diesem hellen Lichte des wirklichen Tages macht uns das Geringste stutzen, was nur ein Weniges vom gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht, und von tausend Wundern umgeben, an die wir gewöhnt sind, ist uns ein einziges unbequem, das uns bisjetzt neu war. Auch fällt es dem Menschen durchaus nicht schwer, an Wunder einer frühern Zeit zu glauben; allein einem Wunder, das heute geschieht, eine Art von Realität zu geben und es neben dem sichtbar Wirklichen als eine höhere Wirklichkeit zu verehren, dieses scheint nicht mehr im Menschen zu liegen, oder wenn es in ihm liegt, durch Erziehung ausgetrieben zu werden. Unser Jahrhundert wird daher auch immer prosaischer werden, und es wird mit der Abnahme des Verkehrs und Glaubens an das Ueberstnnliche alle Poesie auch immer mehr verschwinden.

Zu dem Schluß von Goethe's Novelle wird im Grunde weiter nichts verlangt als die Empfindung, daß der Mensch von höhern Wesen nicht ganz verlassen sei, daß sie ihn vielmehr im Auge haben, an ihm theilnehmen und in der Noth ihm helfend zur Seite sind.

Dieser Glaube ist etwas so Natürliches, daß er zum Menschen gehört, daß er einen Bestandtheil seines Wesens ausmacht und, als das Fundament aller Religion, allen Völkern angeboren ist. In den ersten menschlichen Anfängen zeigt er sich stark; er weicht aber auch der höchsten Cultur nicht, sodaß wir ihn unter den Griechen noch groß in Plato sehen und zuletzt noch ebenso glänzend in dem Verfasser von „Daphnis und Chloe". In diesem liebenswürdigen Gedicht waltet das Göttliche unter der Form von Pan und den Nymphen, die an frommen Hirten und Liebenden theilnehmen, welche sie am Tage schützen und retten, und denen sie nachts im Traum erscheinen und ihnen sagen was zu thun sei. In Goethe's Novelle ist dieses behütende Unsichtbare unter der Form des Ewigen und der Engel gedacht, die einst in der Grube unter grimmigen Löwen den Propheten bewahrten, und die hier in der Nähe eines ähnlichen Ungeheuers ein gutes Kind schützend umgeben. Der Löwe zerreißt den Knaben nicht, er zeigt sich vielmehr sanft und willig; denn die in

alle Ewigkeit fort thätigen höhern Weſen ſind vermittelnd im Spiele.

Damit aber dieſes einem ungläubigen neunzehnten Jahrhundert nicht zu wunderbar erſcheine, ſo benutzt der Dichter noch ein zweites mächtiges Motiv, nämlich das der Muſik, deren magiſche Gewalt die Menſchen von den älteſten Zeiten her empfunden haben, und von der auch wir uns noch täglich beherrſchen laſſen, ohne zu wiſſen wie uns geſchieht.

Und wie nun Orpheus durch eine ſolche Magie alle Thiere des Waldes zu ſich heranzog, und in dem letzten griechiſchen Dichter ein junger Hirt mit ſeiner Flöte die Ziegen leitet, ſodaß ſie auf verſchiedene Melodien ſich zerſtreuen und verſammeln, vor dem Feinde fliehen und ruhig hinweiden, ſo übt auch in Goethe's Novelle die Muſik auf den Löwen ihre Macht aus, indem das gewaltige Thier den Melodien der ſüßen Flöte nachgeht und überall folgt, wohin die Unſchuld des Knaben ihn leiten will.

Indem ich nun über ſo unerklärliche Dinge mit verſchiedenen Leuten geſprochen, habe ich die Bemerkung gemacht, daß der Menſch von ſeinen trefflichen Vorzügen ſo ſehr eingenommen iſt, daß er ſie den Göttern beizulegen gar kein Bedenken trägt, allein den Thieren daran einen Antheil zu vergönnen ſich nicht gern entſchließen mag.

Mittwoch den 16. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſche, dem ich das Manuſcript vom vierten Band ſeines „Lebens" zurückbringe und darüber mancherlei Geſpräche habe.

Wir reden auch über den Schluß des „Tell", und ich gebe mein Verwundern zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, ſeinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben ſo herabſinken zu laſſen, indem er über dieſen ein hartes Gericht hält, während er ſich ſelbſt mit ſeiner eigenen That brüſtet.

„Es iſt kaum begreiflich", ſagte Goethe; „allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie andere auch, und wenn er in dieſem Fall ſo fehlen konnte, ſo geſchah es mehr aus ſolchen Einwirkungen als aus ſeiner eigenen guten Natur."

Freitag den 18. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſche. Ich bringe ihm „Daphnis und Chloe", welches er einmal wieder zu leſen wünſcht.

Wir reden über höhere Maximen, und ob es gut und ob es möglich ſei, ſie andern Menſchen zu überliefern. „Die Anlage, das Höhere aufzunehmen", ſagte Goethe, „iſt ſehr ſelten, und man thut daher im gewöhnlichen Leben immer wohl, ſolche Dinge für ſich zu behalten und davon nur ſo viel hervorzukehren, als nöthig iſt um gegen die andern in einiger Avantage zu ſein."

Wir berühren ſodann den Punkt, daß viele Menſchen, beſonders Kritiker und Poeten, das eigentlich Große ganz ignoriren und dagegen auf das Mittlere einen außerordentlichen Werth legen.

„Der Menſch", ſagte Goethe, „erkennt nur das an und preiſt nur das, was er ſelber zu machen fähig iſt; und da nun gewiſſe Leute in dem Mittlern ihre eigentliche Exiſtenz haben, ſo gebrauchen ſie den Pfiff, daß ſie das wirklich Tadelnswürdige in der Literatur, was jedoch immer einiges Gute haben mag, durchaus ſchelten und ganz tief herabſetzen, damit das Mittlere, was ſie anpreiſen, auf einer deſto größern Höhe erſcheine."

Ich merkte mir dieſes, damit ich wiſſen möchte was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken.

Wir ſprachen ſodann von der „Farbenlehre", und daß gewiſſe deutſche Profeſſoren noch immer fortfahren ihre Schüler davor als vor einem großen Irrthum zu warnen.

„Es thut mir nur um manchen guten Schüler leid",

ſagte Goethe; „mir ſelbſt aber kann es völlig einerlei ſein, denn meine Farbenlehre iſt ſo alt wie die Welt und wird auf die Länge nicht zu verleugnen und beiſeitezubringen ſein.“

Goethe erzählte mir ſodann, daß er mit ſeiner neuen Ausgabe der „Metamorphoſe der Pflanzen“ und Soret's immer beſſer gelingenden Ueberſetzung gut fortſchreite. „Es wird ein merkwürdiges Buch werden“, ſagte er, „indem darin die verſchiedenſten Elemente zu einem Ganzen verarbeitet werden. Ich laſſe darin einige Stellen von bedeutenden jungen Naturforſchern eintreten, wobei es erfreulich iſt, zu ſehen daß ſich jetzt in Deutſchland unter den Beſſern ein ſo guter Stil gebildet hat, daß man nicht mehr weiß, ob der eine redet oder der andere. Das Buch macht mir indeß mehr Mühe als ich dachte; auch bin ich anfangs faſt wider Willen in das Unternehmen hereingezogen, allein es herrſchte dabei etwas Dämoniſches ob, dem nicht zu widerſtehen war.“

„Sie haben wohl gethan“, ſagte ich, „ſolchen Einwirkungen nachzugeben, denn das Dämoniſche ſcheint ſo mächtiger Natur zu ſein, daß es am Ende doch recht behält.“

„Nur muß der Menſch“, verſetzte Goethe, „auch wiederum gegen das Dämoniſche recht zu behalten ſuchen, und ich muß in gegenwärtigem Fall dahin trachten, durch allen Fleiß und Mühe meine Arbeit ſo gut zu machen, als in meinen Kräften ſteht und die Umſtände es mir anbieten. Es iſt in ſolchen Dingen wie mit dem Spiel, was die Franzoſen Codille nennen, wobei zwar die geworfenen Würfel viel entſcheiden, allein wo es der Klugheit des Spielenden überlaſſen bleibt, nun auch die Steine im Bret geſchickt zu ſetzen.“

Ich verehrte dieſes gute Wort und nahm es als eine treffliche Lehre an mein Herz, um danach zu handeln.

Sonntag 20. März 1831.

Goethe erzählte mir bei Tiſche, daß er in dieſen Tagen „Daphnis und Chloe“ geleſen.

„Das Gedicht ist so schön", sagte er, „daß man den Eindruck davon, bei den schlechten Zuständen in denen man lebt, nicht in sich behalten kann, und daß man immer von neuem erstaunt, wenn man es wieder liest. Es ist darin der hellste Tag, und man glaubt lauter herculanische Bilder zu sehen, sowie auch diese Gemälde auf das Buch zurückwirken und unserer Phantasie beim Lesen zu Hülfe kommen."

„Mir hat", sagte ich, „eine gewisse Abgeschlossenheit sehr wohl gethan, worin alles gehalten ist. Es kommt kaum eine fremde Anspielung vor, die uns aus dem glücklichen Kreise herausführte. Von Gottheiten sind blos Pan und die Nymphen wirksam, eine andere wird kaum genannt, und man sieht auch, daß das Bedürfniß der Hirten an diesen Gottheiten genug hat."

„Und doch, bei aller mäßigen Abgeschlossenheit", sagte Goethe, „ist darin eine vollständige Welt entwickelt. Wir sehen Hirten aller Art, Feldbautreibende, Gärtner, Winzer, Schiffer, Räuber, Krieger und vornehme Städter, große Herren und Leibeigene."

„Auch erblicken wir darin", sagte ich, „den Menschen auf allen seinen Lebensstufen, von der Geburt herauf bis ins Alter; auch alle häuslichen Zustände, wie die wechselnden Jahreszeiten sie mit sich führen, gehen an unsern Augen vorüber."

„Und nun die Landschaft!" sagte Goethe, „die mit wenigen Strichen so entschieden gezeichnet ist, daß wir in der Höhe hinter den Personen Weinberge, Aecker und Obstgärten sehen, unten die Weideplätze mit dem Fluß und ein wenig Waldung, sowie das ausgedehnte Meer in der Ferne. Und keine Spur von trüben Tagen, von Nebel, Wolken und Feuchtigkeit, sondern immer der blaueste reinste Himmel, die anmuthigste Luft und ein beständig trockener Boden, sodaß man sich überall nackend hinlegen möchte.

„Das ganze Gedicht", fuhr Goethe fort, „verräth die höchste Kunst und Cultur. Es ist so durchdacht, daß darin kein Motiv fehlt und alle von der gründlichsten besten Art sind, wie z. B. das von dem Schatz bei dem stinkenden Delphin am Meeresufer. Und ein Geschmack und eine Voll-

kommenheit und Delicateſſe der Empfindung, die ſich dem Beſten gleichſtellt, das je gemacht worden! Alles Widerwärtige, was von außen in die glücklichſten Zuſtände des Gedichts ſtörend hereintritt, wie Ueberfall, Raub und Krieg, iſt immer auf das ſchnellſte abgethan und hinterläßt kaum eine Spur. Sodann das Laſter erſcheint im Gefolg der Städter, und zwar auch dort nicht in den Hauptperſonen, ſondern in einer Nebenfigur, in einem Untergebenen. Das iſt alles von der erſten Schönheit."

„Und dann", ſagte ich, „hat mir ſo wohl gefallen, wie das Verhältniß der Herren und Diener ſich ausſpricht. In erſtern die humanſte Behandlung, und in letztern bei aller naiven Freiheit doch der große Reſpect und das Beſtreben, ſich bei dem Herrn auf alle Weiſe in Gunſt zu ſetzen. So ſucht denn auch der junge Städter, der ſich dem Daphnis durch das Anſinnen einer unnatürlichen Liebe verhaßt gemacht hat, ſich bei dieſem, da er als Sohn des Herrn erkannt iſt, wieder in Gnade zu bringen, indem er den Ochſenhirten die geraubte Chloe auf eine kühne Weiſe wieder abjagt und zu Daphnis zurückführt."

„In allen dieſen Dingen", ſagte Goethe, „iſt ein großer Verſtand; ſo auch, daß Chloe gegen den beiderſeitigen Willen der Liebenden, die nichts Beſſeres kennen als nackt nebeneinander zu ruhen, durch den ganzen Roman bis ans Ende ihre Jungfrauſchaft behält, iſt gleichfalls vortrefflich und ſo ſchön motivirt, daß dabei die größten menſchlichen Dinge zur Sprache kommen.

„Man müßte ein ganzes Buch ſchreiben, um alle großen Verdienſte dieſes Gedichts nach Würden zu ſchätzen. Man thut wohl, es alle Jahre einmal zu leſen, um immer wieder daran zu lernen und den Eindruck ſeiner großen Schönheit aufs neue zu empfinden."

Montag den 21. März 1831.

Wir ſprachen über politiſche Dinge, über die noch immer fortwährenden Unruhen in Paris und den Wahn der jungen Leute, in die höchſten Angelegenheiten des Staates mit einwirken zu wollen.

„Auch in England", ſagte ich, „haben die Studenten vor einigen Jahren bei Entſcheidung der katholiſchen Frage durch Einreichung von Bittſchriften einen Einfluß zu erlangen verſucht, allein man hat ſie ausgelacht und nicht weiter davon Notiz genommen."

„Das Beiſpiel von Napoleon", ſagte Goethe, „hat beſonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Helden heraufwuchſen, den Egoismus aufgeregt, und ſie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufſteht, in welchem ſie das auf der höchſten Stufe ſehen, was ſie ſelber zu ſein wünſchen. Es iſt nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht ſo bald wieder geboren wird, und ich fürchte faſt, daß noch einige hunderttauſend Menſchen daraufgehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt.

„An literariſche Wirkung iſt auf einige Jahre gar nicht zu denken, und man kann jetzt weiter nichts thun, als für eine friedlichere Zukunft im ſtillen manches Gute vorzubereiten."

Nach dieſem wenigen Politiſchen waren wir bald wieder in Geſprächen über „Daphnis und Chloe". Goethe lobte die Ueberſetzung von Courier als ganz vollkommen. „Courier hat wohl gethan", ſagte er, „die alte Ueberſetzung von Amyot zu reſpectiren und beizubehalten und ſie nur an einigen Stellen zu verbeſſern und zu reinigen und näher an das Original hinanzutreiben. Dieſes alte Franzöſiſch iſt ſo naiv und paßt ſo durchaus für dieſen Gegenſtand, daß man nicht leicht eine vollkommenere Ueberſetzung in irgendeiner andern Sprache von dieſem Buche machen wird."

Wir redeten ſodann von Courier's eigenen Werken, von ſeinen kleinen Flugſchriften und der Vertheidigung des berüchtigten Tintenflecks auf dem Manuſcript zu Florenz.

„Courier ist ein großes Naturtalent", sagte Goethe, „das Züge von Byron hat sowie von Beaumarchais und Diderot. Er hat von Byron die große Gegenwart aller Dinge, die ihm als Argument dienen, von Beaumarchais die große advocatische Gewandtheit, von Diderot das Dialektische; und zudem ist er so geistreich, daß man es nicht in höherm Grade sein kann. Von der Beschuldigung des Tintenflecks scheint er sich indeß nicht ganz zu reinigen; auch ist er in seiner ganzen Richtung nicht positiv genug, als daß man ihn durchaus loben könnte. Er liegt mit der ganzen Welt im Streit, und es ist nicht wohl anzunehmen, daß nicht auch etwas Schuld und etwas Unrecht an ihm selber sein sollte."

Wir redeten sodann über den Unterschied des deutschen Begriffs von Geist und des französischen esprit. „Das französische esprit", sagte Goethe, „kommt dem nahe, was wir Deutschen Witz nennen. Unser Geist würden die Franzosen vielleicht durch esprit und âme ausdrücken; es liegt darin zugleich der Begriff von Productivität, welchen das französische esprit nicht hat."

„Voltaire", sagte ich, „hat doch nach deutschen Begriffen dasjenige, was wir Geist nennen. Und da nun das französische esprit nicht hinreicht, was sagen nun die Franzosen?"

„In diesem hohen Falle", sagte Goethe, „drücken sie es durch génie aus."

„Ich lese jetzt einen Band von Diderot", sagte ich, „und bin erstaunt über das außerordentliche Talent dieses Mannes. Und welche Kenntnisse, und welche Gewalt der Rede! Man sieht in eine große bewegte Welt, wo einer dem andern zu schaffen machte und Geist und Charakter so in beständiger Uebung erhalten wurden, daß beide gewandt und stark werden mußten. Was aber die Franzosen im vorigen Jahrhundert in der Literatur für Männer hatten, erscheint ganz außerordentlich. Ich muß schon erstaunen, wie ich nur eben hineinblicke."

„Es war die Metamorphose einer hundertjährigen Literatur", sagte Goethe, „die seit Ludwig dem Vierzehnten heranwuchs und zuletzt in voller Blüte stand. Voltaire hetzte aber

eigentlich Geister wie Diderot, d'Alembert, Beaumarchais und andere herauf, denn um neben Ihm nur etwas zu sein, mußte man viel sein, und es galt kein Feiern."

Goethe erzählte mir sodann von einem jungen Professor der orientalischen Sprachen und Literaturen in Jena, der eine Zeit lang in Paris gelebt und eine so schöne Bildung habe, daß er wünsche, ich möchte ihn kennen lernen. Als ich ging, gab er mir einen Aufsatz von Schrön über den zunächst kommenden Kometen, damit ich in solchen Dingen nicht ganz fremd sein möchte.

Dienstag den 22. März 1831.

Goethe las mir zum Nachtisch Stellen aus einem Briefe eines jungen Freundes aus Rom. Einige deutsche Künstler erscheinen darin mit langen Haaren, Schnurrbärten, übergeklappten Hemdkragen auf altdeutschen Röcken, Tabackspfeifen und Bullenbeißern. Der großen Meister wegen und um etwas zu lernen scheinen sie nicht nach Rom gekommen zu sein. Rafael dünkt ihnen schwach, und Tizian blos ein guter Colorist.

„Niebuhr hat recht gehabt", sagte Goethe, „wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinne; denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?"

Der junge Freund erzählt sodann vom Carneval, von der Wahl des neuen Papstes und der gleich hinterdrein ausbrechenden Revolution.

Wir sehen Horace Vernet, welcher sich ritterlich verschanzt, einige deutsche Künstler dagegen sich ruhig zu Hause halten und ihre Bärte abschneiden, woraus zu bemerken, daß sie sich bei den Römern durch ihr Betragen nicht eben sehr beliebt mögen gemacht haben.

Es kommt zur Sprache, ob die Verirrung, wie sie an einigen jungen deutschen Künstlern wahrzunehmen, von einzelnen Personen ausgegangen sei und sich als eine geistige

Ansteckung verbreitet habe, oder ob sie in der ganzen Zeit ihren Ursprung gehabt.

„Sie ist von wenigen einzelnen ausgegangen", sagte Goethe, „und wirkt nun schon seit vierzig Jahren fort. Die Lehre war: der Künstler brauche vorzüglich Frömmigkeit und Genie, um es den Besten gleichzuthun. Eine solche Lehre war sehr einschmeichelnd, und man ergriff sie mit beiden Händen. Denn um fromm zu sein brauchte man nichts zu lernen, und das eigene Genie brachte jeder schon von seiner Frau Mutter. Man kann nur etwas aussprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt, um eines großen Anhangs in der mittelmäßigen Menge gewiß zu sein!"

Freitag den 25. März 1831.

Goethe zeigte mir einen eleganten grünen Lehnstuhl, den er dieser Tage in einer Auction sich hatte kaufen lassen.

„Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen", sagte er, „denn alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräthe etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."

Sonntag den 27. März 1831.

Das heiterste Frühlingswetter ist nach langem Erwarten endlich eingetreten; am durchaus blauen Himmel schwebt nur

hin und wieder ein weißes Wölkchen, und es iſt warm genug, um wieder in Sommerkleidern zu gehen.

Goethe ließ in einem Pavillon am Garten decken, und ſo aßen wir denn heute wieder im Freien. Wir ſprachen über die Großfürſtin, wie ſie im ſtillen überall hin wirke und Gutes thue und ſich die Herzen aller Unterthanen zu eigen mache.

„Die Großherzogin", ſagte Goethe, „hat ſo viel Geiſt und Güte als guten Willen; ſie iſt ein wahrer Segen für das Land. Und wie nun der Menſch überall bald empfindet woher ihm Gutes kommt, und wie er die Sonne verehrt und die übrigen wohlthätigen Elemente, ſo wundert es mich auch nicht, daß alle Herzen ſich ihr mit Liebe zuwenden, und daß ſie ſchnell erkannt wird wie ſie es verdient."

Ich ſagte, daß ich mit dem Prinzen „Minna von Barnhelm" angefangen, und wie vortrefflich mir dieſes Stück erſcheine. „Man hat von Leſſing behauptet", ſagte ich, „er ſei ein kalter Verſtandesmenſch; ich finde aber in dieſem Stück ſo viel Gemüth, liebenswürdige Natürlichkeit, Herz und freie Weltbildung eines heitern friſchen Lebemenſchen, als man nur wünſchen kann."

„Sie mögen denken", ſagte Goethe, „wie das Stück auf uns junge Leute wirkte, als es in jener dunkeln Zeit hervortrat! Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerkſam, daß noch etwas Höheres exiſtire, als wovon die damalige ſchwache literariſche Epoche einen Begriff hatte. Die beiden erſten Acte ſind wirklich ein Meiſterſtück von Expoſition, wovon man viel lernte und wovon man noch immer lernen kann.

„Heutzutage will freilich niemand mehr etwas von Expoſition wiſſen; die Wirkung, die man ſonſt im dritten Act erwartete, will man jetzt ſchon in der erſten Scene haben, und man bedenkt nicht, daß es mit der Poeſie wie mit dem Seefahren iſt, wo man erſt vom Ufer ſtoßen und erſt auf einer gewiſſen Höhe ſein muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann."

Goethe ließ etwas trefflichen Rheinwein kommen, womit frankfurter Freunde ihm zu ſeinem letzten Geburtstage ein Geſchenk gemacht. Er erzählte mir dabei einige Anekdoten

von Merck, der dem verſtorbenen Großherzog nicht habe verzeihen können, daß er in der Ruhl bei Eiſenach eines Tages einen mittelmäßigen Wein vortrefflich gefunden.

„Merck und ich", fuhr Goethe fort, „waren immer miteinander wie Fauſt und Mephiſtopheles. So moquirte er ſich über einen Brief meines Vaters aus Italien, worin dieſer ſich über die ſchlechte Lebensweiſe, das ungewohnte Eſſen, den ſchweren Wein und die Mosquitos beklagt, und er konnte ihm nicht verzeihen, daß in dem herrlichen Lande und der prächtigen Umgebung ihn ſo kleine Dinge wie Eſſen, Trinken und Fliegen hätten incommodiren können.

„Alle ſolche Neckereien gingen bei Merck unſtreitig aus dem Fundament einer hohen Cultur hervor; allein da er nicht productiv war, ſondern im Gegentheil eine entſchieden negative Richtung hatte, ſo war er immer weniger zum Lobe bereit als zum Tadel, und er ſuchte unwillkürlich alles hervor, um ſolchem Kitzel zu genügen."

Wir ſprachen über Vogel und ſeine adminiſtrativen Talente ſowie über * * * und deſſen Perſönlichkeit. „* * *", ſagte Goethe, „iſt ein Mann für ſich, den man mit keinem andern vergleichen kann. Er war der einzige, der mit mir gegen den Unfug der Preßfreiheit ſtimmte; er ſteht feſt, man kann ſich an ihm halten, er wird immer auf der Seite des Geſetzlichen ſein."

Wir gingen nach Tiſche ein wenig im Garten auf und ab und hatten unſere Freude an den blühenden weißen Schneeglöckchen und gelben Crocus. Auch die Tulpen kamen hervor, und wir ſprachen über die Pracht und Koſtbarkeit der holländiſchen Gewächſe ſolcher Art. „Ein großer Blumenmaler", ſagte Goethe, „iſt gar nicht mehr denkbar; es wird jetzt zu große wiſſenſchaftliche Wahrheit verlangt, und der Botaniker zählt dem Künſtler die Staubfäden nach, während er für maleriſche Gruppirung und Beleuchtung kein Auge hat."

Montag den 28. März 1831.

Ich verlebte heute mit Goethe wieder sehr schöne Stunden. „Mit meiner «Metamorphose der Pflanzen»“, sagte er, „habe ich so gut wie abgeschlossen. Dasjenige, was ich über die Spirale und Herrn von Martius noch zu sagen hatte, ist auch so gut wie fertig, und ich habe mich diesen Morgen schon wieder dem vierten Bande meiner Biographie zugewendet und ein Schema von dem geschrieben, was noch zu thun ist. Ich kann es gewissermaßen beneidenswürdig nennen, daß mir noch in meinem hohen Alter vergönnt ist, die Geschichte meiner Jugend zu schreiben, und zwar eine Epoche, die in mancher Hinsicht von großer Bedeutung ist.“

Wir sprachen die einzelnen Theile durch, die mir wie ihm vollkommen gegenwärtig waren.

„Bei dem dargestellten Liebesverhältniß mit Lili“, sagte ich, „vermißt man Ihre Jugend keineswegs, vielmehr haben solche Scenen den vollkommenen Hauch der frühen Jahre.“

„Das kommt daher“, sagte Goethe, „weil solche Scenen poetisch sind und ich durch die Kraft der Poesie das mangelnde Liebesgefühl der Jugend mag ersetzt haben.“

Wir gedachten sodann der merkwürdigen Stelle, wo Goethe über den Zustand seiner Schwester redet. „Dieses Kapitel“, sagte er, „wird von gebildeten Frauen mit Interesse gelesen werden, denn es werden viele sein, die meiner Schwester darin gleichen, daß sie bei vorzüglichen geistigen und sittlichen Eigenschaften nicht zugleich das Glück eines schönen Körpers empfinden.“

„Daß sie“, sagte ich, „bei bevorstehenden Festlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Ausschlag im Gesicht heimgesucht wurde, ist etwas so Wunderliches, daß man es der Einwirkung von etwas Dämonischem zuschreiben möchte.“

„Sie war ein merkwürdiges Wesen“, sagte Goethe, „sie stand sittlich sehr hoch und hatte nicht die Spur von etwas Sinnlichem. Der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, war ihr widerwärtig, und man mag denken, daß aus dieser Eigenheit in der Ehe manche unangenehme Stunde hervorging. Frauen, die eine gleiche Abneigung haben oder ihre Männer nicht lieben, werden empfinden was dieses sagen

will. Ich konnte daher meine Schweſter auch nie als verheirathet denken, vielmehr wäre ſie als Aebtiſſin in einem Kloſter recht eigentlich an ihrem Platze geweſen.

„Und da ſie nun, obgleich mit einem der bravſten Männer verheirathet, in der Ehe nicht glücklich war, ſo widerrieth ſie ſo leidenſchaftlich meine beabſichtigte Verbindung mit Lili.“

Dienstag den 29. März 1831.

Wir ſprachen heute über Merck, und Goethe erzählte mir noch einige charakteriſtiſche Züge.

„Der verſtorbene Großherzog“, ſagte er, „war Mercken ſehr günſtig, ſodaß er ſich einſt für eine Schuld von viertauſend Thalern für ihn verbürgte. Nun dauerte es nicht lange, ſo ſchickte Merck zu unſerer Verwunderung die Bürgſchaft zurück. Seine Umſtände hatten ſich nicht verbeſſert, und es war räthſelhaft, welche Art von Negociation er mochte gemacht haben. Als ich ihn wiederſah, löſte er mir das Räthſel in folgenden Worten.

„«Der Herzog», ſagte er, «iſt ein freigebiger trefflicher Herr, der Zutrauen hat und den Menſchen hilft wo er kann. Nun dachte ich mir: betrügſt du dieſen Herrn um das Geld, ſo wirkt das nachtheilig für tauſend andere; denn er wird ſein köſtliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Menſchen werden darunter leiden, daß einer ein ſchlechter Kerl war. Was habe ich nun gethan? Ich habe ſpeculirt und das Geld von einem Schurken geliehen. Denn wenn ich dieſen darum betrüge, ſo thut's nichts; hätte ich aber den guten Herrn darum betrogen, ſo wäre es ſchade geweſen.»“

Wir lachten über die wunderliche Großheit dieſes Mannes.

„Merck hatte das Eigene“, fuhr Goethe fort, „daß er im Geſpräch mitunter he! he! herauszuſtoßen pflegte. Dieſes Angewöhnen ſteigerte ſich wie er älter wurde, ſodaß es endlich dem Bellen eines Hundes glich. Er fiel zuletzt in eine tiefe Hypochondrie, als Folge ſeiner vielen Speculationen,

und endigt damit, ſich zu erſchießen. Er bildete ſich ein, er müſſe bankrott machen; allein es fand ſich, daß ſeine Sachen keineswegs ſo ſchlecht ſtanden wie er es ſich gedacht hatte."

Mittwoch den 30. März 1831.

Wir reden wieder über das Dämoniſche.

„Es wirft ſich gern an bedeutende Figuren", ſagte Goethe; „auch wählt es ſich gern etwas dunkle Zeiten. In einer klaren proſaiſchen Stadt, wie Berlin, fände es kaum Gelegenheit ſich zu manifeſtiren."

Goethe ſprach hierdurch aus was ich ſelber vor einigen Tagen gedacht hatte, welches mir angenehm war, ſo wie es immer Freude macht, unſere Gedanken beſtätigt zu ſehen.

Geſtern und dieſen Morgen las ich den dritten Band ſeiner Biographie, wobei es mir war wie bei einer fremden Sprache, wo wir nach gemachten Fortſchritten ein Buch wieder leſen, das wir früher zu verſtehen glaubten, das aber erſt jetzt in ſeinen kleinſten Theilen und Nuancen uns entgegentritt.

„Ihre Biographie iſt ein Buch", ſagte ich, „wodurch wir in unſerer Cultur uns auf die entſchiedenſte Weiſe gefördert ſehen."

„Es ſind lauter Reſultate meines Lebens", ſagte Goethe, „und die erzählten einzelnen Facta dienen blos, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu beſtätigen."

„Was Sie unter andern von Baſedow erwähnen", ſagte ich, „wie er nämlich zur Erreichung höherer Zwecke die Menſchen nöthig hat und ihre Gunſt erwerben möchte, aber nicht bedenkt, daß er es mit allen verderben muß, wenn er ſo ohne alle Rückſicht ſeine abſtoßenden religiöſen Anſichten äußert und den Menſchen dasjenige, woran ſie mit Liebe hängen, verdächtig macht — ſolche und ähnliche Züge erſcheinen mir von großer Bedeutung.

„Ich dächte", sagte Goethe, „es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch «Wahrheit und Dichtung», weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt. Jean Paul hat nun, aus Geist des Widerspruchs, „Wahrheit" aus seinem Leben geschrieben. Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen! Aber die Deutschen wissen nicht leicht, wie sie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber ohne daß sie es gewahr werden. Ein Factum unsers Lebens gilt nicht insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte."

Donnerstag den 31. März 1831.

Zu Tafel beim Prinzen mit Soret und Meyer. Wir redeten über literarische Dinge, und Meyer erzählte uns seine erste Bekanntschaft mit Schiller.

„Ich ging", sagte er, „mit Goethe in dem sogenannten Paradies bei Jena spazieren, wo Schiller uns begegnete und wo wir zuerst miteinander redeten. Er hatte seinen «Don Carlos» noch nicht beendigt; er war eben aus Schwaben zurückgekehrt und schien sehr krank und an den Nerven leidend. Sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Goethe dachte, er würde keine vierzehn Tage leben; allein als er zu größerm Behagen kam, erholte er sich wieder und schrieb dann erst alle seine bedeutenden Sachen."

Meyer erzählte sodann einige Züge von Jean Paul und Schlegel, die er beide in einem Wirthshause zu Heidelberg getroffen, sowie einiges aus seinem Aufenthalte in Italien, heitere Sachen, die uns sehr behagten.

In Meyer's Nähe wird es mir immer wohl, welches daher kommen mag, daß er ein in sich abgeschlossenes zufriedenes Wesen ist, das von der Umgebung wenig Notiz nimmt und dagegen sein eigenes behagliches Innere in schicklichen Pausen

hervorkehrt. Dabei ist er in allem fundirt, besitzt den höchsten Schatz von Kenntnissen und ein Gedächtniß, dem die entferntesten Dinge gegenwärtig sind als wären sie gestern geschehen. Er hat ein Uebergewicht von Verstand, den man fürchten müßte, wenn er nicht auf der edelsten Cultur ruhte; aber so ist seine stille Gegenwart immer angenehm, immer belehrend.

Freitag den 1. April 1831.

Mit Goethe zu Tische in mannichfaltigen Gesprächen. Er zeigte mir ein Aquarellgemälde von Herrn von Reutern, einen jungen Bauern darstellend, der auf dem Markt einer kleinen Stadt bei einer Korb- und Deckenverkäuferin steht. Der junge Mensch sieht die vor ihm liegenden Körbe an, während zwei sitzende Frauen und ein dabeistehendes derbes Mädchen den hübschen jungen Menschen mit Wohlgefallen anblicken. Das Bild componirt so artig, und der Ausdruck der Figuren ist so wahr und naiv, daß man nicht satt wird es zu betrachten.

„Die Aquarellmalerei", sagte Goethe, „steht in diesem Bilde auf einer sehr hohen Stufe. Nun sagen die einfältigen Menschen, Herr von Reutern habe in der Kunst niemand etwas zu verdanken, sondern habe alles von sich selber. Als ob der Mensch etwas anderes aus sich selber hätte als die Dummheit und das Ungeschick! Wenn dieser Künstler auch keinen namhaften Meister gehabt, so hat er doch mit trefflichen Meistern verkehrt und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben, und Kunst und Natur haben ihn ausgebildet. Er ist vortrefflich und in manchen Dingen einzig, aber man kann nicht sagen, daß er alles von sich selber habe. Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht."

Goethe zeigte mir darauf von demſelbigen Künſtler einen reich mit Gold und bunten Farben gemalten Rahmen mit einer in der Mitte freigelaſſenen Stelle zu einer Inſchrift. Oben ſah man ein Gebäude im gothiſchen Stil; reiche Arabesken mit eingeflochtenen Landſchaften und häuslichen Scenen liefen zu beiden Seiten hinab; unten ſchloß eine anmuthige Waldpartie mit dem friſcheſten Grün und Raſen.

„Herr von Reutern wünſcht", ſagte Goethe, „daß ich ihm in die freigelaſſene Stelle etwas hineinſchreibe; allein ſein Rahmen iſt ſo prächtig und kunſtreich, daß ich mit meiner Handſchrift das Bild zu verderben fürchte. Ich habe zu dieſem Zweck einige Verſe gedichtet und ſchon gedacht, ob es nicht beſſer ſei, ſie durch die Hand eines Schönſchreibers eintragen zu laſſen. Ich wollte es dann eigenhändig unterſchreiben. Was ſagen Sie dazu, und was rathen Sie mir?"

„Wenn ich Herr von Reutern wäre", ſagte ich, „ſo würde ich unglücklich ſein wenn das Gedicht in einer fremden Handſchrift käme, aber glücklich wenn es von Ihrer eigenen Hand geſchrieben wäre. Der Maler hat Kunſt genug in der Umgebung entwickelt, in der Schrift braucht keine zu ſein, es kommt blos darauf an daß ſie echt, daß ſie die Ihrige ſei. Und dann rathe ich ſogar, es nicht mit lateiniſchen, ſondern mit deutſchen Lettern zu ſchreiben, weil Ihre Hand darin mehr eigenthümlichen Charakter hat, und es auch beſſer zu der gothiſchen Umgebung paßt."

„Sie mögen recht haben", ſagte Goethe, „und es iſt am Ende der kürzeſte Weg, daß ich ſo thue. Vielleicht kommt mir in dieſen Tagen ein muthiger Augenblick, daß ich es wage. Wenn ich aber auf das ſchöne Bild einen Klecks mache", fügte er lachend hinzu, „ſo mögt Ihr es verantworten."

„Schreiben Sie nur", ſagte ich, „es wird recht ſein, wie es auch werde."

Montag den 21. März 1831.

achen über politische Dinge, über die noch immer
n Unruhen in Paris und den Wahn der jungen
höchsten Angelegenheiten des Staates mit ein-
llen.

England", sagte ich, „haben die Studenten vor
n bei Entscheidung der katholischen Frage durch
on Bittschriften einen Einfluß zu erlangen ver-
man hat sie ausgelacht und nicht weiter davon
en."

piel von Napoleon", sagte Goethe, „hat be-
jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem
chsen, den Egoismus aufgeregt, und sie wer-
hen, als bis wieder ein großer Despot unter
in welchem sie das auf der höchsten Stufe
selber zu sein wünschen. Es ist nur das
n Mann wie Napoleon nicht so bald wieder
d ich fürchte fast, daß noch einige hundert-
r daraufgehen, ehe die Welt wieder zur

he Wirkung ist auf einige Jahre gar nicht
man kann jetzt weiter nichts thun, als für
ukunft im stillen manches Gute vorzube-

nigen Politischen waren wir bald wieder in
Daphnis und Chloe". Goethe lobte die
Courier als ganz vollkommen. „Courier
gte er, „die alte Uebersetzung von Amyot
eizubehalten und sie nur an einigen Stel-
d zu reinigen und näher an das Origi-
Dieses alte Französisch ist so naiv und
diesen Gegenstand, daß man nicht leicht
ersetzung in irgendeiner andern Sprache
hen wird."

n von Courier's eigenen Werken, von
iften und der Vertheidigung des be-
uf dem Manuscript zu Florenz.

manche Künste wieder in Zug gekommen, und wenn das Glück gut ist, so schreibe ich jetzt den vierten Act hintereinander weg."

Goethe erwähnte darauf eines bekannten Schriftstellers. „Es ist ein Talent", sagte er, „dem der Parteihaß als Alliance dient und das ohne ihn keine Wirkung gethan haben würde. Man findet häufige Proben in der Literatur, wo der Haß das Genie ersetzt, und wo geringe Talente bedeutend erscheinen, indem sie als Organ einer Partei auftreten. So auch findet man im Leben eine Masse von Personen, die nicht Charakter genug haben, um allein zu stehen; diese werfen sich gleichfalls an eine Partei, wodurch sie sich gestärkt fühlen und nun eine Figur machen.

„Béranger dagegen ist ein Talent, das sich selber genug ist. Er hat daher auch nie einer Partei gedient. Er empfindet zu viele Satisfaction in seinem Innern, als daß ihm die Welt etwas geben oder nehmen könnte."

Sonntag den 15. Mai 1831.

Mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tische. Nach manchen heitern Unterhaltungen brachte er zuletzt das Gespräch auf seine persönlichen Angelegenheiten, indem er aufstand und von seinem Pulte ein beschriebenes Papier nahm.

„Wenn einer wie ich über die achtzig hinaus ist", sagte er, „hat er kaum noch ein Recht zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt sein, abgerufen zu werden, und daran denken, sein Haus zu bestellen. Ich habe, wie ich Ihnen schon neulich eröffnete, Sie in meinem Testament zum Herausgeber meines literarischen Nachlasses ernannt und habe diesen Morgen, als eine Art von Contract, eine kleine Schrift aufgesetzt, die Sie mit mir unterzeichnen sollen."

Mit diesen Worten legte Goethe mir den Aufsatz vor, worin ich die nach seinem Tode herauszugebenden theils vollendeten, theils noch nicht vollendeten Schriften namentlich

aufgeführt und überhaupt die nähern Bestimmungen und Bedingungen ausgesprochen fand. Ich war im wesentlichen einverstanden, und wir unterzeichneten darauf beiderseitig.

Das benannte Material, mit dessen Redaction ich mich bisher schon von Zeit zu Zeit beschäftigt hatte, schätzte ich zu etwa funfzehn Bänden; wir besprachen darauf einzelne noch nicht ganz entschiedene Punkte.

„Es könnte der Fall eintreten", sagte Goethe, „daß der Verleger über eine gewisse Bogenzahl hinauszugehen Bedenken trüge, und daß demnach von dem mittheilbaren Material verschiedenes zurückbleiben müßte. In diesem Fall könnten Sie etwa den polemischen Theil der «Farbenlehre» weglassen. Meine eigentliche Lehre ist in dem theoretischen Theile enthalten, und da nun auch schon der historische vielfach polemischer Art ist, sodaß die Hauptirrthümer der Newton'schen Lehre darin zur Sprache kommen, so wäre des Polemischen damit fast genug. Ich desavouire meine etwas scharfe Zergliederung der Newton'schen Sätze zwar keineswegs, sie war zu ihrer Zeit nothwendig und wird auch in der Folge ihren Werth behalten; allein im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine eigentliche Natur, und ich habe daran wenig Freude."

Ein zweiter Punkt, der von uns näher besprochen wurde, waren die Maximen und Reflexionen, die am Ende des zweiten und dritten Theils der „Wanderjahre" abgedruckt stehen.

Bei der begonnenen Umarbeitung und Vervollständigung dieses früher in Einem Bande erschienenen Romans hatte Goethe nämlich seinen Anschlag auf zwei Bände gemacht, wie auch in der Ankündigung der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke gedruckt steht. Im Fortgange der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuscript über die Erwartung, und da sein Schreiber etwas weitläufig geschrieben, so täuschte sich Goethe und glaubte, statt zu zwei Bänden zu dreien genug zu haben, und das Manuscript ging in drei Bänden an die Verlagshandlung ab. Als nun aber der Druck bis zu einem gewissen Punkte gediehen war, fand es sich, daß Goethe sich verrechnet hatte, und daß besonders die beiden letzten Bände zu klein ausfielen. Man bat um weiteres Manuscript, und

da nun in dem Gang des Romans nichts mehr geändert, auch in dem Drange der Zeit keine neue Novelle mehr erfunden, geschrieben und eingeschaltet werden konnte, so befand sich Goethe wirklich in einiger Verlegenheit.

Unter diesen Umständen ließ er mich rufen; er erzählte mir den Hergang und eröffnete mir zugleich, wie er sich zu helfen gedenke, indem er mir zwei starke Manuscriptbündel vorlegte, die er zu diesem Zweck hatte herbeiholen lassen.

„In diesen beiden Packeten", sagte er, „werden Sie verschiedene bisher ungedruckte Schriften finden, Einzelheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben, alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon sechs bis acht gedruckte Bogen zusammenredigirten, um damit vorläufig die Lücken der «Wanderjahre» zu füllen. Genau genommen gehört es zwar nicht dahin, allein es läßt sich damit rechtfertigen, daß bei Makarien von einem Archiv gesprochen wird, worin sich dergleichen Einzelheiten befinden. Wir kommen dadurch für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus und haben zugleich den Vortheil, durch dieses Vehikel eine Masse sehr bedeutender Dinge schicklich in die Welt zu bringen."

Ich billigte den Vorschlag und machte mich sogleich an die Arbeit und vollendete die Redaction solcher Einzelheiten in weniger Zeit. Goethe schien sehr zufrieden. Ich hatte das Ganze in zwei Hauptmassen zusammengestellt; wir gaben der einen den Titel „Aus Makariens Archiv", und der andern die Aufschrift „Im Sinne der Wanderer", und da Goethe gerade zu dieser Zeit zwei bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins: „Auf Schiller's Schädel", und ein anderes: „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen", so hatte er den Wunsch, auch diese Gedichte sogleich in die Welt zu bringen, und wir fügten sie also dem Schlusse der beiden Abtheilungen an.

Als nun aber die „Wanderjahre" erschienen, wußte niemand wie ihm geschah. Den Gang des Romans sah man durch eine Menge räthselhafter Sprüche unterbrochen, deren Lösung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künstlern, Naturforschern und Literatoren, zu erwarten war, und die

allen übrigen Lesern, zumal Leserinnen, sehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beiden Gedichte so wenig verstanden, als es geahnt werden konnte wie sie nur möchten an solche Stelle gekommen sein.

Goethe lachte dazu. „Es ist nun einmal geschehen", sagte er heute, „und es bleibt jetzt weiter nichts, als daß Sie bei Herausgabe meines Nachlasses diese einzelnen Sachen dahin stellen wohin sie gehören, damit sie bei einem abermaligen Abdruck meiner Werke schon an ihrem Orte vertheilt stehen, und die «Wanderjahre» sodann, ohne die Einzelheiten und die beiden Gedichte, in zwei Bände zusammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war."

Wir wurden einig, daß ich alle auf Kunst bezüglichen Aphorismen in einen Band über Kunstgegenstände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band über Naturwissenschaften im allgemeinen, sowie alles Ethische und Literarische in einen gleichfalls passenden Band dereinst zu vertheilen habe.

Mittwoch den 25. Mai 1831.

Wir sprachen über „Wallenstein's Lager". Ich hatte nämlich häufig erwähnen hören, daß Goethe an diesem Stücke theilgehabt, und daß besonders die Kapuzinerpredigt von ihm herrühre. Ich fragte ihn deshalb heute bei Tische, und er gab mir folgende Antwort.

„Im Grunde", sagte er, „ist alles Schiller's eigene Arbeit. Da wir jedoch in so einem Verhältniß miteinander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, sowie sie täglich heranwuchs, communicirte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag ich auch wol daran einigen Theil haben. Zu der Kapuzinerpredigt schickte ich ihm die Reden des Abraham a Sancta Clara, woraus er denn sogleich jene Predigt mit großem Geist zusammenstellte.

„Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Verſen:

Ein Hauptmann, den ein andrer erſtach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gerne motivirt wiſſen wollte, wie der Bauer zu den falſchen Würfeln gekommen, ſo ſchrieb ich dieſe Verſe eigenhändig in das Manuſcript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, ſondern in ſeiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein ſorgfältiges Motiviren war, wie ich ſchon geſagt, nicht ſeine Sache, woher denn auch die größere Theaterwirkung ſeiner Stücke kommen mag.“

Sonntag den 29. Mai 1831.

Goethe erzählte mir von einem Knaben, der ſich über einen begangenen kleinen Fehler nicht habe beruhigen können.

„Es war mir nicht lieb, dieſes zu bemerken“, ſagte er, „denn es zeugt von einem zu zarten Gewiſſen, welches das eigene moraliſche Selbſt ſo hoch ſchätzt, daß es ihm nichts verzeihen will. Ein ſolches Gewiſſen macht hypochondriſche Menſchen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balancirt wird.“

Man hatte mir in dieſen Tagen ein Neſt junger Grasemücken gebracht, nebſt einem der Alten, den man in Leimruthen gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr ſeine Jungen zu füttern, ſondern wie er ſogar, aus dem Fenſter freigelaſſen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine ſolche, Gefahr und Gefangenſchaft überwindende älterliche Liebe rührte mich innig, und ich äußerte mein Erſtaunen darüber heute gegen Goethe. „Närriſcher Menſch!“ antwortete er mir lächelnd bedeutungs-

voll, „wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern.

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

„Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam."

Eine ähnliche Aeußerung that Goethe vor einiger Zeit, als ihm von einem jungen Bildhauer das Modell von Myron's Kuh mit dem säugenden Kalbe gesendet wurde. „Hier", sagte er, „haben wir einen Gegenstand der höchsten Art; das die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende ernährende Princip ist uns hier in einem schönen Gleichniß vor Augen. Dieses und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes."

Montag den 6. Juni 1831.

Goethe zeigte mir heute den bisher noch fehlenden Anfang des fünften Actes von „Faust". Ich las bis zu der Stelle, wo die Hütte von Philemon und Baucis verbrannt ist, und Faust in der Nacht, auf dem Balkon seines Palastes stehend, den Rauch riecht, den ein leiser Wind ihm zuweht.

„Die Namen Philemon und Baucis", sagte ich, „versetzen mich an die phrygische Küste und lassen mich jenes berühmten alterthümlichen Paares gedenken, aber doch spielt unsere Scene in der neuern Zeit und in einer christlichen Landschaft."

„Mein Philemon und Baucis", sagte Goethe, „hat mit

jenem berühmten Paare des Alterthums und der ſich daran knüpfenden Sage nichts zu thun. Ich gab meinem Paare blos jene Namen, um die Charaktere dadurch zu heben. Es ſind ähnliche Perſonen und ähnliche Verhältniſſe, und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günſtig."

Wir redeten ſodann über den Fauſt, den das Erbtheil ſeines Charakters, die Unzufriedenheit, auch im Alter nicht verlaſſen hat, und den bei allen Schätzen der Welt und in einem ſelbſtgeſchaffenen neuen Reiche ein paar Linden, eine Hütte und ein Glöckchen geniren, die nicht ſein ſind. Er iſt darin dem iſraelitiſchen König Ahab nicht unähnlich, der nichts zu beſitzen wähnte, wenn er nicht auch den Weinberg Naboth's hätte.

„Der Fauſt, wie er im fünften Act erſcheint", ſagte Goethe ferner, „ſoll nach meiner Intention gerade hundert Jahre alt ſein, und ich bin nicht gewiß, ob es nicht etwa gut wäre, dieſes irgendwo ausdrücklich zu bemerken."

Wir ſprachen ſodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerkſam, wo es heißt:

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben theilgenommen,
Begegnet ihm die ſelige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

„In dieſen Verſen", ſagte er, „iſt der Schlüſſel zu Fauſt's Rettung enthalten: in Fauſt ſelber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es ſteht dieſes mit unſerer religiöſen Vorſtellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht blos durch eigene Kraft ſelig werden, ſondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.

„Uebrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, ſehr ſchwer zu machen war, und daß ich bei ſo überſinnlichen, kaum zu ahnen-

den Dingen mich sehr leicht im Wagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte."

Den noch fehlenden vierten Act vollendete Goethe darauf in den nächsten Wochen, sodaß im August der ganze zweite Theil geheftet und vollkommen fertig dalag. Dieses Ziel, wonach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. „Mein ferneres Leben", sagte er, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue."

Mittwoch den 21. December 1831.

Mit Goethe zu Tische. Wir sprachen, woher es gekommen, daß seine „Farbenlehre" sich so wenig verbreitet habe. „Sie ist sehr schwer zu überliefern", sagte er, „denn sie will, wie Sie wissen, nicht blos gelesen und studirt, sondern sie will gethan sein, und das hat seine Schwierigkeit. Die Gesetze der Poesie und Malerei sind gleichfalls bis auf einen gewissen Grad mitzutheilen, allein um ein guter Poet und Maler zu sein, bedarf es Genie, das sich nicht überliefern läßt. Ein einfaches Urphänomen aufzunehmen, es in seiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken, erfordert einen productiven Geist, der vieles zu übersehen vermag, und ist eine seltene Gabe, die sich nur bei ganz vorzüglichen Naturen findet.

„Und auch damit ist es noch nicht gethan. Denn wie

einer mit allen Regeln und allem Genie noch kein Maler iſt, ſondern wie eine unausgeſetzte Uebung hinzukommen muß, ſo iſt es auch bei der Farbenlehre nicht genug, daß einer die vorzüglichſten Geſetze kenne und den geeigneten Geiſt habe, ſondern er muß ſich immerfort mit den einzelnen oft ſehr geheimnißvollen Phänomenen und ihrer Ableitung und Verknüpfung zu thun machen.

„So wiſſen wir z. B. im allgemeinen recht gut, daß die grüne Farbe durch eine Miſchung des Gelben und Blauen entſteht; allein bis einer ſagen kann, er begreife das Grün des Regenbogens, oder das Grün des Laubes, oder das Grün des Meerwaſſers, dieſes erfordert ein ſo allſeitiges Durchſchreiten des Farbenreiches und eine daraus entſpringende ſolche Höhe von Einſicht, zu welcher bisjetzt kaum jemand gelangt iſt.“

Zum Nachtiſche betrachteten wir darauf einige Landſchaften von Pouſſin. „Diejenigen Stellen“, ſagte Goethe bei dieſer Gelegenheit, „worauf der Maler das höchſte Licht fallen läßt, laſſen kein Detail in der Ausführung zu; weshalb denn Waſſer, Felsſtücke, nackter Erdboden und Gebäude für ſolche Träger des Hauptlichtes die günſtigſten Gegenſtände ſind. Dinge dagegen, die in der Zeichnung ein größeres Detail erfordern, kann der Künſtler nicht wohl an ſolchen Lichtſtellen gebrauchen.

„Ein Landſchaftsmaler“, ſagte Goethe ferner, „muß viele Kenntniſſe haben. Es iſt nicht genug, daß er Perſpective, Architektur und die Anatomie des Menſchen und der Thiere verſtehe, ſondern er muß ſogar auch einige Einſichten in die Botanik und Mineralogie beſitzen: erſtere, damit er das Charakteriſtiſche der Bäume und Pflanzen, und letztere, damit er den Charakter der verſchiedenen Gebirgsarten gehörig auszudrücken verſtehe. Doch iſt deshalb nicht nöthig, daß er ein Mineralog vom Fache ſei, indem er es vorzüglich nur mit Kalk-, Thonſchiefer- und Sandſteingebirgen zu thun hat und er nur zu wiſſen braucht, in welchen Formen es liegt, wie es ſich bei der Verwitterung ſpaltet, und welche Baumarten darauf gedeihen oder verkrüppeln.“

Goethe zeigte mir ſodann einige Landſchaften von Her-

mann von Schwanefeld, wobei er über die Kunst und Persönlichkeit dieses vorzüglichen Menschen verschiedenes aussprach.

„Man findet bei ihm", sagte er, „die Kunst als Neigung und die Neigung als Kunst, wie bei keinem andern. Er besitzt eine innige Liebe zur Natur und einen göttlichen Frieden, der sich uns mittheilt, wenn wir seine Bilder betrachten. In den Niederlanden geboren, studirte er in Rom unter Claude Lorrain, durch welchen Meister er sich auf das vollkommenste ausbildete und seine schöne Eigenthümlichkeit auf das freieste entwickelte."

Wir schlugen darauf in einem Künstlerlexikon nach, um zu sehen was über Hermann von Schwanefeld gesagt ward, wo man ihm denn vorwarf, daß er seinen Meister nicht erreicht habe. „Die Narren!" sagte Goethe. „Schwanefeld war ein anderer als Claude Lorrain, und dieser kann nicht sagen, daß er ein besserer gewesen. Wenn man aber weiter nichts vom Leben hätte, als was unsere Biographen und Lexikonschreiber von uns sagen, so wäre es ein schlechtes Metier und überall nicht der Mühe werth."

Am Schlusse dieses und zu Anfange des nächsten Jahres wandte sich Goethe ganz wieder seinen Lieblingsstudien, den Naturwissenschaften, zu und beschäftigte sich theils, auf Anregung von Boisserée, mit fernerer Ergründung der Gesetze des Regenbogens, sowie besonders auch, aus Theilnahme an dem Streit zwischen Cuvier und Saint-Hilaire, mit Gegenständen der Metamorphose der Pflanzen- und Thierwelt. Auch redigirte er mit mir gemeinschaftlich den historischen Theil der „Farbenlehre", sowie er auch an einem Kapitel über die Mischung der Farben innigen Antheil nahm, das ich auf seine Anregung, um in den theoretischen Band aufgenommen zu werden, bearbeitete.

Es fehlte in dieser Zeit nicht an mannichfachen interessanten Unterhaltungen und geistreichen Aeußerungen seiner-

seits. Allein wie er in völliger Kraft und Frische mir täglich vor Augen war, so dachte ich, es würde immer so fortgehen, und war in Auffassung seiner Worte gleichgültiger als billig, bis es denn endlich zu spät war und ich am 22. März 1832 mit Tausenden von edeln Deutschen seinen unersetzlichen Verlust zu beweinen hatte.

Folgendes notirte ich nicht lange darauf aus der nächsten Erinnerung.

Anfang März 1832.

Goethe erzählte bei Tiſche, daß der Baron Karl von Spiegel ihn beſucht, und daß er ihm über die maßen wohl gefallen. „Er iſt ein ſehr hübſcher junger Mann", ſagte Goethe; „er hat in ſeiner Art, in ſeinem Benehmen ein Etwas, woran man ſogleich den Edelmann erkennt. Seine Abkunft könnte er ebenſo wenig verleugnen, als jemand einen höhern Geiſt verleugnen könnte. Denn beides, Geburt und Geiſt, geben dem, der ſie einmal beſitzt, ein Gepräge, das ſich durch kein Incognito verbergen läßt. Es ſind Gewalten wie die Schönheit, denen man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden daß ſie höherer Art ſind."

Einige Tage ſpäter.

Wir ſprachen über die tragiſche Schickſals-Idee der Griechen.

„Dergleichen", ſagte Goethe, „iſt unſerer jetzigen Denkungsweiſe nicht mehr gemäß, es iſt veraltet und überhaupt mit unſern religiöſen Vorſtellungen in Widerſpruch. Verarbeitet ein moderner Poet ſolche frühere Ideen zu einem Theaterſtück, ſo ſieht es immer aus wie eine Art von Affectation. Es iſt ein Anzug, der längſt aus der Mode gekommen iſt, und der uns, gleich der römiſchen Toga, nicht mehr zu Geſicht ſteht.

„Wir Neuern ſagen jetzt beſſer mit Napoleon: die Politik iſt das Schickſal. Hätten wir uns aber mit unſern Literatoren zu ſagen, die Politik ſei die Poeſie, oder ſie ſei für den Poeten ein paſſender Gegenſtand. Der engliſche Dichter Thomſon ſchrieb ein ſehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein ſehr ſchlechtes über die Freiheit, und zwar nicht aus Mangel an Poeſie im Poeten, ſondern aus Mangel an Poeſie im Gegenſtande.

„Sowie ein Dichter politiſch wirken will, muß er ſich einer Partei hingeben, und ſowie er dieſes thut, iſt er als Poet verloren; er muß ſeinem freien Geiſte, ſeinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl ſagen und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Haſſes über die Ohren ziehen.

„Der Dichter wird als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte und ſeines poetiſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an keine beſondere Provinz und an kein beſonderes Land gebunden iſt, und das er ergreift und bildet wo er es findet. Er iſt darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern ſchwebt, und dem es gleichviel iſt, ob der Haſe, auf den er herabſchießt, in Preußen oder in Sachſen läuft.

„Und was heißt denn: ſein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volks aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln: was ſoll er denn da Beſſeres thun? und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken? An einen Dichter ſo ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre ebenſo als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müſſe, um ein rechter Patriot zu ſein, ſich in politiſche Neuerungen verflechten und darüber ſeinen nächſten Beruf vernachläſſigen. Das Vaterland eines Regimentschefs aber iſt ſein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot ſein, wenn er ſich um politiſche Dinge gar nicht bemüht, als ſoweit ſie ihn angehen, und wenn er dagegen ſeinen ganzen Sinn und ſeine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillone richtet

und ſie ſo gut einzuexerciren und in ſo guter Zucht und Ordnung zu erhalten ſucht, daß ſie, wenn das Vaterland einſt in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann ſtehen.

„Ich haſſe alle Pfuſcherei wie die Sünde, beſonders aber die Pfuſcherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tauſende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.

„Sie wiſſen, ich kümmere mich im ganzen wenig um das, was über mich geſchrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, ſo ſauer ich es mir auch mein Leben lang habe werden laſſen, all mein Wirken in den Augen gewiſſer Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verſchmäht habe, mich in politiſche Parteiungen zu mengen. Um dieſen Leuten recht zu ſein, hätte ich müſſen Mitglied eines Jacobinerclubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über dieſen ſchlechten Gegenſtand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe.“

Gleicherweiſe tadelte Goethe die von andern ſo ſehr geprieſene politiſche Richtung in Uhland. „Geben Sie Acht“, ſagte er, „der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände ſein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, iſt keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit ſeinem Geſange wird es aus ſein, und das iſt gewiſſermaßen zu bedauern. Schwaben beſitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt ſind, um Mitglied der Stände zu ſein, aber es hat nur Einen Dichter der Art wie Uhland.“

Der letzte Fremde, den Goethe gaſtfreundlich bei ſich bewirthete, war der älteſte Sohn der Frau von Arnim; das letzte, was er geſchrieben, waren einige Verſe in das Stammbuch des gedachten jungen Freundes.

Am andern Morgen nach Goethe's Tode ergriff mich eine tiefe Sehnſucht, ſeine irdiſche Hülle noch einmal zu ſehen. Sein treuer Diener Friedrich ſchloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgeſtreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Feſtigkeit waltete auf den Zügen ſeines erhaben-edeln Geſichts. Die mächtige Stirn ſchien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von ſeinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, ſie ihm abzuſchneiden. Der Körper lag nackend in ein weißes Betttuch gehüllt, große Eisſtücke hatte man in einiger Nähe umhergeſtellt, um ihn friſch zu erhalten ſo lange als möglich. Friedrich ſchlug das Tuch auseinander, und ich erſtaunte über die göttliche Pracht dieſer Glieder. Die Bruſt überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und ſanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinſten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Menſch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergeſſen, daß der unſterbliche Geiſt eine ſolche Hülle verlaſſen. Ich legte meine Hand auf ſein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu laſſen.

Anmerkungen zum zweiten Theil.

S. 3, Z. 2 v. o. „Herr Seidel". Der Komiker Max Johann Seidel, um 1795 in Tirol geboren, seit 1822 am weimarischen Theater angestellt, hatte seinen Landsleuten die Ehre verschafft, bei Goethe zu singen.

S. 3, Z. 11 v. o. „Wie Kirschen ..." Der Spruch ist auch in die „Gedichte" unter „Sprichwörtlich" aufgenommen, wo aber „mußt du" statt „muß man" steht. — An Zelter schreibt Goethe am 30. October, es seien wieder Tiroler in Weimar, von denen er sich die auf einige Blättchen von Neureuther gesetzten tirolischen Liedchen vorsingen lassen wolle, obgleich er das Jodeln nur im Freien liebe.

S. 4, Z. 1 v. o. „auf der Reise von Berlin hierher", zu Graditz bei Torgau am vorigen Tage.

S. 5, Z. 3 v. o. „ging bald", am 7. Juli. Er hatte vom Hofmarschallamt die Erlaubniß erhalten, im sogenannten Stomann'schen Schlößchen, das die weimarische Kammer vor einigen Jahren erworben hatte, ein paar Zimmer eine Zeit lang zu bewohnen.

S. 5, Z. 6 v. o. „von seiten der Franzosen". Er hatte im Frühjahr den Plan zur Herausgabe einer von Soret zu besorgenden französischen Uebersetzung seiner „Metamorphose der Pflanzen" nebst geschichtlichen Nachträgen gefaßt, wozu er sich das im vorigen Jahre erschienene Werk von De Candolle, „Organographie végétale", verschaffte, dessen Studium er eben begonnen hatte, als ihn die Todeskunde erschütterte. An Soret schrieb er den 14.: „Herrn De Candolle's «Organographie» und Herrn Hofrath Voigt's Lehrbuch [«System»] der Botanik, beide erst vor einem Jahre herausgegeben, dienen mir statt einer vollständigen Bibliothek, um die Stellung dieser Wissenschaft in Absicht sowol des Erkennens als des Denkens, Ordnens und des Meinens zu übersehen." Schon am 3. August hatte er die beiden Bände De Can-

bolle's vollständig durchgelesen, die seine „Metamorphose" betreffenden Kapitel mehrmals, auch den Abschnitt über die Symmétrie végétale übersetzt.

S. 5, Z. 10 v. o. „rankender Weinreben", die er gerade unter seinem Fenster sah. Karl August hatte hier vor ein paar Jahren einen Weinberg angelegt.

S. 5, Z. 13 v. o. „Schwiegertochter und Enkel", die zwei- oder dreimal wöchentlich nach Dornburg kamen.

S. 5, Z. 10 v. u. „Oft vor Tagesanbruch". Auch von seinem Bette aus konnte er in der Nacht einen Theil des Sternhimmels sehen, da drei Fenster des Zimmers nach Süden, eins nach Westen gerichtet war. Dazu stimmen nicht das „östliche Sternenheer und die aufgehende Sonne" (Z. 13 v. u.). Gewöhnlich stand er um 6 Uhr auf. Die „drei Planeten" (Z. 8 v. u.) waren Jupiter, Venus und Mars.

S. 5, Z. 3 v. u. „Gedichte". Nach seinem Tagebuch entstanden in Dornburg: „Früh wenn Thal, Gebirg und Garten", „Und wenn mich am Tag die Ferne", „Dem aufgehenden Vollmonde" und „Der Bräutigam", von denen das vorletzte am 25. August, das erste anfangs September gedichtet ist.

S. 6, Z. 4 v. o. „in dem Zimmer", demselben, in dem sie am 15. Juni gespeist (S. 3, Z. 3 v. o.).

S. 6, Z. 7 v. o. „Geschenken", unter andern der vom Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz ihm gesandten Hausuhr seines väterlichen Hauses, die er eben vorgefunden hatte.

S. 6, Z. 16 v. o. „Dienstag", an welchem Tage sie ihn früher regelmäßig besucht hatte.

S. 6, Z. 18 v. o. „niemand aus der fürstlichen Familie", außer dem Erbprinzen.

S. 6, Z. 20 v. o. „in fortwährendem Briefwechsel". Zunächst hatte er durch Soret, den Erzieher des Erbprinzen, ihr seine schmerzliche Theilnahme ausgesprochen; erst am 28. Juni sandte er ihr durch denselben ein eigenhändiges Schreiben. „Auch dies Spärliche hat mich viel gekostet", äußerte er dabei gegen Soret; „denn ich scheue mich, an dasjenige mit Worten zu rühren, was dem Gefühl unerträglich ist."

S. 6, Z. 7 und 6 v. u. „Zusammenkommen berühmter Naturforscher". Die Naturforscherversammlungen, deren erste 1822 zu Leipzig gehalten worden war, begannen am 18. September und sollten höchstens acht Tage dauern.

S. 7, Z. 9 v. o. „früher". Der erste Band war im Mai 1821 ausgedruckt, aber diese Bearbeitung schien dem Dichter selbst bald so wenig gelungen, daß ihm deren Vollendung unmöglich wurde; schon im Sommer 1825 löste er den ersten Theil ganz auf, um den Roman in zwei Bänden neu aufzubauen, wozu er aber, da so manches andere sich zudrängte, bisher nicht hatte gelangen können, obgleich er Ende Mai 1827 an Boisserée schrieb, es bedürfe nur noch weniger Binsen, um den Strauſskranz völlig zusammenzuflechten. Vgl. I, 198.

S. 8, Z. 13 v. o. „Professor (Bernhard Rudolf) Abeken zu Osnabrück", früher Hauslehrer bei Schiller's Kindern, der ihn durch seinen Aufsatz über die „Wahlverwandtschaften" sehr erfreut hatte. Vgl. zu I, 216, Z. 18 v. o.

S. 8, Z. 24 v. o. „Ein liebenswürdiges Frauenzimmer", Schiller's Cousine, die rudolstädter Hofdame Christiane von Wurmb, Abeken's Gattin. Diese Tischreden Schiller's aus dem Jahre 1801 erschienen zuerst in „Schiller's Leben" von seiner Schwägerin, Frau von Wolzogen.

S. 9, Z. 8 v. u. „er war zu rasch mit seinen Meinungen". In der „Geschichte der Farbenlehre" äußert Goethe, die Alten seien dadurch gehindert worden, daß ihnen die Kunst, ja der Sinn gefehlt, Versuche zu machen.

S. 10, Z. 7 v. o. „Fouqué's «Sängerkrieg auf der Wartburg»" war in diesem Jahre erschienen.

S. 10, Z. 10 v. u. „seine «Undine»". Im Lobe dieser reizenden, seit 1811 in mehrern Auflagen erschienenen Dichtung hatte sich Goethe mit der Gräfin Jaraczewska vereinigt, welche sie im Jahre 1818 übersetzen wollte.

S. 10, Z. 4 v. u. „den Gedichten von Egon Ebert". Des Pragers Karl Egon Ebert „Dichtungen" waren 1824 erschienen. Bruchstücke seines böhmisch-nationalen Heldengedichts „Wlasta" (1827) in den ersten Heften der „Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen" hatten Goethe erfreut.

S. 11, Z. 1 v. o. „Fair maid of Perth", Scott's neuester Roman.

S. 13, Z. 11 v. u. „Herr von Martius". Dr. Karl Friedrich Philipp Martius, zu Erlangen 1794 geboren, hatte sich durch seine Theilnahme als Botaniker an der von der österreichischen und der bairischen Regierung veranstalteten Reise nach Brasilien während der Jahre 1817—20 einen bedeutenden Namen erworben. Goethe hatte die beiden ersten 1823 erschienenen Hefte

seines bedeutenden Prachtwerks „Genera et species palmarum“ angezeigt, dabei auch seiner „Reise nach Brasilien“ und seiner „Physiognomik der Pflanzen“ mit wärmster Anerkennung des darin sich zeigenden „genialen Blickes des vollendeten Botanikers“ und des „reinen warmen Mitgefühls an der Naturerhabenheit in allen ihren Scenen“ gedacht. In Berlin hatte Martius einen zweiten Vortrag über die Spiraltendenz der Pflanzen gehalten, der Goethe äußerst anzog. Dieser selbst berichtet, ein freundlicher Besuch von Martius auf der Rückreise von Berlin habe ihm in dieser schwierigen Sache eine mündliche Nachweisung gewährt, welche sich durch charakteristische, wennschon flüchtige Zeichnung noch mehr ins Klare gesetzt. Gegen Boisserée äußert er, durch die Durchreise des vielseitigen Herrn von Martius sei er aufgeregt, erquickt und innigst gestärkt worden. Vgl. III, 175 fg.

S. 15, Z. 8 v. o. „Ich behaupte vielmehr“. Vor kurzem hatte Jean Baptiste Bory de St.-Vincente in der Schrift „L'homme, Essai zoologique sur le genre humain“ sechzehn ursprünglich verschiedene Menschenstämme angenommen. Im „Zweiten Römischen Aufenthalt“ (1829) äußerte Goethe, schon in den achtziger Jahren sei infolge von Herder's Preisschrift „Ueber den Ursprung der Sprache“ die Vorstellung herrschend gewesen, „zu einer gewissen, merkwürdig productiven Zeit sei, nachdem die Natur die verschiedenartigsten Thiere stufenweis hervorzubringen gesucht, da und dort, in mancher günstigen Lage die Menschenart mehr oder weniger vollendet hervorgetreten“. Aber Herder hatte, im Gegensatz zu dieser Ansicht „mancher neuern Modephilosophen“, noch 1774 behauptet, jede neue Entdeckung mache den Ursprung des ganzen Menschengeschlechts von einem Paare immer wahrscheinlicher.

S. 16, Z. 10 v. o. „der preußische Minister Herr von Jordan“. Der Wirkliche Geheimerath Johann Ludwig von Jordan, außerordentlicher Bevollmächtigter und Gesandter zu Dresden, war auch in Weimar accreditirt, wo er die Vermählungsacten der Prinzessinnen mit den preußischen Prinzen unterzeichnet hatte.

S. 16, Z. 14 v. o. „Tieck“ hatte seinen schon im Frühjahr angemeldeten Besuch verschieben müssen. — „Töchtern“, Dorothea und Agnes, von denen die ältere schon seit 1820 eine sehr begabte Mitarbeiterin ihres Vaters war. — „Gräfin Finckenstein“, die Witwe des von Friedrich dem Großen wegen des Arnoldischen Rechtsstreits entlassenen Regierungspräsidenten Friedrich Ludwig Karl Grafen Finck von Finckenstein. Das Gut des Grafen in Ziebingen war Tieck lange eine zweite Heimat gewesen. Nach dem im Frühjahr 1818 erfolgten Tode des Grafen war er im Sommer 1819 nach Dresden übergesiedelt, wohin die Gräfin als liebe Hausgenossin ihm folgte.

S. 16, Z. 10 v. u. „Professor Göttling“. Der tüchtige Philolog Karl Wilhelm Göttling, zu Jena 1793 geboren, Professor und Universitätsbibliothekar daselbst, war anfangs 1825 von Goethe zur Durchsicht seiner gedruckten Werke für die Ausgabe letzter Hand gewonnen worden. Im Februar 1828 hatte er unter Goethe's herzlichen Wünschen die Reise nach Italien angetreten, von wo er ihn durch gehaltvolle Briefe erfreute. In seinem letzten, zu Florenz am 21. August geschriebenen hatte er die Hoffnung ausgesprochen, Ende September Goethe persönlich weitere Rechenschaft von seiner Reise ablegen zu können.

S. 17, Z. 10 v. o. „Die Prinzen von Oldenburg“, wol nicht der Erbprinz Paul Friedrich August, geboren 1783, sondern dessen Neffen Peter Georg Paul Alexander und Konstantin Friedrich Peter, 1810 und 1812 geboren.

S. 17, Z. 13 v. o. „das schöne Lied“, „Jägers Abendlied“ von Goethe, wol nach Franz Schubert's, nicht nach Zelter's Melodie.

S. 17, Z. 5 v. u. Cherubini's „Wasserträger“ hatte Goethe schon im siebenten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ als das glücklichste Sujet bezeichnet, das wir je auf dem Theater gesehen.

S. 18, Z. 2 v. o. Weber's „Freischütz“ hatte seit dem 18. Juni 1821, wo er zuerst in Berlin aufgeführt worden, sich eines beispiellosen Erfolges erfreut.

S. 20, Z. 4 v. o. „des Grafen und der Gräfin Medem“. Der damals im fünfundsechzigsten Jahre stehende russische Kammerherr Johann Graf von Medem in Mitau genoß wegen seiner feinen Bildung und seines edeln thätigen Wohlwollens allgemeine Achtung.

S. 22, Z. 19 v. o. „vor noch nicht langen Jahren“. Im Juni 1816 hatte „The Edinburgh Review“ einen bitterbösen Angriff auf „Wahrheit und Dichtung“ gebracht.

S. 23, Z. 13 v. o. „hat Carlyle den «Meister» studirt“. Er hatte ihn schon längst übersetzt.

S. 25, Z. 11 v. u. „Wolff's“, Pius Alexander Wolff's, der während Goethe's Aufenthalt zu Dornburg auf seiner Rückreise von Ems nach Berlin in Weimar gestorben war. Goethe hatte seinem „treuesten Schüler“ noch durch Müller den herzlichsten Wunsch seiner Genesung übersenden wollen, aber sein Gruß hatte ihn nicht mehr unter den Lebenden getroffen. Zu seiner Bestattung schickte der Dichter eine von Blumen gewundene Lyra mit einigen Wolff's Andenken feiernden Versen.

S. 26, Z. 11 v. o. „Oberbergrath Nöggerath aus Bonn". Johann Jakob Nöggerath, Professor an der Universität zu Bonn, wo er im Jahre 1788 geboren war, und Mitglied des Oberbergamtes, stand schon längst mit Goethe durch literarische und mineralogische Sendungen, besonders vom Drachenfels, auch durch Beiträge zu seinen naturwissenschaftlichen Heften in Verbindung. Dieser nahm den freimüthigen, geradezu gehenden Mann, der in seinem Fache eine tüchtige Kenntniß sich erworben, da er von der Pike an gedient hatte, mit wohlthuender Freundlichkeit auf. Nöggerath konnte nicht genug rühmen, wie der alte Herr, so oft er ihn besuchte, immer ein passendes Mineral oder sonst etwas herausgesucht habe, woran sich ein eingehendes Gespräch knüpfen konnte.

S. 28, Z. 8 v. u. „in seiner Arbeitsstube". Er hatte sich, wie er im Winter, und wenn er sich unbehaglich fühlte, zu thun pflegte, in die hintern Zimmer zurückgezogen.

S. 28, Z. 5 und 4 v. u. „verschiedene Distichen", die sich in Goethe's „Herbst" und unter Schiller's „Votivtafeln" finden.

S. 29, Z. 19 v. o. „man könnte ebenso gut ..." Vgl. Goethe's Verse „Bildung" („Von wem auf Lebens- und Wissensbahnen") unter der Abtheilung „Paraboliſch".

S. 30, Z. 5 v. u. Statt „Vor allem" steht im „Faust" I, 1636 „Im ganzen —" und vor Z. 2 v. u., nach einer Einrede des Schülers, noch der Vers: „Schon gut! nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen".

S. 31, Z. 12 v. o. „Urphänomenen", deren Auffindung das Ziel aller Naturforschung sein müsse. Vgl. S. 47 letzte Z. bis S. 48, Z. 23.

S. 31, Z. 7 v. u. „Ich habe die Ballade..." Schon 1821 hatte er selbst eine „Betrachtung und Auslegung" der ein Jahr vorher erschienenen Ballade in „Kunst und Alterthum" gegeben. 1813 hatte er eine Oper aus dem Stoffe machen wollen, den er in Percy's „Reliques of ancient English poetry" in den ersten siebziger Jahren gefunden hatte.

S. 32, Z. 15 v. o. „manchen heitern Abend". Der „Bürgergeneral" ward in Weimar zuerst am 2. Mai 1793 und dreimal während Goethe's Abwesenheit gegeben, weiter am 31. December 1793 und am 5. September 1794; in der Zeit von 1800 bis 1805 war er wenigstens einmal in jedem Jahre aufgeführt, dann aber zurückgelegt worden.

S. 32, Z. 19 v. o. „Die Rolle des Schnaps". Gerade für den Schauspieler, der den Schnaps spielte, Johann Christoph

Beck, hatte er das Stück geschrieben, weil dieser den Schnaps in Anton Wall's (C. L. Heine's) „Beiden Billets" und der ersten Fortsetzung derselben, dem „Stammbaum", wie Goethe selbst berichtet, „mit ganz individueller Trefflichkeit spielte, indem ihm selbst seine Fehler dabei zugute kamen". Eckermann mußte dies aus Goethe's „Campagne in Frankreich" wissen, wo freilich die Angabe, das Stück habe die widerwärtigste Wirkung hervorgebracht, eine entschiedene Unwahrheit enthält.

S. 32, Z. 6 v. u. „Ich fand es", vielmehr sein Diener Paul Götze.

S. 33, Z. 8 v. u. „die Kaiserin von Oesterreich" deren am 7. April 1816 erfolgter Tod ihn tief erschüttert hatte Franz I. war seit dem Jahre 1808 mit dieser, Marie Luise Beatrix, einer Prinzessin von Modena, vermählt. Goethe hatte im Juni 1810 die höchst anmuthige und geistreiche junge Kaiserin in Karlsbad kennen lernen, und es hatte sich zu ihr ein herzliches und inniges Verhältniß gebildet, dem er im „Divan" im Liede „Geheimstes" (III, 19) einen mystischen Ausdruck gab. Schon am 10. November 1816 hatte sich der Kaiser zum dritten mal vermählt. Goethe kann demnach nur von der verewigten Kaiserin gesprochen haben.

S. 33, Z. 2 v. u. „Prinzeß von Preußen", Luise Ulrike, Schwester Friedrich's des Großen, 1744 vermählt mit dem 1743 zum Kronprinzen von Schweden erwählten Herzog von Holstein-Gottorp, Adolf Friedrich.

S. 34, Z. 5 v. o. Der Schluß eines Gedichts in sieben Versen, der seiner Eleganz wegen auch in lateinische Verse übersetzt worden war.

S. 39, Z. 2 v. o. „im Schubarth". Karl Ernst Schubarth hatte eben mit K. A. Carganico die Schrift herausgegeben: „Ueber Philosophie überhaupt und Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere. Ein Beitrag zur Beurtheilung des letztern."

S. 40, Z. 18 v. o. „nach einem Gemälde von Ostade". Goethe besaß einen guten Abdruck dieser Bauernfamilie nach J. de Bisscher. Unten steht der Spruch: „Siet ons werk — prachtig huys."

S. 40, Z. 19 v. o. „unserm «Goodman und Goodwife»", der im Juni 1827 von Goethe übersetzten englischen Ballade, die er schon in „Kunst und Alterthum" unter der Aufschrift „Altschottisch" hatte drucken lassen.

S. 41, Z. 9 v. o. „Genasts", der Schauspieler und Sänger

Eduard Genaſt, zu Weimar am 15. Juli 1798 geboren, der 1814 die Bühne betreten hatte, und deſſen Gattin Karoline Chriſtiane, zu Kaſſel am 30. Januar 1802 geboren, ſeit 1815 auf der Bühne. Als Demoiſelle Böhler hatte ſie ſich in Leipzig in bedeutenden Rollen ausgezeichnet. Das Ehepaar war darauf nach Magdeburg gegangen. Man wünſchte ihre auch bald erfolgende Anſtellung in Weimar, wo Genaſt's in Ruheſtand getretene Aeltern ſehr geachtet waren.

S. 41, Z. 13 v. o. „aus Schiller's Zeit". Freilich hatte ſich Goethe oft mit Schiller in ſolchen dramatiſchen Entwürfen ergangen, aber daß dieſer eine Scene des Stückes ſchon geſchrieben, iſt kaum glaublich, da in ſeinem Nachlaſſe keine Spur von einem ſolchen Drama zu treffen. Boxberger glaubte (Schnorr's „Archiv" X, 127) dadurch zu helfen, daß es ſtatt „das letztere" heißen ſolle „das erſtere" und unter dem „andern" das fünfactige, erſt 1807 entworfene „Trauerſpiel in der Chriſtenheit" gemeint ſei!

S. 41, Z. 16 v. o. „in acht Tagen". Vielmehr vergingen, wie Goethe den 7. Juni 1793 an Herder ſchrieb, keine drei Tage von der erſten Idee bis zur Vollendung.

S. 41, Z. 9 und 8 v. u. „La Roche", Karl Auguſt La Roche, Schauſpieler und Sänger, zu Berlin den 12. October 1795 geboren, 1823 in Weimar angeſtellt, wurde von Goethe ſehr geſchätzt. Wol ſchon damals ging man mit dem Plane einer Aufführung des „Fauſt" um, bei welcher La Roche den Mephiſtopheles geben ſollte. Soret, dem Goethe Klingemann's Bericht über die Aufführung des „Fauſt" in Braunſchweig mitgetheilt hatte, bemerkt am 19. Februar, welche Schauſpieler ſie zur Aufführung deſſelben in Weimar hätten. Goethe las den Schauſpielern ſpäter das Stück vor und unterwies beſonders La Roche in der Rolle des Mephiſtopheles. — „Winterberger", 1804 in Preußen geboren, ein Schüler von P. A. Wolff, hatte 1825 in Berlin die Bühne betreten. Am 26. Januar 1829 hatte er ſich Goethe vorgeſtellt. Schon am 3. Februar debutirte er. — „Madame Seidel", Dorothea Seidel, 1804 in Schleswig geboren, kam als Demoiſelle Meyer 1823 nach Weimar, wo ſie, als erſte Liebhaberin, Heldin und Anſtandsdame angeſtellt, den S. 3, Z. 2 v. o. genannten Seidel heirathete.

S. 42, Z. 6 v. o. „Töpfer", der beliebte Luſtſpieldichter Karl Töpfer, zu Berlin 1792 geboren. Sein vieractiges idylliſches Familiengemälde „Hermann und Dorothea" war in Wien ſchon am 6. November 1820 aufgeführt worden. Den 25. März 1824 ſchrieb der Großherzog an Goethe: „Uebermorgen erſcheint wieder «Hermann und Dorothea» auf hieſiger Bühne; Dir wird die Vorſtellung gewiß davon ſehr gefällig ſein. Komm doch hinein. Du kannſt ja in unſerer großen oder in meiner kleinen Loge Dich einhüllen."

S. 42, Z. 9 v. u. „den bremer Hafenbau", die 1827 begonnene Anlage von Bremerhaven.

S. 42, Z. 3 v. u. „in einer zu günstigen Recension im «Merkur»", vielmehr in einem Briefe, worin Wieland den Stoff von „Allwill's Papieren" übermäßig gelobt hatte. Auf diese poetische Epistel bezieht sich Wieland's Erwiderung vom 31. Mai 1776.

S. 43, Z. 7 v. o. „nichts Poetisches von Bedeutung" (vgl. III, S. 110, Z. 15), aber doch „Iphigenie", auch die Anfänge des „Tasso" und des „Wilhelm Meister". — Z. 8 „Fragmente vorgelesen". Es ist schwer zu sagen, was damit gemeint sei, da das meiste gedruckt oder, wie „Hanswurstls Hochzeit", „Der ewige Jude", noch in Frankfurt gedichtet war. Der erstern wird erst 1831 (S. 203, Z. 5 fg.) gedacht.

S. 43, Z. 12 v. o. „dieselben Erfahrungen", den Widerstand der Einheimischen.

S. 43, Z. 24 v. o. „mit meinem «Werther»". Dies ist ein Irrthum Goethe's. „Werther" ward im Februar und März 1774 geschrieben. — Z. 25. ihn, den ersten Theil, mit vielen sehr bedeutenden Lücken, auch Entwürfen von Scenen des zweiten Theils.

S. 43, Z. 4 v. u. „der weiblichen Industrieschule", dem „patriotischen Fraueninstitut", das 1817 die Rechte einer frommen Stiftung erhalten hatte und vorzüglich Erziehung und Unterricht der verlassenen weiblichen Jugend bezweckte.

S. 43, Z. 3 v. u. „dem Waiseninstitut". Der Großherzog Karl August hatte nach dem Tode des Legationsrathes Johannes Daniel Falk (am 14. Februar 1826) die 1813 von diesem gegründete Anstalt für verlassene Kinder als Nebenanstalt mit der Waisenanstalt verbunden, der Großherzog Karl Friedrich sie unter dem Namen „Falk'sches Institut" neu eingerichtet.

S. 44, Z. 5 v. o. „abermals die Bilder von Herrn von Reutern", ein offenbarer Fehler der Redaction der „Gespräche", da Eckermann bisher davon noch nicht gesprochen hat. Der Oberstlieutenant Baron Gerhard von Reutern hatte Goethe schon im September 1827 eigene Zeichnungen verehrt, an denen dieser besonders die Schärfe seiner Auffassung und der Umrisse bewunderte. Jetzt hatte er ihm durch den Major von Radowitz einige Aquarellbilder zugeschickt. In Goethe's Kunstsammlungen werden schöne Abdrücke von zehn Blättern auf chinesischem Papier angeführt, verschiedene Radirungen: „Thiere, Thierköpfe, Landschaften u. a." Vgl. S. 227, Z. 10 fg.

S. 44, Z. 9 v. o. „Kein Wesen kann zu nichts verfallen", das Gedicht „Vermächtniß" in der Abtheilung „Gott und Welt".

S. 44, Z. 10 v. o. „der Verse: «Denn alles kann zu nichts verfallen»", des dort unmittelbar vorhergehenden, am 28. October 1821 entstandenen, 1823 gedruckten Gedichts „Eins und Alles".

S. 44, Z. 16 v. o. Den schon 1813 verstorbenen Mathematiker Joseph Louis „Lagrange" rühmt Goethe in ähnlicher Weise in den „Betrachtungen über Naturwissenschaft" als einen „vollkommenen Menschen", der das Schöne des Wahren in sich empfunden.

S. 44, Z. 4 v. u. „vor funfzig Jahren", wo er bereits Baukunst studirte, da er viel mit Bauten zu thun hatte. Im December 1778 zeichnete er nach Blondel's „Cours d'architecture enseigné dans l'Académie Royale".

S. 45, Z. 1 v. o. „Der weimarische Schloßbau", der bereits 1778 angeregt, aber erst nach Goethe's Rückkehr aus Italien ernstlich betrieben wurde. Goethe verhandelte darüber zunächst mit dem Baumeister Arens, dann mit Thouret, Genz und Raabe.

S. 45, Z. 6 v. o. „einen Brief", den Goethe denselben Tag beantwortet hatte.

S. 46, Z. 2 v. o. „nach Beendigung der «Wanderjahre»". Der dritte und letzte Band war fast abgeschlossen. Vgl. S. 60, Z. 2 fg.

S. 46, Z. 21 v. o. „den Bienen-König", den Weiser, den Weisel, mit absichtlicher Vermeidung des weiblichen Geschlechts.

S. 46, Z. 5 v. u. bis S. 47, Z. 7 v. o. „Leopold von Buch". Hier liegt ein sonderbarer Irrthum zu Grunde; denn nicht allein hat Buch im Jahre 1829 keine Schrift über die zerstreuten Granitblöcke herausgegeben, sondern er hatte längst seine Annahme eigener Wurfkräfte der Granitfelsen aufgegeben, als er im Jahre 1822 Goethe's persönliche Bekanntschaft machte. In dem Aufsatz „Ueber die Verbreitung großer Alpengeschiebe" in den „Abhandlungen der berliner Akademie von 1811" und noch 1827 in dem dieselbe Ueberschrift führenden in Poggendorff's „Annalen" (IX, 575 fg.) hatte er mit Saussure große Strömungen als Grund dieser Zerstreuung angenommen. „Es ist von der Mitte der Alpen her durch die Alpenthäler eine ungeheure Flut ausgetreten, welche die Trümmer der Alpengipfel weit über entgegenstehende Berge und über sehr entlegene Flächen verbreitet hat." Goethe folgte der, wie er aus dem ersten, 1822 erschienenen Bande von Hoff's „Geschichte der Ueberlieferung nachgewiesener natürlicher Veränderungen der Erdoberfläche" gesehen hatte, schon von Runeberg 1765 behaupteten Ansicht, daß das Eis und vielleicht das Meer selbst diese zer-

ſtreut liegenden Felſen gehoben, nahm aber dabei den frühern hohen Froſtzuſtand der Erde zu Hülfe. In einer handſchriftlichen Anzeige der Abhandlung Hausmann's, „De origine saxorum per Germaniae septentrionales regiones arenosas dispersorum" von 1827 heißt es: „Anſtatt zu fürchterlich undenkbaren Aufſtürzungen aus den tiefſten Abgründen (Aufſtürzungen, wir müſſen ein ſo ſeltſames Wort bilden, da die Franzoſen bei dieſer Gelegenheit das Wort refoulement brauchen) und zu Umherſprengungen die Einbildungskraft zu nöthigen, ſo laſſe ich bei noch hohem Waſſerſtand der Erde die Gletſcher noch weiter nach dem Lande und dem Genferſee ſich ausdehnen." — Sonderbar wird in dem Ausdrucke zerſtreut etwas geſucht, was nicht darin liegt. Man nennt dieſe Blöcke erratiſche, zerſtreute oder Findlinge. — Ueber Buch's Stellung zu Goethe vgl. den Briefwechſel mit Zelter IV, 330 fg., 339.

S. 47, Z. 11 v. o. „eine halbe Million" iſt ſtark übertrieben. Gegen Müller bemerkte er, daß er zwei Drittel ſeines väterlichen Vermögens in Weimar zugeſetzt.

S. 47, Z. 13 v. o. „das ganze Vermögen meines Vaters". Die Hälfte gehörte den Kindern der Schweſter, und die Mutter hatte einen Theil der Hinterlaſſenſchaft verbraucht, da Goethe ſie in keiner Weiſe beſchränken wollte.

S. 47, Z. 15 v. o. „ſeit mehr als funfzig Jahren". Seine frühern Werke hatten ihm außerordentlich wenig eingebracht, das erſte der Rede werthe Honorar empfing er für die erſte Ausgabe ſeiner Schriften (1787—90), zweitauſend Thaler.

S. 48, Z. 9—7 v. u. „wegen meiner Redaction..." iſt hier völlig unverſtändlich; es erklärt ſich nur durch das unten S. 232 Erzählte.

S. 48, Z. 3 v. u. „Eine Kiſte vom Niederrhein". Den Abſender einer ſolchen Kiſte im Jahre 1829 errathe ich nicht. Damals war Nees von Eſenbeck nicht mehr in Bonn, Wallraf in Köln todt und der Commandant von Ende von dort nach Berlin übergeſiedelt: und nur an dieſe könnte man denken. Iſt hier etwa ein Verſehen in der Jahreszahl, wie S. 184, 8 v. u.? Die Sache ſelbſt iſt ſo unbedeutend und ſo ohne weitere Folge, daß man ſich über ihre Erwähnung wundern muß.

S. 49, Z. 4 v. o. „behauptete Lavater". Davon iſt ſonſt wol nichts bekannt.

S. 49, Z. 10 v. o. „Es kam ... zum völligen Bruch", 1786; aber der Bruch erfolgte ohne Streit. Später griffen die „Xenien" Lavater, wenn auch ohne Nennung ſeines Namens, ſcharf an.

S. 49, Z. 11 v. o. „Zuletzt", im Herbst 1797. — Daß er „verkleidet" in Zürich umhergegangen sei, ist ganz unglaublich. Lavater's Bruder und Frau Schultheß, die mit Lavater sehr befreundet war, wurden von Goethe besucht.

S. 49, Z. 13 v. o. „eines Kranichs", wegen seiner etwas vorgebogenen Körperhaltung bei flacher Brust. — „auf dem Blocksberg", im „Walpurgisnachtstraum".

S. 49, Z. 18 v. o. „in Lavater's «Physiognomik»". Im zweiten „Versuche" (1776) das dreizehnte Fragment.

S. 49, Z. 15 v. u. „Guizot", Cours d'histoire moderne, „Villemain", Cours de littérature française. Es waren stenographirte Vorlesungen, beide an der Sorbonne gehalten; sie erschienen in den Jahren 1828—30 in je sechs Bänden. — „Cousin", Cours de l'histoire de la philosophie moderne, gleichfalls nach stenographischer Nachschrift gedruckt. Cousin hatte in Deutschland die Hegel'sche Philosophie kennen gelernt. Vgl. S. 63, Z. 9 fg., S. 67, Z. 24 fg.

S. 49, Z. 5 v. u. „des Engländers", Henry Thomas Colebrooke: „On the philosophy of the Hindus" in den „Transactions of the Royal Asiatic society".

S. 50, Z. 14 v. o. „in den Berliner Jahrbüchern", im October- und Decemberhefte 1828. Gildemeister hat diese Recension in seinen „Hamann-Studien" (1873) als äußerst misverständlich und ungerecht nachzuweisen gesucht.

S. 50, Z. 9 v. u. „Trinkgläser", wie er sie zuerst 1822 in Karlsbad gefunden. Vgl. die „Nachträge" zur „Farbenlehre" 9 und Goethe's Brief an Carus vom 14. April 1823.

S. 51, Z. 5 v. u. „mit Artaria", der mannheimer Kunsthandlung Artaria und Fontaine.

S. 52, Z. 1—29 v. o. Schon 1815 hatte Goethe selbst in dem Aufsatz „Ueber das deutsche Theater" bemerkt, Schiller sei bei seiner Redaction grausam verfahren. „Die persönliche Gegenwart der Regentin z. E. vermißt unser Publikum ungern, und doch ist in Schiller's Arbeit eine solche Consequenz, daß man nicht gewagt hat, sie wieder einzulegen, weil andere Misverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden." Einen von Riemer und P. A. Wolff gemachten Versuch, das Stück mit Beibehaltung der Regentin auf die Bühne zu bringen, misbilligte Goethe nicht; doch kam er nicht zur Ausführung, obgleich dies nach Wolff's Angabe am 29. Januar 1814 geschehen sein soll. In Soret's Nachlaß findet sich der Entwurf eines Briefes an Goethe von demselben 19. Februar, worin es heißt, Soret theile Eckermann's Unzufrieden-

heit mit Schiller's Einrichtung des gestern gegebenen „Egmont", wonach Eckermann schon früher diese Aeußerung über die Schiller'sche Bearbeitung gethan und Goethe darüber mit Soret gesprochen haben muß. Eckermann hatte „Egmont" schon einmal gesehen, Goethe aber seine Aeußerungen darüber nur zum Theil gebilligt. In Bezug darauf äußerte Soret, Schiller's Aenderungen seien doch bedeutender, als Goethe gemeint, namentlich könne man die Streichung der Regentin nicht billigen, die auf Alba's Erscheinen vorbereite; auch die Verlegung von Scenen u. a. schade dem Verständnisse des Stückes.

S. 52, Z. 4 v. u. „Ich hatte so wenig ... Theater." Vielmehr hatte er ein dringendes Verlangen, daß sein mit so großer Hoffnung auf Bühnenwirkung gedichteter „Egmont", der vor mehreren Jahren, als die Bellomo'sche Truppe ihn einmal aufgeführt, keinen Eindruck gemacht hatte, durch Iffland's Darstellung einen bedeutenden Erfolg gewinne. Richtig ist, daß die Theaterleitung ihm damals, im April 1796, lästig geworden; er dachte Iffland dafür zu gewinnen, was sich durch dessen Berufung nach Berlin zu seinem großen Aerger zerschlug.

S. 53, Z. 10 v. o. „in seiner «Farbenlehre»", §§ 65—74.

S. 54, Z. 14 v. u. „es steht geschrieben", § 69.

S. 55, Z. 10 v. o. „mit den farbigen Doppelschatten", § 76.

S. 55, Z. 2 v. u. „in freier Luft eins dem andern plötzlich so bleich erscheint", IV, 4. Die Deutung ist doch äußerst künstlich.

S. 58, Z. 8 v. u. „*** wegen und *** wegen". Jedenfalls ist hier Arthur Schopenhauer gemeint (vgl. zu III, S. 21, Z. 10), von dem Goethe meinte, er sei seiner Lehre untreu geworden, da er doch der begeistertste Vertheidiger derselben war; die Abweichung bestand nur darin, daß er die Herstellung des Weißen aus Farben zugab. Unter dem andern könnte der berühmte Physiolog Johannes Müller gemeint sein, der am 23. Februar 1826 bei Uebersendung seiner Schrift „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes der Menschen und der Thiere" sich in wärmster Weise als Anhänger von Goethe's Farbenlehre und seiner Metamorphose bekannte; aber im einzelnen wich er doch von Goethe's Erklärung der Farben ab, und die Verbindung blieb ohne weitere Folge. Allenfalls könnte man auch an Leopold von Henning denken, der Goethe's Lehre an der berliner Universität durch Vorlesungen zu verbreiten unternommen; er hatte lange nichts mehr von sich hören lassen, hielt aber, wie sich später zeigte, an jener fest.

S. 60, Z. 5 v. o. „seiner «Italienischen Reise»", des „Zweiten Aufenthalts in Rom".

S. 60, Z. 14 v. o. „das Tagebuch von Göttling", aus seinen Studentenjahren.

S. 60, Z. 15 v. u. „wo ich die Baukunst ... nenne". Vielmehr heißt es in dem Spruche, der im vierten Bande der „Nachgelassenen Werke" unter der Ueberschrift: „Verschiedenes Einzelne" aufgenommen wurde: „Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als einer erstarrten Musik." Friedrich Schlegel hatte sie eine „gefrorene Musik" genannt. Robinson weist diese Bezeichnung irrig Schelling zu. Vgl. Eitner, „Ein Engländer über deutsches Geistesleben", S. 260. Schelling nannte die Architektur „die Musik der Plastik".

S. 60, Z. 1 v. u. „von Schiller's Briefen". Vom dritten Theile des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels, der das Jahr 1797 umfaßte, waren eben die Exemplare bei Goethe angekommen.

S. 61, Z. 11 v. o. „bald so und bald anders haben will" ist doch kaum richtig.

S. 61, Z. 16 v. u. „ein Dutzend in dieser Art". Nach dem Briefwechsel wollte Schiller noch vier oder fünf Nadowessische Lieder folgen lassen, wozu auch Goethe rieth.

S. 61, Z. 11 v. u. „Humboldt", in seinen 1798 erschienenen „Aesthetischen Versuchen", deren der Briefwechsel im folgenden Jahre gedenkt.

S. 61, Z. 6 v. u. „und sie sinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab". Dies dürfte doch zu viel behauptet sein.

S. 62, Z. 9 v. u. „Kapodistrias" hatte die Präsidentschaft am 24. Januar 1828 angetreten; durch sein scharfes Auftreten im Sinne der russischen Regierung erbitterte er alle Freunde bürgerlicher Freiheit, und seine Unterdrückung des Nationalhelden Mauromichalis entfremdete ihm die Patrioten.

S. 63, Z. 9 v. o. „Cousin, Villemain und Guizot". Vgl. S. 49, Z. 23 fg. Am 21. Juli sandte Goethe die Vorlesungen der beiden letztern, so weit sie damals erschienen waren, durch Soret an den Großherzog und die Großherzogin, da sie sich „als einzelne Lectionen gar wol zu einer Unterhaltung beim Gebrauch des Gesundbrunnens eigneten".

S. 63, Z. 13 v. u. „Béranger's", der wegen seiner im vorigen Jahre erschienenen „Chansons inédites", die den König

verspotteten, zu neunmonatlicher Haft und 1000 Frs. Strafe verurtheilt worden war.

S. 63, Z. 1 v. u. „das Kapitel von den Influenzen". Vgl. I, 151 zu Ende.

S. 64, Z. 11 v. u. „Boden und Klima", worüber schon Herder 1785 in seinen „Ideen" VII, 3 einsichtig gehandelt hatte.

S. 66, Z. 8 v. u. „der neu zu errichtenden Gewerkschule". Die früher zur Zeichenschule gehörende Bauschule wurde in diesem Jahre zu Johanni als freie Gewerkschule eröffnet. Auf die von der Großherzogin Maria Paulowna wegen ihrer neuen Einrichtung an ihn gestellten Fragen antwortete Goethe eingehend am 5. April.

S. 66, Z. 4 v. u. „Bauriſſe, Vorlegeblätter für Zimmerleute", 37 Kupfertafeln, über die Director Klöden im Programm der berliner Gewerbeschule berichtet hatte. Auf Goethe's Wunsch übersandte ihm die Section für Handel, Gewerbe und Bauwesen im Ministerium des Innern zu Berlin die von ihr herausgegebenen Vorlegeblätter zur Benutzung auf der weimarischen Gewerkschule.

S. 67, Z. 1 v. o. „Schall", insofern er Erschütterungen verursacht.

S. 67, Z. 4 v. o. „die Kirche und das Kloſter der Jeſuiten", die von tüchtigen Quadern aufgeführt waren, während an den übrigen Gebäuden meist nur die Vorderseite von Stein war, da es in der Nähe an Bruchsteinen mangelte.

S. 67, Z. 10 v. o. „die Emancipation wird zugeſtanden werden". Schon am 13. April ward der Testeid, der die Katholiken vom Parlamente ausschloß, durch eine andere Eidesformel ersetzt.

S. 68, Z. 1 v. o. „auf einer ſchlechten Droſchke", wie der Großherzog Karl August gethan, den man wegen seines schlichten Auftretens als Student von Jena zu bezeichnen pflegte.

S. 68, Z. 15 v. o. „von einem jungen Schriftſteller in Hanau", Heinrich Joseph Koenig. Dieser, ein geborener Katholik, hatte in die Zeitschrift des protestantischen Predigers Friederich zu Frankfurt a. M. eine Reihe Aufsätze geschrieben, die er gesammelt unter dem Titel „Rosenkranz eines Katholiken" herausgab. Es war natürlich, daß die katholische Geistlichkeit sich gegen ihn erhob. Erst zwei Jahre später wurde er excommunicirt, als er eine neue Sammlung: „Der Christbaum", veröffentlicht hatte.

S. 68, Z. 21 v. o. „eine italieniſche Ueberſetzung".

Die erste sonst bekannte italienische Uebersetzung ist die von dem Mailänder Gaetano Grassi herausgegebene, welche der Uebersetzer mit einer Vertheidigung des Romans begleitet hatte; sie erschien nicht in Mailand selbst, sondern in Poschiavo.

S. 69, Z. 1 v. o. „ein großer versteinerter Klotz". Goethe zeigte dem Grafen Sternberg erst am 6. Juli an, daß im kammerberger Steinkohlenwerke zu Mattstedt „ein tüchtiger Block eines versteinten vegetabilischen Wesens" gefunden worden. Sternberg erklärte ihn nach Goethe's Beschreibung für ein Syringodendron.

S. 69, Z. 12 v. o. „Von Zelter grüßte mich Goethe". Goethe hatte an diesen geschrieben: „Dr. Eckermann, den ich täglich sehe, bildet sich schrittweise reiner aus zu Urtheil und Antheil. Er durchsteht mit löblicher Geduld meine alten hoffnungslos zugeschnürten Manuscripten-Massen, und findet zu meiner Freude manches darin wohl werth, erhalten und mitgetheilt zu werden, sodaß man das Uebrige nun mit Beruhigung verbrennen kann."

S. 69, Z. 14 v. o. „in einem seiner Briefe aus Italien", wahrscheinlich in einem Briefe an Herder aus dem November 1787. In den „Zweiten Aufenthalt in Rom" nahm Goethe das Lied am Anfange des Berichts über den Januar 1788 auf.

S. 69, Z. 5 v. u. „in der «Claudine von Villa-Bella»", im zweiten Aufzug.

S. 70, Z. 5 v. o. „merkte es mir für die Folge". Riemer und Eckermann brachten im siebenten Bande der „Nachgelassenen Werke" eine Abtheilung unter der sonderbaren Ueberschrift „Lieder für Liebende", welche die in die Werke nicht aufgenommenen Lieder enthielt, und so auch das vorliegende, aber mit etwas abweichender Interpunction.

S. 70, Z. 13 v. o. „von einem Jugendbekannten des Helden", Louis Antoine Fauvelet de Bourrienne. Seine „Mémoires sur Napoléon, le Directoire, le Consulat, L'Empire et la Restauration" erschienen in diesem Jahre nach und nach in zehn Bänden. Goethe glaubte an die Zuverlässigkeit derselben. Vgl. S. 71 zu Ende und Reinhard's Brief an Goethe vom 4. Juni 1829.

S. 70, Z. 12 v. u. „einem Trauerspiele eines jungen Dichters", wol einem handschriftlich übersandten. Sonst könnte man etwa an Waiblinger's „Anna Bullen" denken.

S. 70, Z. 4 v. u. „unserer neuen Theorie". Vgl. S. 63, Z. 15 fg.

S. 71, Z. 2 v. o. „Egon Ebert". Vgl. S. 10 zu Ende.

S. 71, Z. 12 v. o. „neuestem epischen Gedicht", „Wlasta", das in diesem Jahre vollständig erschien.

S. 71, Z. 13 v. o. „von der frühern Weiberherrschaft in Böhmen". Damals warf er wol die Bemerkungen hin, welche die „Nachgelassenen Werke" unter der Aufschrift „Amazonen in Böhmen" geben.

S. 71, Z. 15 v. o. „eines andern Dichters", des Pastors Karl Gottlieb Ernst Weber zu Schönfeld bei Bunzlau: „Die Völkerschlacht. Historisches Gedicht in 26 Gesängen" (Berlin 1827), das in den „Ergänzungsblättern zu der Hallischen Literaturzeitung", 1828, Nr. 75, eine schreckliche Niederlage erlitten hatte. Goethe las die literarischen Blätter meist erst spät.

S. 72, Z. 12 v. o. „ein altes Märchen", stehende Redensart Goethe's.

S. 72, Z. 20 v. o. „den preußischen Orden bekommen", am letzten Ordensfeste. Vgl. Goethe's Brief an Zelter vom 26. Januar.

S. 72, Z. 16 v. u. „Er mußte also ein Wappen haben". Er hatte um die Zeichnung zu einem Petschaft gebeten. Vgl. Goethe's Brief an ihn vom 4. März 1829. Später zeichnete Goethe ihm auch ein Wappen zu einer Medaille. Vgl. dessen Brief an ihn vom 29. Januar 1831.

S. 73, Z. 6 v. o. „Facius", dem Hofmedailleur und Steinschneider Friedrich Wilhelm Facius zu Weimar. Vgl. Goethe's Brief an Zelter vom 28. März 1829.

S. 73, Z. 16 v. u. „einen düstern Zustand". Im „Zweiten römischen Aufenthalt" sagt Goethe, das Lied deute symbolisch seinen damaligen Zustand an, wo eine Versammlung thätiger Geister ihn durch ihr Hin- und Wiederziehen verwirrt habe.

S. 73, Z. 12 v. u. «Goodman und Goodwife». Vgl. S. 40, Z. 19.

S. 74, Z. 13 v. o. „gegen das Ende", aber im letzten Verse der Strophe auch in den beiden vorigen Füßen. Die jambische Messung mit häufigem Anapäste möchte richtiger sein.

S. 75, Z. 4 v. u. „der einige Zeit unpäßlich gewesen". Am 4. März schrieb Goethe an Zelter, Meyer befinde sich nicht wohl, und sie seien lange nicht zusammen gewesen. Noch am 28. hatte dieser, bei dem wunderlichen Wetter, so wenig wie er selbst sich herausgewagt.

S. 75, Z. 1 v. u. „Peel." Vgl. S. 97, Z. 1 v. u. bis S. 98, Z. 14 v. o.

S. 76, Z. 10 v. u. „im vorjährigen Feldzuge". Die Russen hatten von Schumla wieder zurückgehen müssen. Schon im Februar hatte Diebitsch den Oberbefehl übernommen.

S. 78, Z. 1 v. u. „bei seinem Lever in Erfurt". Die Skizze seiner Zusammenkunft mit Napoleon zu Erfurt am 2. Oktober 1808 hatte Goethe auf Andringen Müller's am 15. Februar 1824 niedergeschrieben; er wollte sie aber anfangs geheimhalten, doch scheint er sie Freunden mitgetheilt zu haben. Vgl. III, 226 am Schlusse und die Unterhaltungen mit Müller unter dem 23. März 1830.

S. 81, Z. 11 v. o. „daß des Königs «Gedichte» da wären". Noch am 28. hatte er sie, wie er an Zelter schrieb, nicht erhalten; der Verleger Cotta hatte ihm kein Exemplar zukommen lassen, und der weimarische Buchhändler Hofmann ließ Bücher nur „mit Meßbequemlichkeit" kommen. „Ob ich gleich an Geduld und Harren gewöhnt bin", äußerte er, „so verlangt mich doch dieses merkwürdige Werk näher kennen zu lernen. Gewiß gibt es Aufschluß über einen Charakter, der uns immer problematisch vorkommen muß."

S. 81, Z. 16 v. u. „im Deckenzimmer". Vgl. I, S. 27, Z. 2 v. u. bis S. 28, Z. 6 v. o. Auch Müller nennt dieses Gesellschaftszimmer „das sogenannte Deckenzimmer".

S. 81, Z. 1 v. u. „Franke", Heinrich Franke, geboren zu Baireuth 1807, Sohn des spätern Hoftanz- und Fechtmeisters in Weimar, ein ausgezeichneter Buffo, auch ein guter Tänzer. Schon als elfjähriger Knabe war er als Seppi im „Tell" aufgetreten.

S. 82, Z. 6 v. o. „Demoiselle Schmidt", Maria Schmidt, Tochter eines weimarischen Kammermusikus, ausgezeichnete Sängerin; sie hatte schon 1823 als funfzehnjähriges Mädchen im „Freischütz" als Aennchen debutirt.

S. 82, Z. 10 v. o. „Herr Oels oder Herr Graff", beide noch aus Schiller's Zeiten, der erstere 1772, der andere 1768 geboren. Vgl. III, 47 am Schlusse.

S. 82, Z. 13 v. u. „Friedrich", Goethe's letzter schon vor einiger Zeit an Stadelmann's Stelle getretener Bedienter, mit vollständigem Namen Gottlieb Friedrich Krauße, im Jahre 1805 geboren. Er war später Reisender für die Buchhandlung von Voigt in Weimar, starb zu Ilmenau als Amtsdiener am 9. November 1860.

S. 83, Z. 4 v. o. „in einer dieser ersten Straßen zum Thor herein", auf dem Corso, links von der Porta del Popolo. — „in einem Eckhause", auf der Ecke des Corso und

des nach dem Monte Pincio führenden Vicolo della Fontanella. Daß man damals „ein anderes Gebäude" als Goethe's Wohnung ausgegeben, weiß ich nicht. Der römische Gemeinderath hat 1872 das Haus (jetzt Nr. 20) durch eine Gedenktafel ausgezeichnet. Der Vicolo della Fontanella ist jetzt verbaut.

S. 83, Z. 8 v. u. „in seiner letzten Zeit", infolge der 1823 vollendeten Versetzung einer großen Anzahl von Gemälden, die sich im Besitze des großherzoglichen Hauses befanden, in das Jägerhaus, wo sechs Zimmer zu einem Museum eingerichtet wurden. Karl August betrieb mit großem Eifer die neue Einrichtung, die zum Theil im Widerspruch mit Goethe ausgeführt wurde. Wegen Restaurationen wandte man sich nach Berlin an Teoli, einen Schüler Palmaroli's in Rom, und auf Kosten des Großherzogs ward der Zeichenlehrer Lieber zu Palmaroli geschickt, der sich gerade in Dresden befand.

S. 85, Z. 22 v. o. «Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers», ist wol kein Witz Goethe's, sondern ein Versehen Eckermann's; denn gemeint ist das dramatische Gemälde nach dem Französischen von Th. Hell: „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers", das damals die Runde auf den deutschen Bühnen machte.

S. 85, Z. 8 v. u. „einen Band", John Boydell's „Liber veritatis. Or a collection of 100 prints after the original designs of Claude le Lorrain, in the collection of Duke of Devonshire executed by Richard Earlom (1774—1777). Vgl. S. 96, Z. 20 fg.

S. 89, Z. 5 v. o. „Reden von Advocaten", die Beaumarchais aufgesetzt.

S. 89, Z. 7 v. o. „Eben diesen berühmten Proceß", gegen Lablache und Gutzmann. Woher die folgende sonderbare Anekdote stammt, ist mir unbekannt.

S. 90, Z. 8 v. o. „er weiß nicht..." Aehnlich heißt es schon in dem Aufsatze „Die Natur" (1782), diese sage ihren Geschöpfen nicht, „woher sie kommen und wohin sie gehen".

S. 90, Z. 13 v. u. (Philipp) „Hackert sagte..." Vgl. Goethe's schon damals gedruckten Brief aus Caserta vom 15. März 1787.

S. 91, Z. 4 v. o. „die Zimmer der Großherzogin", im ersten Stock des Westflügels des Schlosses, der weiter ausgebaut wurde.

S. 91, Z. 17 v. u. „Decorationsmalers", des Teatro della Scala, San-Quirico. Vgl. S. 143, Z. 2 fg.

S. 91, Z. 4 v. u. „wo Sie ... geſchrieben?“ Eckermann erinnerte ſich aus einer frühern mündlichen Mittheilung Goethe's, daß die Hexenſcene im Garten einer römiſchen Villa gedichtet ſei.

S. 92, Z. 11 v. o. „im langen Saale“, in dem länglichen Zimmer nach der Treppenlaube zu.

S. 92, Z. 14 v. o. „Madame Schopenhauer“, die berühmte Schriftſtellerin Johanna Schopenhauer, mit welcher Goethe beſonders in der erſten Zeit ihrer Niederlaſſung zu Weimar (im October 1806) in vertrauteſter Verbindung geſtanden hatte. In dieſem Jahre verließ ſie mit ihrer Tochter Adele Weimar, da ſie das Bedürfniß eines mildern Klimas empfand. — „der junge Graf Reinhard“, der Sohn des franzöſiſchen Bundestagsgeſandten. — „deſſen Schwager“. Der Sohn verheirathete ſich erſt im folgenden Jahre, wo das junge Paar Weimar beſuchte.

S. 92, Z. 1 v. u. „ein Caſtiglione“. Francesco Saverio, Conte di Caſtiglione, am 31. März faſt einſtimmig gewählt, als Papſt Pius VIII.

S. 93, Z. 6 v. o. „Salvandy“, Narciſſe Achille Comte de Salvandy, von Goethe beſonders geſchätzt als Verfaſſer des Romans „Don Alonso ou l'Espagne“. Eines Briefes von Salvandy, der ihn in die innern Zuſtände dieſes merkwürdigen Mannes blicken laſſe, gedenkt Goethe ſchon am 2. März 1827. — „Merimée.“ Vgl. I, S. 215.

S. 93, Z. 12 v. o. „Dr. Horn“, der aus „Wahrheit und Dichtung“ allgemein bekannt iſt. Ein anderer Jugendfreund, Rieſe, hatte Goethe's Briefe an dieſen, der 1806 als Gerichtsſchreiber geſtorben war, auf der Auction angekauft, ſie aber als Vermächtniß für Goethe beſtimmt. Marianne Willemer ſandte ſie im Auftrage des Verlebten am 9. December 1827 an Goethe. Dieſer erwiderte darauf am 3. Januar: „Hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzu deutlich ausdrückten, in welchen ſittlich-kümmerlichen Beſchränktheiten man die ſchönſten Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Troſt; ich habe ſie alle dem Feuer überliefert; zwei von Straßburg heb' ich auf, in denen man endlich ein freieres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menſchen gewahr wird. Freilich iſt bei heiterm innern Trieb und einem löblich geſelligen Freiſinn noch keine Spur von woher? und wohin? von wo aus? wo ein?“

S. 95, Z. 5 v. o. „wie viele andere“. Auch nach der Rückkehr aus Italien konnte Goethe noch faſt dreißig Jahre das landſchaftliche Zeichnen nicht aufgeben. Ueber ſeine Verſuche äußerte er ſich 1821 in einer Anzeige einiger ſeiner von Schwerdtgeburth herausgegebenen „radirten Skizzen“.

S. 95, Z. 12 v. u. „über «Peter den Großen».“ Ségur's „Histoire de Russie et de Pierre le Grand“ war in diesem Jahre erschienen.

S. 96, Z. 15 v. u. „Die Sammlung“. Vgl. zu S. 85, Z. 8 v. u.

S. 96, Z. 8 v. u. „Antonio Tasso“, vielmehr Agustino Tassi in Rom.

S. 96, Z. 7 v. u. „Paul Brill“, 1554 zu Antwerpen geboren, 1626 zu Rom gestorben. In dem Entwurfe Goethe's über landschaftliche Malerei, der sich unvollendet im Nachlaß fand, wird Brill's Bedeutung, aber nicht sein Einfluß auf Lorrain hervorgehoben. Zwischen beiden sind die Carracci und Dominichino genannt.

S. 97, Z. 10 v. o. „einen Schüler“, Simone Cantarini.

S. 97, Z. 11 v. u. „ein Künstler-Lexikon“, das ihm in seinem Arbeitszimmer zur Hand stand, ohne Zweifel das große „Allgemeine Künstlerlexikon“ von Füeßli, das nach dessen Tode (1793) neu aufgelegt und fortgesetzt wurde. Vgl. S. 239, Z. 13.

S. 98, Z. 21 v. o. „die Herzogin Amalie... und Herder“. Am Abend des 4. October 1788 kam erstere in Rom an, wo Herder sie sofort besuchte. Dieser wohnte in der Villa erst, als er die Herzogin-Mutter nach Neapel begleitet hatte, vom 20. Februar bis zum 14. Mai 1789. „Stille, dunkle Cypressen stehen mir vor Augen, an denen sich kein Wipfelchen reget,“ schrieb er von hier. „Alles ist stumm und todt um uns her, weil die Villa Aquaviva oder Malta, wo wir wohnen, meist schon unter Gärten liegt. Rom mit seinen Dächern und Cupolen ist unter uns.“ Bis zum Jahre 1815 besaß die Villa Giovanni Antonio Parmigiani, von 1818—24 der schwedische Bildhauer Johann Nikolaus Byström.

S. 98, Z. 5 v. u. bis S. 99, Z. 22 v. o. In etwas abweichender Weise erzählt Goethe die Geschichte im Berichte über den November 1787. — „Bury“. Der muntere, etwas ungestüme junge Maler Friedrich Bury aus Hanau, der früh nach Rom gekommen, gehörte zu Goethe's liebsten römischen Freunden. — „Hirt“. Aloys Hirt, aus dem Badischen, der schon seit 1782 in Italien war, ein gesuchter Fremdenführer und gründlicher Archäolog. — „Lips“. Johann Heinrich Lips, ein von Lavater für die Kunst gewonnener schweizer Bauerknabe, den Goethe als vortrefflichen Kupferstecher bereits 1788 nach Weimar zog, das er aber des Klimas wegen verlassen mußte. In Zürich, wohin er sich zurückzog, war der unausgesetzt fleißige Künstler 1817 gestorben.

S. 99, Z. 1 v. u. „vier Groschen“. Ein Paolo, der

zehn Bajocchi hat, ist etwas mehr als vier Groschen. Oben war von „Bajocs" die Rede.

S. 101, Z. 11 v. o. „indem er sagte". So fing freilich Fichte keines seiner Werke an; er begann mit dem Ich, eigentlich mit dem schlechthin gewissen Satze: „Ich bin ich."

S. 101, Z. 20 v. o. „die Entelechie". Des Aristotelischen Ausdrucks bedient sich Goethe mit Vorliebe, um die unzerstörliche einzelne Lebenskraft, die Monas zu bezeichnen. 1822 äußerte er: „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur haben, ist das Leben, die rotirende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt." In der höchst bedeutsamen Stelle des Briefes an Zelter vom 29. März 1827 ist von der „entelechischen Monade" die Rede. Vgl. auch S. 131, Z. 19 fg., III, S. 161, Z. 6 fg. Oben S. 40, Z. 4 fg. spricht Goethe so vom „Begriff der Thätigkeit". Am Ende des „Faust" wird die aus dem Körper gefahrene, von den Engeln emporgetragene Seele geradezu „Entelechie" genannt.

S. 102, Z. 5 v. o. „der englische Gesandte", Lord Castlereagh. — „der portugiesische", Graf Palmella. Auch der spanische widersetzte sich der Aufhebung des Negerhandels.

S. 103, Z. 11 v. o. „seit funfzig Jahren". Schon in seinem ersten weimarischen Jahre bedachte er den Anfang des zweiten Theils, dessen Entwickelung und Ausgang.

S. 103, Z. 14 v. u. „Nein". Aber schon 1795 war dieser Auftritt wesentlich ausgeführt und das Renommiren der Schüler Fichte's darin weidlich bespottet.

S. 103, Z. 9 v. u. „Sodann". Dies bezieht sich auf „Faust" II, 2183 fg.

S. 104, Z. 17 v. o. „nicht nach Konstantinopel hineingegangen". Diebitsch machte in Adrianopel Halt, das er am 20. August in Besitz nahm. Einen Monat später erfolgte dort der Friedensabschluß.

S. 104, Z. 19 v. o. „nicht nach Rom gegangen", im Februar 1797.

S. 106, Z. 1 v. o. „auf einige Verse". Vielleicht sind die Verse 2071 fg. („Sollt' er") gemeint.

S. 107, Z. 19 v. o. „Als ich ihn zuerst kennen lernte". Aber damals, im September 1788, war Schiller noch nicht leidend. Gemeint ist sein Besuch Schiller's im October 1791. Vgl. S. 226, Z. 20 fg.

S. 107, Z. 16 v. u. „eine gewiſſe Vorſtellung", vielleicht Kotzebue's „Eiferſüchtige Frau", die am vorigen Abend gegeben worden war.

S. 107, Z. 14 v. u. „Unzelmann", Karl Unzelmann, zu Berlin am 17. November 1789 geboren, den Goethe 1802 als zwölfjährigen Knaben aus Neigung zu ſeiner Mutter, der berühmten Schauſpielerin Friederike Unzelmann (er war ſein Pathe), nach Weimar genommen hatte. Schon am 29. November trat er als Görge in den „Beiden Billets" auf. Der in natürlich humoriſtiſchen Rollen beſonders ausgezeichnete, durch ein leichtſinniges Leben ſich ſelbſt zerſtörende Mann hatte Weimar ſchon 1821 verlaſſen.

S. 108, Z. 15 v. u. „des großen Carnevals", des Mummenſchanzes.

S. 110, Z. 6 v. u. „Cooper's letztem Roman", „Red Rover".

S. 111, Z. 15 v. u. „ein griechiſcher Tempel", ein doriſcher.

S. 112, Z. 8 v. o. Daß „Neigung und Einverſtändniß zwiſchen Paris und Helena zuzunehmen ſcheint", trug Eckermann hinein.

S. 115, Z. 6 v. o. „von Gérard", deſſen „Nouvelle traduction complète en prose et en vers" 1827 erſchienen war. Vorangegangen war die Ueberſetzung von Philippe Albert Stapfer in den „Oeuvres dramatiques de Goethe", dem der Dichter öffentlich bezeugte, daß er ſich talentvoll bewieſen habe. Vgl. Goethe's Brief an ihn vom 4. April 1827.

S. 115, Z. 9 v. u. «Les Systèmes», von 1772. Das Gedicht endet damit, daß der Erzengel Gabriel allen geiſtlichen und weltlichen Fürſten im Namen Gottes verkündet, ſie ſollten jeden leſen laſſen, was er wolle, und ſich darüber ſo wenig ärgern wie er ſelbſt. Einen Vers daraus führte Goethe im Juni 1774 in einem Briefe an Frau von Laroche an.

S. 116, Z. 10 v. u. „beim Plutarch", im Leben des Marcellus 20. Aber Riemer wußte, daß bei der Schilderung der Mütter noch eine andere Stelle deſſelben Plutarch Goethe vorgeſchwebt hatte, die in meiner Ausgabe des „Fauſt" mitgetheilt iſt.

S. 117, Z. 1—31 v. o. Eckermann, der jene zweite Stelle nicht kannte, bezieht ſich hier auf II, 1601 fg., 1634—1636, 1815—1826.

S. 118, Z. 10 v. o. „unſerm berühmten Salzbohrer in Stotternheim", Salinendirector Karl Glenck. Vgl. das dich-

terische Gespräch zwischen den Gnomen, der Geognosie und der Technik: „Die ersten Erzeugnisse der stotternheimer Saline", welches Goethe 1828 für ihn dichtete, um es der Großherzogin an ihrem Geburtstage von ihm überreichen zu lassen, und den Brief an Zelter vom 13. November 1829.

S. 119, Z. 6 v. o. „welches Kapitel", der Schilderung seines Verhältnisses zu Behrisch im siebenten Buche von „Wahrheit und Dichtung".

S. 119, Z. 14 v. o. „Weinkeller", hier für Weinhaus; denn die Wirthschaft bei Schönkopf war kein eigentlicher Keller.

S. 119, Z. 25 v. o. „Seide, Sammt und Wolle". Goethe sagt nur, die verschiedenen Theile seines Anzugs seien von verschiedenen Zeugen gewesen.

S. 120, Z. 11 v. u. „ungefähr im Jahre 1776", am 3. December 1776. — „nach Dessau", vielmehr nach Wörlitz bei Dessau.

S. 120, Z. 9 v. u. „als Erzieher des Erbprinzen". So heißt es auch in „Wahrheit und Dichtung"; aber wirklich wurde Behrisch zu dem vom Fürsten nach Dessau genommenen vierjährigen Franz von Walderse berufen. Die Geburt des Erbprinzen, dessen Gouverneur Behrisch später wurde, fiel erst gegen Ende des Jahres 1769.

S. 121, Z. 7 v. o. „im Jahre 1801". Das ist irrig; zuletzt war Goethe zu Dessau vom 2. bis 10. Januar 1796. Damals war Behrisch siebenundfunfzig Jahre alt und wol schon sechs Jahre in Ruhestand getreten. Zweifelhaft ist es auch, ob er damals noch im Schlosse (Z. 9) gewohnt.

S. 121, Z. 11 v. o. „die Botaniker", seit L'Héritier's 1787 erschienener „Geranologia".

S. 122, Z. 6 v. o. «Simson». Er war darauf durch den Engländer Henry Crabb Robinson zwischen dem 13. und 19. August (also vor fünf Monaten) aufmerksam gemacht worden. Robinson hatte 1800—1805 in Jena studirt und damals auch Goethe kennen gelernt, dagegen bei seinem Besuche Deutschlands im Jahre 1818 ihn nicht angetroffen. Jetzt, wo er sich mit der von Goethe so geschätzten Uebersetzerin der serbischen „Volkslieder", Fräulein von Jakob, vermählt hatte, weilte er längere Zeit in Weimar. Er las Goethe den ersten Theil des ihm noch unbekannten Milton'schen Gedichtes vor, das diesem einen höhern Begriff von dem Dichter gab. Vgl. Goethe's Brief an Zelter vom 20. August. Während Robinson's Anwesenheit verkehrte Eckermann nicht mit Goethe.

S. 122, Z. 7 v. u. „als siebenjährigen Knaben". Der siebenjährige Mozart und dessen elfjährige Schwester traten unter Leitung ihres Vaters, des salzburger Vicekapellmeisters, am 18. und 30. August 1763 in Goethe's Vaterstadt im Scharfischen Saale auf dem Liebfrauenberge als Wunderkinder auf.

S. 123, Z. 3 v. o. „den Fürst-Primas", den schon vor dreizehn Jahren gestorbenen Karl von Dalberg, dem Goethe, als er noch Statthalter von Erfurt und später Coadjutor von Mainz war, sehr nahe gestanden. Am vorigen Tage war seiner gedacht worden. Vgl. III, 200.

S. 123, Z. 7 v. o. „der Miß Gore", Elise oder Emilie Gore, eine der Töchter des in Weimar wohnenden reichen Engländers Charles Gore. Goethe hätte auch des von Dalberg zu Schiller's Hochzeit gemachten sonderbaren Gemäldes gedenken können.

S. 123, Z. 8 v. o. Daß er seiner „Gutmüthigkeit und Weichheit" wegen zuletzt arm gewesen, trifft nicht zu, wie wohlthätig auch Dalberg immer sich zeigte. Freilich schrieb dieser selbst 1814, er sei arm geworden, aber doch nur als Fürst, und sein Sturz, nicht seine Wohlthätigkeit, hatte ihn seiner Güter beraubt. Unter den beiden Frankfurtern, die an seinem Unglück Antheil genommen, nannte er mit herzlichster Anerkennung den „einzigen genialischen" Goethe.

S. 123, Z. 15 v. o. „des 2. Februar", des Geburtstages des Großherzogs.

S. 123, Z. 8 v. u. „den achtunddreißigsten und neununddreißigsten Band", welche die Aufsätze über Kunst enthielten; der letzte, vierzigste Band, brachte dasselbe, was der elfte der vorigen Ausgabe.

S. 124, Z. 1 v. o. Schon am 27. Januar hatte er sich gegen Müller höchst bekümmert um die „Großherzogin-Mutter", die an den Folgen eines Falles litt, und am 5. Februar sehr erbittert darüber geäußert, daß man dieser am 7. den Maskenzug vorführen wolle. Infolge der Anfregung war sie gefährlich erkrankt.

S. 124, Z. 6 v. o. „Napoleon", als dieser in Weimar am 14. October 1806 den abwesenden Herzog, der auf preußischer Seite stand, seines Landes zu berauben drohte.

S. 124, Z. 14 v. o. „von Hudson Lowe", dem Gouverneur von St. Helena und Napoleon's Hüter. Von ihm selbst war eben das „Mémorial relatif à la captivité de Napoléon à St.-Hélène" in zwei Bänden erschienen.

S. 125, Z. 2 v. o. „den «Stern von Sevilla»", des Freiherrn von Zedlitz.

S. 125, Z. 5 v. u. „vom «Chaos»", der von Goethe's Schwiegertochter redigirten, Sonntags erscheinenden Zeitschrift, welche nur die nächsten Bekannten erhielten, die selbst Beiträge dazu lieferten. Alle Artikel, in deutscher, französischer oder englischer Sprache, waren mit Chiffern bezeichnet oder ohne Unterschrift; nur Ottilie wußte die Namen der Verfasser, die selbst den ihr zur Seite gesetzten, aber selten von ihr in Anspruch genommenen, die drei Sprachen vertretenden Mitredacteuren, Eckermann, Soret und Parry, nicht bekannt wurden. Vgl. III, S. 231, Z. 2 fg. und Goethe's Briefe an Boisserée vom 3. Juli, an Müller vom 11. October („Goethe-Jahrbuch" III, 246 fg.).

S. 126, Z. 7 v. o. „Hofrath Soret". Vgl. dessen Bericht III, 202 fg. Auch der Kanzler Müller war „nachmittags wol eine Stunde bei Goethe", der wenig sprach und sehr unruhig schien.

S. 126, Z. 2 v. u. „Beuther", Friedrich Beuther, im Elsaß 1777 geboren, schon unter Goethe Decorationsmaler in Weimar.

S. 127, Z. 10 v. u. „ein Portefeuille", vielleicht die 24 Blätter größtentheils gute landschaftliche Zeichnungen unbekannter Niederländer (Goethe's Kunstsammlungen I, 325, Nr. 1052).

S. 128, Z. 1 v. o. „zu seinem Kirchhof", der Juden bei Amsterdam, von dem Goethe zwei Abdrücke besaß.

S. 128, Z. 5 v. o. „die Luftpflanze". Welche besondere Luftpflanze hier und S. 129, Z. 1 fg. gemeint ist, weiß ich nicht. Sollte etwa gar die „Luftwurzel" (Engelwurz, Angelica) gemeint sein, die Goethe auch Riemer im April 1829 seinem Versprechen gemäß sandte, mit der Bemerkung, sie ertrage alles Mittlere gar wohl.

S. 128, Z. 11 v. o. «Temps», der auch zu den neuen Zeitungen der Opposition gehörte. — «Globe», der jetzt die Politik in seinen Kreis gezogen hatte. Vgl. III, S. 208, Z. 22 bis S. 209, Z. 12. Goethe versenkte sich dafür in Guizot's «Revue française», deren acht Bände ihm bisher noch unbekannt geblieben.

S. 128, Z. 12 v. o. „etwas ereignen muß", da Polignac die Liberalen aufs heftigste verfolgte.

S. 128, Z. 18 v. o. „einen Brief", vom 12.

S. 128, Z. 4 v. u. „einem neuen Bilde von Cornelius", wol Orpheus in der Unterwelt; den Umriß desselben zeigte Goethe Eckermann erst am 24; schon am 22. sprach er darüber mit Müller.

S. 129, Z. 8 v. u. „in die Erscheinung der Helena". Wahrscheinlich sind die beiden Verse des Diplomaten, II, 1892 fg. („Fürstinnen hab' ich"), eingeschoben. — „Eine Bemerkung" Eckermann's (Z. 6), die ihn dazu veranlaßt haben könnte, finde ich nicht.

S. 130, Z. 10 v. o. „mit Hofrath Voigt", dem Professor der Botanik Friedrich Sigismund Voigt, der schon als junger Mann von Goethe äußerst begünstigt worden war.

S. 131, Z. 10 v. o. „daß das Fundament schwach sei". Der Vorwurf dürfte kaum zu begründen sein. Goethe erinnerte sich des „Oberon" im einzelnen nicht mehr genau. Auch daß Hüon nicht selbst die Barthaare und die Backzähne dem Sultan nimmt, ist durch die Handlung wohl begründet: gelingt ja selbst die Ueberwindung des Sultans dem Hüon nur durch Oberon's Hülfe.

S. 131, Z. 1 v. u. „die letzte Lieferung", Bd. 36—40, an der aber wenig zu thun, nur die von Eckermann zusammengestellten beiden Bände 38 und 39 durchzusehen waren; doch dachte Goethe wol noch einiges hinzuzufügen. Vgl. S. 135, Z. 25 fg. Daß ihm die Herausgabe seiner Werke Mühe mache, bemerkte er am 7. März gegen Müller. Aber auch die Durchsicht der Bände der Taschenausgabe für die Octavausgabe, von der erst 27 Bände gedruckt waren, nahm ihn in Anspruch, obgleich er nur über die von Göttling bei der Durchsicht gemachten Bemerkungen sich zu entscheiden hatte.

S. 132, Z. 12 v. o. „David", Pierre Jean David d'Angers, der berühmte französische Bildhauer, der Goethe 1828 zu seinem Geburtstage besucht und seine Büste modellirt hatte. — „abgegossene Porträts, Basreliefs". „So viele oft genannte und gerühmte Menschen in ihren wohl empfundenen Individualitäten porträtirt vor sich zu sehen, ist höchst erfreuend und belehrend", schreibt er den 11. März an Reinhard. David's eigenes fast sechszölliges einseitiges Medaillon findet sich in Goethe's Sammlungen. Goethe dankte David bereits am 8.

S. 132, Z. 19 v. o. „Victor Hugo", dessen entschiedenes Talent Goethe anerkannte, nur werde er auf seinem Wege den völligen reinen Gebrauch desselben wol schwerlich finden. — „Alfred de Vigny", der in seinen „Poëmes antiques et modernes" (1828) sich von den romantischen Ueberschwenglichkeiten freihielt. — „Emile Deschamps." Vgl. S. 133, Z. 8.

S. 132, Z. 21 v. o. „Demoiselle Gay". Vgl. I, S. 214, Z. 13 v. u. — „Madame Tastu", Amable Tastu, geb. Voiart, seit 1816 Gattin des Buchhändlers Tastu, deren „Poésies" gesammelt erschienen waren.

S. 132, Z. 23 v. o. „Fabvier", Oberst Charles Nicolas Baron Fabvier, 1783 geboren, als tüchtiger Militär und Philhellene bekannt.

S. 133, Z. 1 v. o. „die «Achilleïs»", die er gar nicht vollendete, obgleich Schiller ihn dazu trieb; Goethe war bei dem Studium Homer's auf den Plan dieses dritten epischen Gedichts gekommen. — Zur Dichtung der „Balladen" brachte ihn das Verlangen, bedeutende Dichtungen zu Schiller's „Musenalmanach" zu liefern.

S. 133, Z. 8 v. o. „Emile Deschamps", 1795 geboren, einer der feinsten jüngern Köpfe, der sich besonders durch seine gegen die französischen Classiker gerichteten „Études françaises et étrangères" (1828) einen Namen gemacht hatte.

S. 133, Z. 23 v. o. „meinen Sohn", einen leidenschaftlichen Verehrer Napoleon's und Sammler von Bildnissen berühmter Männer.

S. 134, Z. 13 bis S. 135, Z. 25 v. o. Der Aufsatz über „Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren den Bildhauern vorgeschlagen" erschien erst in den „Nachgelassenen Werken". Dort steht Matthäus nach Johannes statt des nach Paulus ausgelassenen Jakobus.

S. 135, Z. 7 v. u. „in seinen Gedichten", „Elegien" XV, 28.

S. 135, Z. 2 v. u. „Göttling". Aber dieser hatte nur bemerkt, die Stelle des Properz am Anfange von III, 29 scheine ihm schöner als die Goethe vorschwebende aus dem carmen saeculare des Horaz.

S. 136, Z. 1 v. o. „Ihrer «Helena»", Faust II, 4238.

S. 136, Z. 18 v. o. „Neureuther". Goethe hatte die von Eugen Neureuther ihm übersandten Randzeichnungen zu seinen Balladen mit solchem Beifall aufgenommen, daß dieser sie mit der Feder auf Stein zeichnete. Das erste Heft derselben war im vorigen Jahre erschienen.

S. 136, Z. 7 v. u. „mein Haus verdorben". Dies soll ihm aufgefallen sein, als er im December 1792 den während seiner Abwesenheit vollendeten Umbau sah.

S. 137, Z. 10 v. u. „um sich gegen mich zu wehren". Er meinte, was der Aufsatz freilich nicht aussprach, der neuere Dichter thue besser, die Wirklichkeit zu bearbeiten, als das ihm ausschließend eigene Gebiet; in der Darstellung des Idealen könne er ja die Alten nicht erreichen. Der „Iphigenie" (Z. 7) gedenkt

Schiller hier nicht, später tadelte er an dieser die Hinneigung zum Epischen.

S. 138, Z. 3 v. u. «Le rire de Mirabeau», von Cordellier-Delaroue, nach dem Tode des Dichters 1855 in der Sammlung „Les Sillons" gedruckt.

S. 139, Z. 6 v. o. „dem Kammerherrn", und Geheimen Kammerrath, auch Adjunct seines Vaters bei der „Oberaufsicht" über die Anstalten für Wissenschaft und Kunst.

S. 140, Z. 5 v. u. „unsers Wirthes", im Weißen Schwan. Goethe's Sohn befand sich unwohl, sodaß er keine Lust empfand, die Freunde des Vaters zu besuchen.

S. 147, Z. 11 v. u. „von Goethe dem Sohne getrennt", zu Genua, da Eckermann sich durch die krankhafte Lebhaftigkeit desselben gedrückt, auch durch die Hitze und die Anstrengung der Reise sich angegriffen fühlte.

S. 150, Z. 5 v. u. „Freundin Sylvestre", vielleicht eine Verwandte oder Bekannte Soret's.

S. 151, Z. 8 v. o. „Sterling", Charles, Sohn des englischen Consuls in Genua, der, durch Byron an Goethe empfohlen, die Neigung Ottiliens gewonnen hatte. August hatte ihn in Genua getroffen.

S. 151, Z. 9 v. u. „die Verse". Der Schluß des letzten „Talismans" im „Divan" (I, 4).

S. 152, Z. 4 v. o. „Briefe aus Weimar", wol von Soret.

S. 152, Z. 6 v. o. „eine Stelle", eine feste Anstellung beim Erbprinzen, dem er schon im vorigen Jahre Unterricht in deutscher und englischer Sprache und Literatur gegeben hatte. Vgl. S. 154, Z. 3—15 v. o., 9 und 8 v. u.

S. 154, Z. 19 v. o. „in der Nähe von Göttingen", zu Nordheim.

S. 155, Z. 17 v. u. „einem Ihrer letzten Briefe", an August.

S. 156, Z. 1—8 v. o. Aus der „Helena", „Faust" II, 4938 fg.

S. 156, Z. 12 v. o. „die Verse", daselbst 2941 fg.

S. 160, Z. 15 v. o. „die Alma", Goethe's am 29. September 1827 geborene Enkelin Alma Sedina Henriette Kornelie.

S. 161, Z. 6 v. u. „ein Blättchen", gedruckt im „Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer", S. 282 fg.

Goethe hatte Marianne von Willemer kurz vor ihrer Verheirathung mit dem Geheimerath von Willemer, einem ältern befreundeten Landsmanne, kennen lernen. Er empfahl Eckermann als „einen geprüften Haus- und Herzensfreund" und als Begleiter seines Sohnes bis Genua. Eckermann war in Frankfurt meist unwohl, sodaß er nur am letzten Tage einige Stunden im Willemer'schen Hause zubrachte. Marianne fand in seinem Wesen etwas Scheues und Zurückhaltendes, das ihr räthselhaft schien. Sie hatte ihn schon vor sechs Jahren kennen gelernt.

S. 163, Z. 14 v. o. „sollen Sie jenes Bild ..." Vgl. Goethe's Brief an Zelter vom 3. Februar 1831.

S. 163, Z. 13 v. u. „Dupré". Guillaume Dupré und sein Bruder Antoine waren die bedeutendsten französischen Medailleure der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

S. 163, Z. 4 v. u. „mit Fluch oder Segen", da er äußerst unwillig darüber gewesen, daß der Fortgang des Druckes gehemmt wurde. „Herr [Druckereibesitzer] Frommann meldet mir", schrieb er am 25. August an Soret, „daß endlich die nöthigen Anordnungen von Stuttgart [vom Verleger Cotta] eingelaufen sind, wonach unser Geschäft fortgesetzt werden kann." Vgl. S. 187, Z. 19 fg.

S. 165, Z. 13 v. u. „der Wirth", des Gasthofes zur Krone, Bethmann.

S. 165, Z. 8 v. u. „am Schlage gestorben sei". Ein Nervenschlag hatte am 27. October dem vom Scharlachfieber Befallenen, dessen Körper längst zerrüttet und durch die leidenschaftliche Aufregung in Italien sehr angegriffen war, unerwartet den Tod gebracht. Goethe empfing die Todeskunde am 11. November.

S. 166, Z. 6 v. u. „von gescheiten Dingen", ein von Goethe in solchem Falle beliebter Ausdruck.

S. 167, Z. 14 v. o. „des dortigen englischen Consuls", Sterling.

S. 167, Z. 16 v. o. „von Bonstetten", zu Bern 1745 geboren, in Genf erzogen, Freund von Johannes von Müller und Matthisson. 1802 nach seiner Rückkehr aus Dänemark hatte er sich zu Genf niedergelassen. Zuletzt hatten seine „Etudes de l'homme" (1821) und „L'homme du Midi et du Nord" (1824) Goethe angezogen. Durch einen herzlichen Brief desselben war Goethe im Sommer 1828 hoch erfreut worden.

S. 167, Z. 24 v. o. „oft in sich verloren". Am 16. schrieb Alwine Frommann an Mariannen, Goethe sitze oft ganz

verſunken da, ſuche dann aber mit Gewalt ſich freundlich zu unterhalten.

S. 167, Z. 3 v. u. „des Hofraths Vogel". Dieſer ſchrieb am 29. auf Goethe's Wunſch in deſſen Brief an Mariannen: „Man kann behaupten, daß jetzt alle Functionen in Ordnung ſind. Der Schlaf iſt gut, der Appetit nicht unbedeutend, die Verdauung regelmäßig. Die Kräfte ſind bei weitem nicht ſo geringe, als man bei ſolchen Vorgängen fürchten müſſen. Die vortreffliche Conſtitution des verehrten Kranken läßt eine baldige völlige Wiederherſtellung mit gutem Grunde hoffen."

S. 168, Z. 7 v. o. „beikommende ſchon bekannte Gedichte", etwa „zahme Xenien"? Welche andere Zuſammenſtellung kleinerer Gedichte gemeint ſein könne, die durch neue (ungedruckte) vermehrt werden ſolle, wüßte ich nicht. Am 5. Januar 1831 äußerte Goethe gegen Müller, zehn neue Bände ſeiner Schriften ſeien faſt ſchon parat.

S. 168, Z. 13 v. u. „des «Fauſt»." Nach Goethe's Tagebuch brachte Eckermann Goethe am 12. das Manuſcript deſſelben zurück und beſprach mit ihm das ihm noch Neue, nahm dann die „Claſſiſche Walpurgisnacht" mit, über die am 13. und 14. verhandelt wurde. Am 17. gab Goethe ihm den „Abſchluß des Fauſt" mit. An allen dieſen Tagen war Eckermann mittags Goethe's Gaſt.

S. 171, Z. 3 v. o. „ſeit dem Jahre 1807", nach der Plünderung Weimars im October 1806, bei welcher freilich Goethe's Papiere nicht gelitten hatten. Alle eingegangenen und abgegangenen Briefe lagen ſeit 1823 in ſeinem Archiv wohlgeordnet.

S. 175, Z. 13 v. o. „in meinem Teſtamente". Schon am 5. Januar hatte er den letzten, vom Kanzler Müller gemachten Teſtamentsentwurf genehmigt, zu welchem Ende des Monats ein Codicill kam. Vgl. S. 266, Z. 6 v. u.

S. 176, Z. 13 v. o. „Die frühern Ausgaben". Die drei Idyllen der „Luiſe" waren für ſich in den „Muſenalmanachen" von 1782 und 1783 und im „Merkur" im Novemberheft 1784 gedruckt. Die vollſtändige weiter ausgeführte, metriſch ſtrengere Ausgabe erſchien 1795. Daß Goethe die letzte Idylle aus dem Merkurhefte leidenſchaftlich gern vortrug, wiſſen wir aus der „Campagne in Frankreich".

S. 176, Z. 2 v. u. „ein Werk", „De personarum in Euripidis Bacchabus habitu scenico".

S. 177, Z. 14 v. u. „Der «Romantiſche Oedipus»", den Platen im vorigen Jahre an Goethe hatte gelangen laſſen. Ein Jahr vorher hatte er ſeinen Freund Fugger beauftragt, dieſem ſeine „Gedichte" und ſeine „Schauſpiele" mit der Bitte zu ſchicken, die

erstern zu lesen, die andern liegen zu lassen. Damals hatte er sein episches Gedicht „Die Abbassiden" mit einem geharnischten Prolog vollendet.

S. 178, Z. 3 v. o. „wo Christus ..." Vgl. Matth. 14, 24 fg. Das „Meer" ist das Galiläische, das Lukas 5, 1 den See Gennezareth, Johannes 21, 1 das Meer bei Tiberias nennt, wonach Goethe vom See Tiberias zu sprechen pflegte. Vgl. in der „Italienischen Reise" den Bericht vom 13. und 14. Mai 1787. Goethe besaß zwei Kupferstiche des auf dem Meere wandelnden Petrus, einen nach Giovanni Lanfranco, den andern nach Girolamo Muziano; der erstere in Großfolio scheint gemeint.

S. 179, Z. 6 v. o. „dem «Gil-Blas»", des Lesage „Gilblas de Santillane" (1715).

S. 180, Z. 8 v. o. Die Aeußerung Eckermann's ist durch sein Aufsuchen der Legende von dem auf dem Meere wandelnden Petrus in den vier Evangelisten veranlaßt.

S. 180, Z. 7 v. o. „Es ist ein Meer auszutrinken", ein Goethe beliebter Ausdruck nach dem Französischen: „C'est un mer à boire."

S. 180, Z. 14 v. o. „von Röhr", dessen 1828 in fünfter Auflage erschienene „Historisch-geographische Beschreibung von Palästina".

S. 182, Z. 16 v. o. „dem Euripides". Besonders A. W. von Schlegel's Herabsetzung des Euripides, wie auch des Molière, ärgerte ihn. Vgl. III, S. 76, Z. 16 fg.

S. 182, Z. 13 v. u. „die «Memoiren»." Die „Mémoires" des zu Kolmar geborenen Grafen Jean Rapp waren schon 1823 erschienen.

S. 183, Z. 8 v. u. Calderon's «Standhaften Prinzen» hatte Goethe im Jahre 1807 wiederholt in der Abendgesellschaft der Frau Schopenhauer, darauf auch dem in seinem Hause sich versammelnden Damenkreise vorgelesen. Erst am 11. Januar 1811 betrat das Drama nach der Bearbeitung von P. A. Wolff die Bühne, welcher es, wie Goethe sagt, eine ganz neue Provinz eroberte. Früher war Goethe kühner gewesen, wie er z. B. Friedrich Schlegel's „Alarcos" im Jahre 1802 mit aller Gewalt und entschiedenem Misserfolge zur Aufführung gebracht hatte.

S. 184, Z. 7 v. o. „wir haben es einmal gegeben". Dies ist nicht richtig. Viermal ward es in den Jahren 1791 und 1792 aufgeführt. Im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel wird des Stückes gar nicht gedacht. Dagegen hatte der Herzog Karl August im Jahre 1800 auf Goethe's Frage, wie der „Groß-Cophta"

größern Beifall auf der Bühne gewinnen könne, sich ausführlich erklärt. Den Miserfolg des Stückes schrieb dieser nicht blos dem abstoßenden Sujet, sondern auch der dramatischen Form zu; nur in einer komischen Oper könnte der Stoff auf der Bühne gefallen. Er wußte nicht oder erinnerte sich nicht, daß Goethe es gerade in dieser zu bearbeiten begonnen hatte, aber dabei ins Stocken gerathen war, weil kein heiterer Geist darüber wehte. Goethe selbst gestand später, daß der Gegenstand vielleicht besser zu einer Oper getaugt hätte.

S. 184, Z. 13 v. o. „der französische Dichter", Mérimée. Vgl. I, S. 215, Z. 2.

S. 184, Z. 8 v. u. Daß er Goethe seine Redaction des „Aufenthalts in Karlsbad" vom Jahre 1807 gebracht, verstehe ich nicht, da dessen ausführliche Schilderung längst in den „Tag- und Jahresheften" gedruckt war, von einer weitern Ausführung desselben sich keine Spur zeigt. Höchst wahrscheinlich ist diese Stelle bis S. 185, Z. 25 durch ein sonderbares Versehen gerade sieben Jahre zu spät gesetzt. Vgl. zu S. 48, Z. 3 v. u.

S. 186, Z. 5 v. u. „Schelling's Büchlein". Schelling hatte 1816 seine Schrift „Ueber die Gottheiten von Samothrake" herausgegeben. Vgl. S. 192, S. 11 fg. Daß Goethe darauf in der „Classischen Walpurgisnacht" („Faust" II, 3556—3604) hindeute, hatte ihm wol Riemer verrathen.

S. 187, Z. 16 v. u. „der Spirale", nach der Entdeckung von Martius, die ihn zu dem Aufsatz für die Uebersetzung der „Metamorphose", „Ueber die Spiraltendenz der Vegetation", veranlaßte.

S. 188, Z. 3 v. o. „eine Broschüre", Lappenberg's eben erschienene Schrift „Ueber den ehemaligen Umfang und die Geschichte Helgolands". Schon 1827 waren ihm von der Decken's „Untersuchungen über die Insel Helgoland", wie er am 27. October an Zelter schrieb, zugesandt worden.

S. 189, Z. 2 v. o. „anfange weich und schlaff zu werden". Daß dies in seiner Jugendzeit gleichfalls der Fall gewesen, berichtet Goethe im dreizehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung".

S. 190, Z. 12 v. o. „dem Whist vergleichen". Vgl. die ähnliche Aeußerung gegen Müller vom 26. Februar 1812.

S. 190, Z. 18 v. o. „eines jungen Physikers", Jean Pierre Baucher. Seine zu Genf im vorigen Jahre erschienene „Histoire philosophique des plantes d'Europe, ou exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les divers périodes

de leur développement" besprach Goethe in den Nachträgen zur Uebersetzung seiner „Metamorphose".

S. 192, Z. 6 v. o. „die neueste Rede von Schelling", „Rede an die Studirenden der Ludwig-Maximilians-Universität in der Aula academica am Abend des 30. Decembers 1830". Vier Tage hatte bereits der Studententumult gedauert, in welchem es zu blutigem Zusammentreffen mit dem Militär gekommen. Es gelang Schelling's aus warmem Herzen fließender Beredsamkeit, die Studenten zu dem Versprechen zu bringen, sich die nächste Nacht zu Hause zu halten, worauf dann die Beilegung des Streits erfolgte, da man zugestand, daß die Studenten sich mit Recht über schwere Unbilden beklagten.

S. 193, Z. 12 v. u. „an einer Stelle". Eine solche wüßte ich nicht anzugeben; wirklich ist Mephistopheles-Phorkyas die vierte Phorkyade.

S. 194, Z. 6 v. o. „Oberconsistorialrath Schwabe", Dr. Johann Friedrich Schwabe, 1779 zu Eichelborn geboren, 1827 von Neustadt als Oberconsistorialrath und Hofprediger nach Weimar berufen.

S. 194, Z. 11 v. o. „eins seiner Schulbücher", „Lese- und Lehrbuch zum Bedarf der Volksschulen", wovon 1829 die sechste Auflage erschienen war.

S. 194, Z. 20 v. o. „zu meiner Porträtsammlung". In der 132 Nummern zählenden Sammlung von Porträts seiner Bekannten, meist von der Hand des Malers Joseph Schmeller, findet sich Schwabe's Bild nicht.

S. 195, Z. 4 v. u. „Goethe's Aufsatz" „Ueber Wilhelm Zahn's Ornamente und Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä", vom Mai 1830 datirt, erschien in den wiener „Jahrbüchern der Literatur" im dritten Vierteljahrhefte 1830.

S. 195, Z. 1 v. u. „Soret", der seit der Rückkehr von Genf durch Unwohlsein gehindert worden, in den beiden ersten Monaten Goethe zu besuchen, was er auf dessen dringende Einladung an diesem Vormittage gethan hatte.

S. 196, Z. 3 v. o. „Das Schwierige ..." Aehnlich äußerte er sich gegen Müller am 26. Februar 1832.

S. 197, Z. 9 v. u. „dem Manuscript", das er schon einmal, im August 1824, durchgesehen hatte, wo das auf Quartblättern geschriebene Heft kaum von der Stärke eines Fingers war.

S. 198, Z. 4 v. o. „scheint die Zeit kaum zu rücken". Die fünf Bücher umfassen die zehn ersten Monate des Jahres 1775.

S. 198, Z. 16 v. o. Ueber „das Dämoniſche" ſpricht ſich Goethe im zwanzigſten Buche von „Wahrheit und Dichtung" aus.

S. 201, Z. 16 v. o. „der verſtorbene Großherzog". Vgl. S. 204, Z. 27 fg.

S. 201, Z. 13 v. u. „in den Begebenheiten". Goethe hatte dies von ſeiner Bekanntſchaft mit Schiller ſchon vor längerer Zeit behauptet. Vgl. S. 62, Z. 12 fg.

S. 203, Z. 5 v. o. „ſeit 1775". Die Zeitbeſtimmung iſt keineswegs ſicher.

S. 203, Z. 14 v. o. „den Zettel", der erſt neuerdings in der „Zeitſchrift für deutſches Alterthum" gedruckt worden. Es finden ſich darauf die Namen von 83 Perſonen, zu denen noch 30 auf einem beſondern Blatte kommen.

S. 204, Z. 3 v. o. „den «Ivanhoe»", der ſchon 1820 in der dritten Reihe der „Tales of my landlord" erſchienen war.

S. 204, Z. 9 v. u. bis S. 205, Z. 2 v. o. Eine ſolche Aeußerung dürfte doch kaum Goethe angehören, wenn er auch ſich zuweilen vom Augenblick hinreißen ließ.

S. 205, Z. 4 v. o. „Attractiva". Es muß „Attrativa" heißen. In der Schilderung von Philipp Neri in der „Italieniſchen Reiſe" heißt es: „Auch ward ihm eine entſchiedene Anziehungsgabe, welche auszudrücken die Italiener ſich des ſchönen Wortes Attrativa bedienen, kräftig verliehen."

S. 205, Z. 12 v. o. „gleich einem Türken", oder einem Araber. Vgl. „Allah's Namenhundert" im „Divan", I, 4b; VIII, 54.

S. 205, Z. 11 v. u. «Rob Roy», 1818 in der zweiten Reihe der „Tales" erſchienen.

S. 205, Z. 4 v. u. „in fünf Bänden", auf die Pfiſter's im Jahre 1829 begonnene „Geſchichte der Deutſchen" berechnet war. Sonderbar iſt dieſe Erwähnung der fünf Bände, da es an viel ausführlichern Darſtellungen der deutſchen Geſchichte nicht fehlte und Luden's neues Werk eine große Zahl von Bänden umfaſſen ſollte.

S. 205, Z. 2 v. u. «Agnes Bernauerin», des Grafen Joſeph Auguſt von Törring (1780). — «Otto von Wittelsbach» von Joſeph Maria von Babo (1785). Nur dieſer hat ſich von allen den zahlreichen Stücken erhalten, deren zum Theil dankbare Stoffe doch gegen die Klage Goethe's, man ſei gleich ins Privatleben übergegangen, Einſpruch erheben, abgeſehen davon, daß

auch die genannten Stücke sich nicht auf das Privatleben beschränken.

S. 206, Z. 1 v. o. «Daphnis und Chloe», des griechischen Sophisten Longus Schäferroman von Daphnis und Chloe. Courier hatte ihn 1810 neu herausgegeben und die bedeutende Lücke im ersten Buche ergänzt, die man später in der von ihm benutzten Handschrift mit Tinte überschüttet fand. Vgl. S. 217, Z. 3 v. u. bis S. 218, Z. 7 v. o. Seine französische Uebersetzung erschien 1813. Goethe las diese erst später. Nach Riemer's „Mittheilungen" (II, 642 fg.) unterhielt sich Goethe mit diesem schon im Sommer 1807 über den Roman des Longus. Auch eine Bemerkung darüber vom 19. März 1831 findet sich dort. Passow hatte ihm seine Uebersetzung 1811 geschickt, durch welche Longus Goethe nach seinem Dankbriefe an Passow vom 11. October noch werther geworden. Als er zu seiner Ueberraschung in der anmuthigen Uebersetzung auf das bisher fehlende bedeutende Stück gekommen, habe er mit Verwunderung anerkennen müssen, daß dadurch erst das höchst schätzbare Werk zu einem wahren Kunstganzen hergestellt worden.

S. 206, Z. 19 v. o. „des dornburger Schlosses", des von Goethe im Sommer 1828 bewohnten Stomann'schen Schlößchens.

S. 206, Z. 14 v. u. „einen Brief", vom 17. Juli 1828, später in die Werke aufgenommen.

S. 206, Z. 12 v. u. Der Kammerherr und Oberst Friedrich August „von Beulwitz" war damals bei dem verwitweten Hofe in Wilhelmsthal.

S. 208, Z. 9 v. u. Auber's «Stumme von Portici», zu Paris vor drei Jahren zuerst aufgeführt.

S. 208, Z. 3 v. u. Goethe's jedenfalls launige Aeußerung dürfte doch etwas anders gelautet haben; war ja die Schandthat eine solche wie die an Lucretia und Virginia begangene, und sie bildete nur das Zündkraut.

S. 209, Z. 8 v. u. „das erste Buch damit zu schließen". Dies geschah wirklich; denn das hier gemeinte erste Buch ist in der Reihe der Bücher von „Wahrheit und Dichtung" das sechzehnte.

S. 209, Z. 2 v. u. „wo von dem bewußtlosen ...", worauf jetzt noch die Aeußerung über Himburg's Nachdruck seiner Schriften folgt. Die „artigen Anekdoten" wurden wirklich umgestellt.

S. 210, Z. 1 v. o. „das auch handelnd ..." Goethe

hatte bemerkt, daß sich damals beim ersten Zusammentreffen mit ihm „ein gelegentliches Handeln ohne Bedenken" gefunden.

S. 210, Z. 5 v. o. „dasjenige aufnehmen, was..." Es kam an das Ende des zweiten (siebzehnten) Buches, dagegen das Z. 9 fg. Erwähnte wirklich in das dritte.

S. 210, Z. 12 v. u. Soret gedenkt dieses Besuches nicht.

S. 210, Z. 11 v. u. Paul Louis „Courier", der auch eine Uebersetzung der „Aethiopika" des Heliodor und eine kritische Ausgabe von Lucian's „Lucius oder der Esel" herausgegeben, besonders aber durch seine geistreichen politischen Flugschriften Frankreich bewegt hatte. Seine sämmtlichen Schriften waren nach seinem Tode in zwei Sammlungen 1826 und 1828 erschienen. Ueber Courier's Verhältniß zu seiner Zeit hatte Wachler in einem Aufsatze in Raumer's „Historischem Taschenbuch" (1830) gehandelt.

S. 212, Z. 10 v. o. Longus wird als „letzter griechischer Dichter" etwas willkürlich bezeichnet, da uns eine genaue Bestimmung seiner Zeit abgeht.

S. 213, Z. 2 v. o. „von Frauen", seiner Gattin und Schwägerin, die aber auf seine dichterischen Entwürfe keinen Einfluß hatten. Die Parricida-Scene schwebte Goethe nicht mehr deutlich vor. — „wie andere auch". Er denkt wol an Friedrich Schlegel, Zacharias Werner und Tiedge.

S. 214, Z. 10 v. o. „bedeutenden jungen Naturforschern", Dietrich Georg Kieser, Friedrich Sigismund Voigt, Georg Friedrich Jäger und Ludwig Reichenbach.

S. 217, Z. 1 v. o. „Montag den 21." Des Unwohlseins Goethe's (vgl. III, 241; Müller's „Unterhaltungen", S. 147) gedenkt Eckermann nicht.

S. 217, Z. 2 v. o. „die noch immer fortwährenden Unruhen". Das Ministerium Périer war am 13. gebildet worden, aber die Demokraten fühlten sich besonders dadurch verletzt, daß man die Träger der Julirevolution beseitigt hatte.

S. 219, Z. 4 v. o. „einem jungen Professor der orientalischen Sprache[n] und Literatur[en]". Dr. Johann Gustav Stickel, zu Eisenach 1805 geboren, war im Jahre 1827 als Privatdocent in Jena aufgetreten; zu seiner weitern Ausbildung ging er nach Paris, wo er Silvestre de Sacy hörte. Nach seiner Rückkehr war er im folgenden Jahre zum außerordentlichen Professor für alttestamentliche Theologie ernannt worden. Erst 1839 erhielt er die Professur für die orientalischen Sprachen, in welcher er noch heute als Geheimer Hofrath eine sehr geschätzte Thätigkeit entfaltet und sich der Verehrung seiner Zuhörer erfreut.

S. 219, Z. 8 v. o. Ludwig „Schrön" war Professor und Inspector der Sternwarte in Jena. — „zunächst", im Jahre 1834. Es stimmt die Zeitangabe nicht wol mit der Angabe Müller's, am 26. Februar 1832 habe Goethe gesagt: „Schon habe ich an Schrön nach Jena geschrieben, eine vorläufige Zusammenstellung der Notizen über den Kometen zu machen, damit man einen so merkwürdigen Herrn vorbereitet und würdig empfange."

S. 219, Z. 13 v. o. „eines jungen Freundes", Felix Mendelssohn-Bartholdy. Der Brief ist vom 5. März.

S. 219, Z. 21 v. o. „Niebuhr" hatte in der am 5. October 1830 geschriebenen Vorrede zum zweiten Bande seiner „Römischen Geschichte", entsetzt über die Julirevolution, geschrieben: „Jetzt blicken wir vor uns in eine, wenn Gott nicht wunderbar hilft, bevorstehende Zerstörung, wie die römische Welt sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfuhr: auf Vernichtung des Wohlstands, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft", was von den meisten als fieberhafte Angst erklärt oder bespottet wurde, besonders in einem Anschlag an dem bonner akademischen Fechtsaal, von dem Niebuhr in der Vorlesung in fieberhafter Aufregung erklärte, eines solchen Streiches sei kein Rheinländer fähig.

S. 220, Z. 4 v. o. „seit vierzig Jahren". Ausführlich hatte hierüber der mit Goethe's Beihülfe entstandene Aufsatz Meyer's, „Neudeutsche religios-patriotische Kunst" in „Kunst und Alterthum", I, 2 (1817), gehandelt.

S. 220, Z. 18 v. o. „ganz gegen meine Natur". Vgl. S. 60 am Schlusse.

S. 221, Z. 2 v. u. „frankfurter Freunde", unter denen Bürgermeister Thomas. Ein „bedeutender" silberner Becher hatte die Flaschen begleitet.

S. 222, Z. 6 v. o. „einen Brief". Der hier wol gemeinte zu Venedig nach der Rückkehr aus Neapel im Jahre 1740 geschriebene Brief hat sich erhalten. In ganz Europa, heißt es hier, reise man für sein Geld nicht unbequemer und verdrießlicher als in Italien, von wo man nichts mitbringe als einen Kopf voll Curiositäten, für die man, wenn man sie zu Hause auf den Markt tragen sollte, nicht zwei baare Heller bekäme. Aber von den Mosquitos, dem schlechten Essen und schweren Wein steht nichts in diesem Briefe.

S. 222, Z. 14 v. o. „nicht productiv war". Im zwölften Buche von „Wahrheit und Dichtung" schreibt er ihm nur „einen gewissen dilettantischen Productionstrieb" zu.

S. 222, Z. 17 v. o. „seine administrativen Talente".

Seit dem Tode seines Sohnes war Vogel in der Leitung der Oberaufsicht der wissenschaftlichen Anstalten Goethe zur Seite gegeben. — „***", Staatsminister Karl Wilhelm von Fritsch, geboren am 16. Juli 1769, seit 1805 Polizeipräsident, 1810 Mitglied des geheimen Conseils, 1815 bei der Neuordnung des Staatsministeriums in dieses berufen, 1819 nach Voigt's Tod mit den Universitätsangelegenheiten betraut. Daß er mit Goethe gegen den Unfug der Preßfreiheit gestimmt, kann nur auf den Anfang des Jahres 1816 gehen, wo der Staatsminister von Gersdorff dem Staatsministerium seinen Entwurf wegen Bildung der landständischen Berufungsversammlung vorlegte. Freilich sollte man glauben, auch Voigt sei gegen die Preßfreiheit gewesen.

S. 223, Z. 6 v. o. „ist auch so gut wie fertig". Die Abhandlung „Ueber die Spiraltendenz", die den Schluß der neuen Ausgabe der „Metamorphose" bildete, sandte er den 2. April an Soret.

S. 223, Z. 7 v. u. „Sie war ein merkwürdiges Wesen." Die folgenden Aeußerungen finden sich wesentlich im achtzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung".

S. 224, Z. 12 v. o. „für eine Schuld von viertausend Thalern", vielmehr Gulden. Am 19. September 1788 schrieb Goethe an Karl August, Bankier Willemer in Frankfurt wolle Merck, der sich in seiner großen Noth an ihn gewandt hatte, die 4000 Florin zu 4 Procent gegen einen vom Herzog unterzeichneten Wechsel auf ein oder zwei Jahre vorschießen. Der Herzog sandte sogleich die Verschreibung, in welcher die Zeit auf zwei Jahre bestimmt war. Merck löste den Wechsel zur Zeit ein; denn Karl August erwiderte ihm am 5. December 1790: „Ihren Brief nebst dem Cautionsschein habe ich richtig erhalten. Es ist mir außerordentlich erfreulich gewesen, von Ihnen zu vernehmen, daß Ihnen das sonst so eigensinnige Glück wohl gewollt hat."

S. 224, Z. 17 v. o. „Als ich ihn wiedersah". Aber Goethe sah Merck, der sich am 27. Juni 1791 erschoß, nie wieder.

S. 226, Z. 3 v. o. „weil es sich ... erhebt". Ueber die Wahl des Titels hat Goethe sich bei verschiedenen Veranlassungen in abweichender Weise geäußert. Am Schlusse des Vorworts spricht er von der „halb poetischen, halb historischen Behandlung".

S. 226, Z. 4 v. o. „Jean Paul". Das von Richter selbst begonnene Werk, „Wahrheit aus Jean Paul's Leben", erschien vom Jahre 1826 an in acht, erst 1833 vollendeten Bänden.

S. 226, Z. 14 v. o. „Donnerstag". Von demselben Tage ist eine Eintragung Soret's, III, 241, wo irrig „Mittwoch" steht.

S. 226, Z. 18 v. o. „In dem sogenannten Paradies", einem beliebten Spaziergange zu Jena.

S. 226, Z. 20 v. o. Die folgende Zeitbestimmung widerspricht sich selbst. Als Schiller im Juli 1787 nach Weimar kam, war „Don Carlos" schon erschienen. Die Rückkehr aus Schwaben erfolgte am 25. Mai 1794. Als Goethe Schiller daselbst am 21. Juli besuchte, befand sich Meyer noch in Dresden; mit diesem kam Goethe erst am 2. November nach Jena. Meyer wird Schiller zuerst nach der Mitte October 1791 gesehen haben; wir wissen nur, daß damals Goethe mit Lips in Jena war und Schiller besuchte. Wol vor den Besuch wird das hier erwähnte Begegnen gefallen sein. Damals, wo er eben von Erfurt zurückgekehrt war, fand Schiller sich noch sehr leidend. Vgl. S. 107, Z. 18.

S. 226, Z. 6 v. u. „getroffen". Im Herbst 1817, als Meyer zu seiner Erholung sich nach seiner Heimat begab.

S. 227, Z. 10 v. o. „von Herrn von Reutern". Vgl. S. 44, Z. 5. Goethe schrieb ihm am 22. April 1831 durch Vermittelung des Majors von Radowitz.

S. 228, Z. 12 v. o. „einige Verse", die drei Strophen, die unter dem Titel „Inschrift" mit dem Datum „April 1831" und näherer Bezeichnung des Rahmens in die Werke übergegangen.

S. 229, Z. 4 v. o. „Neureuther" (vgl. S. 136, Z. 17) hatte ihm seine Randzeichnungen zur „Parabel" („Ich trat in meine Gartenthür", später „Die Originalen" überschrieben) zugesandt. Vgl. den Brief an Boisserée vom 24. April.

S. 230, Z. 4 v. o. „eines bekannten Schriftstellers", Wolfgang Menzel?

S. 230, Z. 7 v. u. „schon neulich". Vgl. S. 175, Z. 13. — „zum Herausgeber". Auffällt, daß hier Riemer's gar nicht gedacht wird, obgleich dieser mit Eckermann die „Nachgelassenen Werke" herausgab, ja an erster Stelle, gegen die Alphabetfolge, genannt wurde.

S. 232, Z. 2 v. o. „keine neue Novelle". Einer am 23. November 1809 dazu erfundenen Geschichte von einem katholischen Geistlichen gedachte Goethe gegen Riemer.

S. 232, Z. 16 v. u. „die Redaction". Vgl. S. 48 am Schlusse.

S. 232, Z. 10 v. u. „Auf Schiller's Schädel", mit dem Datum des 25. September 1826. — „Kein Wesen kann..." vom Februar 1829 (S. 44, Z. 9). Die Vollendung beider fällt also nicht in dieselbe Zeit.

S. 233, Z. 13 v. o. „daß ich alle ...“ Auch dies ist geschehen. Band 4 hat die Ueberschrift „Kunst“, Band 9 „Einzelnheiten, Maximen und Reflexionen“, Band 10 „Zur Naturwissenschaft im allgemeinen“.

S. 233, Z. 3 v. u. „Zu der Kapuzinerpredigt ...“ Dies konnte Eckermann aus dem Briefwechsel mit Schiller wissen, wie ihm überhaupt Goethe's Antheil an „Wallenstein's Lager“ aus demselben bekannt sein mußte. Der betreffende fünfte Band war im Herbst 1829 erschienen.

S. 234, Z. 2 v. o. „jenen zwei Versen“, gleich am Anfange.

S. 234, Z. 10 v. o. „wie ich schon gesagt“, am 18. Januar 1825 (I, 137); eine sonderbare Zurückbeziehung.

S. 234, Z. 9 v. u. „Grasemücken“, höchstens mundartlich; „Grasmücken“, wie III, S. 123, Z. 5 und im Register steht, ist die gangbare Form. — Von Eckermann's liebevoller Beschäftigung mit den Vögeln hören wir im dritten Bande im October 1827.

S. 235, Z. 3 v. o. Aus dem schon 1815 gedruckten Spruch: „Was wär' ein Gott“.

S. 235, Z. 14 v. o. „mit dem säugenden Kalbe“, nach Goethe's vermeintlicher Entdeckung. Wirklich erscheint sie so nur auf Münzen von Dyrrachium. Goethe's eigenes Epigramm auf Myron's Kuh schließt:

Alles reißet zum Staunen mich hin, zum Preise des Künstlers:
Doch daß du mütterlich auch fühlest, es ziehet mich an.

S. 235, Z. 7 v. u. „riecht“. Gemeint ist die Stelle II, 6754, unmittelbar vor der Scene „Mitternacht“.

S. 236, Z. 11 v. o. „König Ahab“. Die Aehnlichkeit spricht schon Mephistopheles aus, II, 6658.

S. 236, Z. 15 v. o. „gerade hundert Jahre alt“. Nach der scenischen Bemerkung, die wol von Riemer stammt, ist er „im höchsten Alter“.

S. 236, Z. 19 v. o. „es heißt“, II, 7304 fg.

S. 237, Z. 7 v. o. „im August“, vielmehr im Juli, wie auch auf dem Titel der Handschrift des zweiten Theils stand, er sei im Juli 1831 vollendet worden, wofür Eckermann willkürlich das allgemeine „im Sommer“ setzte. Einzelnes wurde noch nachgebessert. Am 7. September meldet Goethe Reinhard, in der Hälfte Augusts habe er nichts mehr am zweiten Theile zu thun gewußt und ihn eingesiegelt; wollte er ihn ja vor seinem Geburtstage ganz zur Seite haben. Leider entzog er die Handschrift seinen Freunden;

dadurch kam es, daß die zahlreichen Schreibfehler derselben meist unverbessert blieben.

S. 237, Z. 11 v. o. „als ein reines Geschenk", doch wünschte er noch „Wahrheit und Dichtung" zu vollenden.

S. 239, Z. 1 v. o. „Hermann von Schwanefeld", van Suanevelt, von dem Goethe eine größere Anzahl eigener Radirungen, zum Theil in vorzüglichen Abdrücken, besaß.

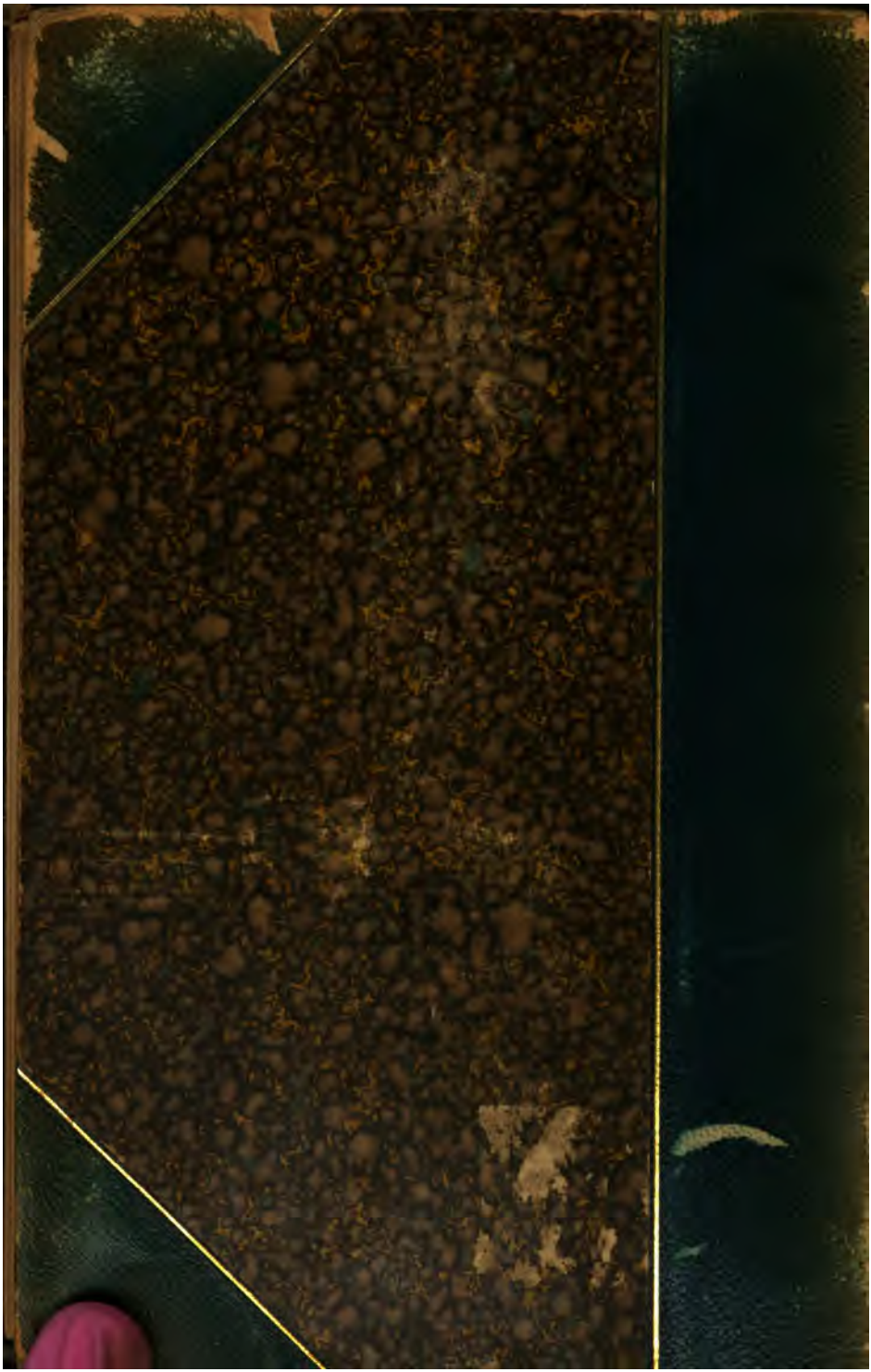
S. 239, Z. 12 v. u. „auf Anregung von Boisserée". Boisserée hatte am 15. December, da ihm Goethe seine Absicht mitgetheilt, die „Farbenlehre" neu zu bearbeiten, den Wunsch geäußert, daß er dabei auch einzelnes ergänze, und in dieser Beziehung ein Wort für die Erklärung des Regenbogens eingelegt. Diese begann der Dichter in der Erwiderung an Boisserée vom 11. Januar.

S. 239, Z. 9 v. u. „an dem Streit zwischen Cuvier und Saint-Hilaire". Den zweiten Artikel über die „Principes de Philosophie Zoologique" beendete er im März 1832.

S. 239, Z. 6 v. u. „an einem Kapitel über die Mischung der Farben", das keine Aufnahme fand.

S. 241, Z. 2 v. o. „Karl von Spiegel", Sohn des Obermarschalls von Spiegel.

S. 243, Z. 3 v. u. „der Frau von Arnim", geb. Bettina Brentano. Die Stammbuchverse waren wol die vom 7. März datirten:

Fromme Wünsche, Freundes Wort,
Waltet in dem Büchlein fort!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.